



e-book
PIPER



RUTH
DUGDALL

Die leere
Wiege

Roman

The book cover features a close-up, profile view of a woman with long blonde hair tied in a ponytail. She is wearing a light pink, off-the-shoulder top. The background is dark and textured. The text is overlaid on the image.

e-book **PIPER**

RUTH
DUGDALL

Die leere
Wiege

Inhalt

Impressum

Früher

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Heute

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

[Kapitel 28](#)

[Kapitel 29](#)

[Kapitel 30](#)

[Kapitel 31](#)

[Kapitel 32](#)

[Kapitel 33](#)

[Kapitel 34](#)

[Kapitel 35](#)

[Kapitel 36](#)

[Kapitel 37](#)

[Kapitel 38](#)

[Kapitel 39](#)

[Kapitel 40](#)

[Kapitel 41](#)

[Kapitel 42](#)

[Kapitel 43](#)

[Kapitel 44](#)

[Kapitel 45](#)

[Kapitel 46](#)

[Kapitel 47](#)

[Kapitel 48](#)

[Kapitel 49](#)

[Kapitel 50](#)

[Kapitel 51](#)

[Kapitel 52](#)

[Kapitel 53](#)

[Kapitel 54](#)

[Kapitel 55](#)

[Kapitel 56](#)

Kapitel 57

Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.piper.de

*Für Margaret Dugdall, meine Mum,
die Geschichten erzählt, wie andere Leute atmen,
und mir gezeigt hat, dass man selbst die schmerzlichsten
Begebenheiten schön erzählen kann.
In Liebe und Dankbarkeit.*

Übersetzung aus dem Englischen von Gabriele Weber-Jarić

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Piper Verlag erschienenen
Buchausgabe

1. Auflage 2012

ISBN 978-3-492-95490-7

© 2010 Ruth Dugdall

Die englische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel »The Wo-
man before me«, Legend Press, London 2010.

Deutschsprachige Ausgabe:

© Piper Verlag GmbH, München 2012

Umschlagkonzept: semper smile, München

Umschlaggestaltung: Cornelia Niere, München

Umschlagfoto: Margie Hurwich / Arcangel Images /plainpicture

Datenkonvertierung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Früher

1.

Lautlos trete ich über die Schwelle und lausche der Stille des Hauses. In dieser Stunde, zwischen drei und vier Uhr nachts, wenn die Menschen tief und fest schlafen, wirkt die Küche größer und leerer als bei Tageslicht. Anders. Nein, ich fühle mich anders, denn diesmal nehme ich Abschied.

Ganz leicht liegt Emmas Duft noch in der Luft, das Parfum, das nach frischen Äpfeln riecht. Im Regal steht das Holzkistchen mit den verschiedenen Tees. Ich werde nie mehr beobachten können, wie sie sich darüberbeugt und ihr Haar wie ein Vorhang herabfällt, wie sie es zurückstreicht, während sie überlegt, welchen Tee sie trinken möchte. Auch Luke werde ich nie wiedersehen, das hat sie mir deutlich gesagt.

Mein Blick streift das große Bild an der Wand. Ein Druck, der den Eiffelturm zeigt, denn dort hat sie mit ihrem ersten Ehemann die Flitterwochen verbracht. Auf der Arbeitsplatte sind schmutzige Teller und Besteck, an dem die vertrockneten Reste ihrer letzten Mahlzeit kleben. Ich dachte immer, sie wäre so ordentlich, aber im Grunde habe ich sie gar nicht richtig gekannt. Nicht so, wie du es getan hast.

Ich durchquere die Küche bis zu dem großen Esszimmer, ganz langsam, denn ich möchte nicht, dass mir etwas entgeht. Alles will ich mir einprägen. Dort haben wir gesessen, Emma und ich, hatten die Hände um unsere warmen Teebecher gelegt. Die rote Farbe der Wände merke ich mir ebenso wie das weiße Fichtenholz des Fenstersitzes. Auf dem Tisch liegen eine Packung Silk-Cut-Zigaretten und ein Streichholzbriefchen. Angeblich hat Emma das Rauchen

aufgegeben, aber der Tag heute hatte es in sich.

Mein Blick wandert weiter. Ich sehe mich in dem kleinen Spiegel an der Wand und erschrecke über das, was mein Gesicht verrät: Auf meinen Wangen brennen rote Flecke, und meine Augen wirken beinahe schwarz. Ich trete näher. Meine Pupillen sind extrem geweitet. Aufgeregt wirke ich, wenn nicht sogar erregt.

Kurz beginnt mein Herz zu rasen, und meine Hände werden feucht. Das muss der nervöse Kitzel sein, der Einbrecher befällt. Nur dass ich nichts stehlen werde. Emma ist die Diebin, nicht ich. Das Einzige, was ich aus diesem Haus jemals entwendet habe, ist der Schlüssel für die Hintertür, den ich heimlich habe nachmachen lassen, ehe ich ihn wieder an seinen Haken gehängt habe.

Leise steige ich die Treppe hoch und meide jene Stellen, von denen ich weiß, dass sie unter meinem Gewicht knarren.

Nachtlichter brennen auf dem oberen Flur, und Emmas Tür steht ein Stück weit offen. Ich spähe in ihr Schlafzimmer. Die Vorhänge sind zurückgezogen, der Mond ist groß und rund.

Emma schläft auf der Fensterseite und hat die Decke bis zum Kinn hochgezogen. Neben ihr liegt der schwere Körper eines Mannes unter der Bettdecke verborgen: Dominic. Ich betrete das Schlafzimmer und schleiche mich näher. Wie ein Fötus hat sie sich eingerollt. Ich betrachte ihr perfektes Ohr, die Wange, das blonde Haar, das in dem dämmrigen Licht aschfarben wirkt, und frage mich, ob ich sie berühren könnte, ohne dass sie aufwacht. Nur noch wenige Zentimeter trennen mich von ihr.

Sie wälzt sich herum, und ich erstarre. Doch dann wird mir klar, dass sie sich nur in einem unruhigen Traum bewegt. Ihr Gesicht ist mir halb zugewandt. Ich erkenne die steile Falte auf ihrer Stirn und die

verkniffenen Lippen. Habe ich das bewirkt, oder liegt die Schuld dafür bei dir?

Ich kehre zurück in den Flur, tappe weiter zum Kinderzimmer und schlüpfe durch die halb geöffnete Tür. In dem kleinen Zimmer schläft das wunderschöne Baby in seinem Bettchen. Es ist ein Junge. Er liegt auf dem Rücken, als hätte er sich ergeben, die kleinen Fäuste auf der Wolldecke, das Gesicht friedlich entspannt. Weiche Haut hat er und dicke Pausbäckchen. Sonst schaue ich ihm immer beim Schlafen zu, doch heute Nacht genügt es mir nicht.

Luke ist meinen Griff und meinen Geruch gewohnt. Er regt sich, als ich ihn hochhebe. In dem Augenblick glaube ich, im Nebenzimmer eine Stimme zu hören, und halte inne. Jetzt ist es wieder still. Lukes Körper ist mir vertraut. Ich wiege ihn, lege einen Arm unter seinen Rücken und die freie Hand auf seinen Schenkel, so wie man es machen muss. Ganz

ruhig liegt er da und schmiegt den Kopf an meine Brust.

Ich liebe ihn, liebe ihn unbändig.

Wieder höre ich einen Laut im Nebenzimmer. Wie erstarrt stehe ich da und warte. Der Laut wird zu einem Flüstern und dann zu Stöhnen. Ein Bett stößt rhythmisch gegen die Wand. Behutsam, um ihn nicht zu wecken, lege ich Luke zurück in sein Bettchen und verlasse den Raum. Als ich an dem Schlafzimmer vorbeikomme, wird Emmas Stöhnen lauter, und sie keucht: »Ja, ja, ja, ja, ja.«

2.

Ein lautes Klopfen an der Vordertür reißt mich aus dem Schlaf. Ich denke, hoffe, dass du es bist, aber es ist die Polizei. Sie sind gekommen, um mich zu holen. Wir wissen, dass Sie in dem Haus waren, sagen sie. Es hat dort gebrannt, sagen sie. Dann teilen sie mir mit, dass Luke tot ist, und mir fehlt die Luft zum Atmen. Sie möchten, dass ich ihnen bei ihren Nachforschungen behilflich bin, und ich willige ein.

Ein Polizist führt mich eine Treppe hinunter und sperrt mich in eine Zelle. Die Wände sind grau gestrichen, die Pritsche ist an der Wand befestigt. Kurz darauf öffnet sich die Tür, und ein Mann tritt ein. Er hat schütteres Haar und trägt ein kurzärmeliges Hemd.

Seine Arme sind von der Sonne verbrannt, die Haut schält sich.

»Mein Name ist Mike Hogg«, stellt er sich vor. »Ich bin Ihr Pflichtverteidiger.«

Er setzt sich nicht. Ohne mich anzusehen, macht er sich auf einem Block Notizen.

Wichtige Dinge fragt er mich nicht, nur ob ich selbstmordgefährdet und ob ich hungrig sei. Ich frage ihn, ob es wahr sei, ob Luke tatsächlich tot ist. Er sagt, ja, doch darüber sollten wir besser nicht reden.

Als Nächstes kommt ein uniformierter Polizist herein und führt mich in den Vernehmungsraum, der klein und düster ist, denn die Fenster sind hoch oben unter der Decke. Der Holztisch sieht aus, als gehöre er in eine Schule. Dahinter sitzt ein anderer Polizist, im Anzug statt in Uniform. Er zieht eine schwarze Diskette aus der Hülle und schiebt sie in das Aufnahmegerät. Er unterhält sich mit Mr Hogg, der sich neben mich setzt. Die beiden fragen sich gegenseitig, wie

es ihren Ehefrauen gehe. Anscheinend ist das hier für sie so normal und alltäglich, dass ihnen mein Zittern gar nicht auffällt. Mr Hogg erzählt dem Polizisten von seinem Urlaub in Griechenland und wie sein Sohn gelernt hat, im Meer zu schwimmen.

Ich fühle mich beklommen und konfus. Wie können sie über einen Urlaub sprechen, wenn gerade erst ein Baby gestorben ist? Es kostet mich große Kraft, auf dem Stuhl sitzen zu bleiben, denn ich bin kurz davor zusammenzubrechen. Ich bin todmüde und fühle mich so schwer und dumpf, als hätte sich mein Gehirn ausgeschaltet. Luke, das ist das Einzige, woran ich denken kann.

Zu guter Letzt machen sie sich bereit. Der Polizist lehnt sich zurück. Aus der Innentasche seines Jacketts zieht er eine Packung Zigaretten hervor, eine goldene Schachtel, die er zuerst Mr Hogg zeigt und dann mir anbietet. »Hier herrscht leider

Rauchverbot, aber wenn Sie möchten, können Sie sich eine für später mitnehmen.«

»Nein, danke.«

»Ach, richtig, falsche Marke. Sie rauchen ja nur Silk Cut.«

In einem verborgenen Winkel meines Gehirns erahne ich, worauf er hinauswill.

Er drückt die Aufnahmetaste des Geräts, und ein rotes Lämpchen leuchtet auf. Er spricht langsam und bedächtig. »Ich bin Sergeant West. Mit mir im Raum befinden sich ...«

»Mike Hogg, Pflichtverteidiger.«

West zeigt auf mich, und ich sage: »Rose Wilks.«

»Ich habe Miss Wilks über ihre Rechte belehrt. Die Vernehmung beginnt heute, Sonntag, den sechsten Juni, um elf Uhr sechszwanzig. Also, Miss Wilks, können Sie mir sagen, wann Sie zuletzt im Haus von Emma und Dominic Hatcher waren?«

»Gestern.«

»Für das Protokoll, gestern war Samstag, der fünfte Juni. Und was haben Sie dort getan?«

»Ich habe Luke gehütet.« Der Name des Kleinen bleibt mir im Hals stecken, und ich umklammere die Kanten meines Stuhls, um gegen das Zittern meiner Hände anzugehen.

»In welcher Beziehung standen Sie zur Familie Hatcher?«

»Wir sind Freunde. Luke ist ... war ... für mich wie ein Sohn. Ich habe oft auf ihn aufgepasst. Emma ist meine Freundin.«

»Aha. Um wie viel Uhr haben Sie das Haus der Familie Hatcher am Samstag verlassen?«

»Als sie von ihrem Ausflug aus Southwold wiederkamen. Sie waren früher als angekündigt zurück, so gegen vier Uhr nachmittags.«

»Sind Sie an dem Abend noch einmal dorthin gegangen?«

»Nein.«

»Könnten Sie das für die Aufnahme bitte in einem ganzen Satz sagen?«

»Nein, ich bin an dem Abend nicht mehr dorthin gegangen.«

»Sind Sie sich dessen absolut sicher? Waren Sie nicht doch noch mal im Haus? Bitte, überlegen Sie sich genau, was Sie sagen. Alles, was Sie jetzt bestreiten und zu einem späteren Zeitpunkt zugeben, wird vor Gericht gegen Sie verwendet werden.«

»Ich bin frühmorgens noch einmal dort gewesen. Gegen drei Uhr.«

Der Unterkiefer von Sergeant West entspannt sich. Mit dieser Aussage hat er offenbar nicht gerechnet. Auf seinen Lippen deutet sich ein Lächeln an.

Mr Hogg verlagert sein Gewicht. »Ich möchte die Vernehmung kurz unterbrechen und mit Rose unter vier Augen sprechen.«

Sergeant West wirft ihm einen abfälligen Blick zu. Mit dem einvernehmlichen Geplauder von vorhin ist es anscheinend

vorbei. Aber ich will mit Mr Hogg nicht unter vier Augen sprechen. Ich möchte die Wahrheit sagen und konzentriere mich voll und ganz auf das Gerät, das meine Worte einfängt. Sie sollen für alle Zeiten in diesem Plastikgehäuse gefangen sein.

»Ich bin gegen drei Uhr heute Morgen ins Haus zurückgekehrt, um Luke noch einmal zu sehen.«

»Rose«, unterbricht Mr Hogg mich. »Ich halte das wirklich nicht für ...«

Sergeant West geht über seinen Einwurf hinweg. »Wie sind Sie ins Haus gelangt?«

Ich spüre das warme Stück Metall an meiner Halskette. Mein kostbarer Schlüssel.

»Die Hintertür war unverschlossen. Mit solchen Dingen nimmt Emma es nicht so genau.«

»Waren Sie in Lukes Zimmer?«

»Ja.«

»Haben Sie sich dort eine Zigarette angesteckt?«

»Nein! In der Nähe des Jungen rauche ich nie.«

»Haben Sie beim Verlassen des Hauses eine Zigarette fallen lassen? Die dann den Brand ausgelöst hat?«

»Nein!«

»Ich frage Sie noch einmal: Haben Sie sich im Haus der Familie Hatcher eine Zigarette angezündet?«

»Nein, das habe ich nicht getan.«

»Der Brand wurde durch eine Zigarette verursacht, und Sie geben zu, in den frühen Morgenstunden im Haus gewesen zu sein.«

»Emma raucht. Es wird ihre Zigarette gewesen sein. Sie war wach, als ich gegangen bin. Sie hatte Sex mit ihrem Ehemann.«

Sergeant West betrachtet mich mit einem Ausdruck unverhohlener Verachtung. »Mrs Hatcher war vergangene Nacht allein. Ihr Ehemann hat woanders übernachtet. Sie war allein und hat geschlafen, und Sie waren in ihrem Haus, bei ihrem Sohn, der kurz darauf

aufgrund eines Brandes umgekommen ist. Haben Sie dafür eine Erklärung?»

Ich schließe die Augen. Heiße Tränen brennen unter meinen Lidern.

»Rose Wilks, haben Sie im Zimmer von Luke Hatcher einen Brand verursacht?« Sergeant West spricht jedes Wort ganz langsam aus und betont die einzelnen Silben.

Mr Hogg rutscht nervös auf seinem Stuhl herum.

Ich sammle all meine Kraft, beuge mich vor und flüstere in das Aufnahmegerät, als gälten meine Worte nur ihm. Mein Mund berührt das Plastikgehäuse: »Nein.« Doch dann kann ich mich nicht mehr zurückhalten, denn ich bin müde, und Luke ist tot, und das ertrage ich nicht. »Nein«, flüstere ich. »Nein, nein, nein, nein!«

3.

Es ist Montag. Die letzte Nacht habe ich in einer Zelle auf dem Polizeirevier verbracht. Heute Morgen hat der Richter gegen meine Freilassung auf Kautionsentschieden, deshalb muss ich jetzt erst mal in Untersuchungshaft. Ein Wachmann führt mich in einen weißen Van. Er legt mir in einem winzigen Abteil Handschellen an und kettet mich an der Wand fest. Vor einigen Jahren haben Demonstranten den Hafen von Felixstowe blockiert und gegen die Art und Weise protestiert, wie Schlachtvieh transportiert wird. Gegen den Transport von Gefangenen protestiert niemand.

Mir ist übel. Wenn ich nicht selbst Autofahre, wird mir häufig schlecht, und jetzt sitze ich mit dem Rücken zum Fenster und

starre auf eine Wand. Hinausschauen kann ich nur, wenn ich den Kopf drehe. Irgendjemand sitzt in dem Abteil nebenan, aber ich erkenne nur die Spitze eines Kopfes, brünettes Haar, dicht und gewellt. Wohin wir fahren, hat mir niemand gesagt.

Die Fahrt dauert ewig, und meine Übelkeit will nicht nachlassen. Es gibt weder etwas zu trinken, noch wird irgendwo angehalten, damit wir die Toilette benutzen können. Ich bin völlig erschöpft, denn seit zwei Tagen habe ich nicht mehr geschlafen. Ich will zu Luke, sehne mich schmerzlich nach ihm.

Nach einer Stunde wird der Van langsamer. Vor uns öffnen sich Tore, durch die wir hindurchfahren. Als wir anhalten, höre ich Frauenstimmen. Ihr Akzent klingt nach Essex. Der Gefangene neben mir darf aussteigen. Dann wird die Tür wieder zugeknallt, und wir fahren weiter.

Der Wachmann hinten im Van schläft. Ich höre, wie er schnarcht und das Brummen des

Motors. Draußen ziehen Tankstellen und Autobahnraststätten vorüber. Ich bin so müde, dass ich einnicke. Als ich wach werde, steht der Van, und der Wachmann öffnet die Tür.

Eine Stimme ruft: »Nur eine?« Dann zerrt mich eine stämmige Beamtin ins Freie. Sie hat ein Klemmbrett in der Hand, wie eine Reiseleiterin, aber sie lächelt nicht. »Wilks?«

»Ja.«

Die Frau macht einen Haken auf der Liste an ihrem Klemmbrett und löst meine Fesseln. Meine Handgelenke sind aufgeschürft. Ich betaste die geröteten Stellen. Von irgendwoher weht der ranzige Geruch verfaulenden Abfalls herüber.

»Willkommen in Holloway«, sagt sie.

Ich werde zu krankenhausgrünen Trennwänden dirigiert, hinter denen bereits eine Frau in Unterwäsche steht. Eine Beamtin inspiziert gerade ihre Haare. Die Frau legt ihre Armbanduhr und ihren Schmuck in eine

Plastikschale. Ich denke an meinen Schlüssel und weiß, dass ich mich von ihm nicht trennen kann. Er ist das Einzige, was mir geblieben ist, jetzt, da Luke tot ist. Das Einzige, was mich mit ihm verbindet.

»Könnte ich bitte kurz auf die Toilette gehen?«

»Da entlang. Aber lassen Sie die Tür offen.«

Die Beamtin bleibt im Flur vor der Toilette stehen und redet mit jemandem. Rasch löse ich den Schlüssel von meiner Kette, lasse die Jeans herunter und hocke mich auf die Toilette.

Ich darf nicht aufgeben. Das würde Luke nicht wollen. Die Beamtin verstummt und kommt auf mich zu. Ich schiebe den Schlüssel in meine Vagina und winde mich vor Schmerz, ehe er sitzt. Dann ziehe ich die Jeans wieder hoch. Die Beamtin steht jetzt direkt vor mir.

»Bisschen schneller, Wilks. Ich hab auch noch was anderes zu tun.«

Ich folge ihr zurück zu den grünen Trennwänden.

»Ziehen Sie sich aus, und legen Sie die Kleidungsstücke auf den Stuhl. Schmuck in die Schale.«

Ich streife mein T-Shirt ab, knöpfe die Jeans auf und ziehe sie aus. Fröstelnd lege ich Ohrringe und Armbanduhr ab.

»Auch die Unterwäsche«, sagt sie. »Na los, ich hab nicht den ganzen Tag Zeit.«

Ich hake den Büstenhalter auf und lege ihn ebenfalls ab. Meine Brüste sind groß, die Milch lässt sie anschwellen, und die Venen treten hervor. Der Blick der Beamtin bleibt daran haften. Ich beuge mich vor, ziehe die Unterhose aus und falte sie in der Mitte zusammen. Seit zwei Tagen habe ich weder die Unterwäsche gewechselt noch geduscht. Ich fühle mich schmutzig.

Sie schnappt sich meine Unterhose, schüttelt sie auf und fährt mit einem Finger an den Säumen entlang. Dann nimmt sie meinen Büstenhalter und betastet die Körbchen, ehe sie den Rest meiner Kleidung inspiziert. Dann zieht sie sich Handschuhe über, greift mir fest in die Haare, zerrt daran und begutachtet sie. Ich bin größer als sie, weshalb ich mich vorbeugen muss, bis mein Rücken anfängt zu schmerzen.

»Ich habe keine Läuse.«

»Nach denen suche ich auch nicht.«

»Mund auf.« Mit einem Finger fährt sie mir kreisförmig durch den Mund. Ich muss würgen wegen des Gummis.

»Betrachten Sie sich als selbstmordgefährdet?«

»Nein.«

Sie mustert mich von Kopf bis Fuß. Ich drücke die Schenkel zusammen und hoffe, dass die Qual bald vorüber ist. Dass sie keine

weiteren Körperöffnungen untersucht. Sie wirft einen Blick auf die Uhr an der Wand.

»Okay, ziehen Sie sich wieder an. Zeit, Sie einzuschließen.«



Ich folge der Beamtin durch mehrere Türen und Flure. Eine Zellentür steht offen und gibt den Blick auf zwei Metallpritschen und ein Waschbecken frei. Ich erkenne eine silbrige Toilette, die nur halb von einer schmalen Trennwand abgeschirmt wird. Auf einer der Pritschen liegt eine Frau, die mit Wachsmalstiften zeichnet. Ihr Lächeln ist breit, der Blick benommen oder schläfrig.

Die Beamtin wirft ein dünnes Handtuch und ein Laken auf das freie Lager. »Ich hole Ihnen was zu essen, aber mehr als Reste gibt's jetzt nicht mehr.« Sie knallt die Tür hinter sich zu und schließt mich ein.

Ich stehe mitten in der kleinen Zelle. Meine Hände zittern. Die andere Frau starrt mich an. Sie hat mausbraunes Haar und graue Augen. Auf ihrem Schoß liegt das Bild, das sie gemalt hat: ein Strichmännchen und ein Haus.

»Hallo«, sagt sie. »Hast du Lust auf was Süßes?« Sie öffnet die Hand und zeigt mir eine zerdrückte Rolle Schokodrops.

»Nein, danke.«

Ich setze mich auf mein Lager und kratze an der rauen Wolle der Decke.

»Geht's dir nicht gut?«

»Nein.«

»Du gewöhnst dich schon noch daran.« Sie lutscht die Schokolade von ihren Fingern ab. »Seit ich fünfzehn war, bin ich mal drinnen und mal draußen gewesen. Hier kennen mich alle. Man legt mich immer mit den Neuen zusammen, damit ich ihnen helfen kann – manchmal kommen sie anfangs nicht so gut zurecht.« Dann wiederholt

sie die Frage, die man mir jetzt schon zweimal gestellt hat. »Du bist nicht selbstmordgefährdet, oder?«

»Nein.«

»Das ist doch schon mal ein Plus für dich«, sagt sie zuversichtlich. »Einige der Neuen zittern wie nasse Kätzchen.«

Ich verberge die Hände auf dem Rücken und bin froh, dass sie nicht gesehen hat, wie sehr sie zittern.

»Wie heißt du?«

»Rose.«

»Ein schöner Name. Ich heiße Jane.« Sie lächelt voller Vertrauen. »Meine Freunde nennen mich Janie.«

»Dürfte ich mal das Klo benutzen?«

»Du brauchst nicht um Erlaubnis zu fragen.« Sie deutet auf die Metallschüssel hinter der schmalen Trennwand.

»Du schaust aber nicht zu, oder?«

Sie starrt mich an, als hätte ich den Verstand verloren, zuckt mit den Schultern und

dreht sich auf die Seite, mit dem Rücken zu mir. Hinter der Trennwand schiebe ich eine Hand in meine Unterhose. Gleich darauf seufze ich erleichtert auf und befreie mich von dem unangenehmen Druck.

Ich halte den Schlüssel ans Licht und reibe ihn an meiner Jeans ab. Mein kostbarer Schlüssel. Das Einzige, was mir von Luke geblieben ist.

4.

Neun lange Monate habe ich auf die Verhandlung gewartet, so lange, wie ein Baby braucht, nur dass in mir nichts als Furcht gewachsen ist. Der Crown Court von Ipswich ist anders, als ich ihn mir vorgestellt habe, nicht wie die Gerichtssäle, die ich aus Filmen kenne. Er ist kleiner und dunkler, und die Menschen flüstern, sodass man nicht weiß, worum es geht.

Man hat mich von der Gerichtszelle direkt in den Bereich für die Angeklagten gebracht. Er erinnert mich an den Bug eines Schiffs im Hafen, auch wenn ich nicht weiß, ob die Schranke mich vor den Leuten oder die Leute vor mir schützen soll. Die Handschellen sind mir abgenommen worden, doch ich werde von zwei Wachbeamten flankiert,

einem Mann und einer Frau in identischen grauen, mit weißen Borten abgesetzten Uniformen. Sie sind mir zu nahe. Der an Essig erinnernde Körpergeruch des Mannes steigt mir in die Nase. Doch selbst wenn ich über die Schranke springen und davonlaufen würde, käme ich nie an der Meute der Reporter draußen vor dem Gebäude vorbei. Ihr Anblick war ein Schock für mich. Ihr Interesse an mir ergibt keinen Sinn. Ich bin eine ganz normale Frau, die in die traurige Geschichte eines toten kleinen Jungen verwickelt ist.

Ich höre Stimmen, die von den Besucherrängen kommen, schaue hoch und erschrecke, denn dort oben beugen sich unzählige Männer und Frauen über die Brüstung. Sie wollen mich sehen und machen sich auf ihren Blöcken Notizen.

An der Stirnseite des Gerichtssaals steht hinter einem langen Holztisch ein gewaltiger Holzstuhl, darüber ein vergoldetes Wappen

mit lateinischer Inschrift. Der Stuhl sieht aus wie ein Thron. Ein Stück darunter sitzt eine Frau an einem kleineren Tisch, eine zierliche Person, gepflegt, in einem adretten schwarzen Kostüm, das glänzende Haar zu einem Bob geschnitten. Sie blättert in einem dicken Aktenordner. Wahrscheinlich sind darin all die Lügen abgeheftet, die sie in den neun Monaten meiner Untersuchungshaft über mich erzählt haben.

Ich atme auf, als jemand auf mich zukommt, den ich kenne. Es ist Mr Thomas, mein Anwalt, ein korpulenter, rosiger Mann, der über dem Nadelstreifenanzug eine schwarze Robe trägt. Er tritt an die Schranke und bleibt einen knappen halben Meter unter dem Podest stehen, auf dem ich sitze. Ich kann sehen, dass er langsam kahl wird.

»Die Show fängt gleich an«, sagt er. »Der Richter dürfte jeden Moment erscheinen. Und nicht vergessen: Wenn er eintritt, stehen Sie auf und senken den Kopf.« Er

taxiert mich. »Nettes Kostüm, aber bitte machen Sie am Hals ein paar Knöpfe auf. Als Frisur wäre ein Pferdeschwanz besser gewesen, das hätte Sie jünger gemacht. Morgen legen Sie Make-up auf, ja? Nicht zu viel, das sähe nach zu großer Zuversicht aus. Machen Sie sich einfach ein bisschen hübsch, das hat noch niemandem geschadet.«

Ich versuche mir Farbe in die Lippen zu reiben, aber ich weiß, dass ich nie hübsch sein werde. Während der Untersuchungshaft habe ich weder Lippenstift noch Make-up getragen. Auch meine Haare sind in der ganzen Zeit nicht einmal geschnitten worden. Sie hängen wie ein dunkler Vorhang herab.

»Ich werde Jason bitten, mir Make-up zu besorgen«, sage ich und schaue mich nach ihm um.

»Jason ist draußen auf dem Flur. Wie alle Zeugen wird er erst für seine Aussage im Gerichtssaal zugelassen, also vermutlich in ein, zwei Tagen.«

Mr Thomas hat mir erklärt, dass die Verhandlung zwei Wochen dauern wird.

Da ertönt ein lauter Summton, und alle erstarren. Stille breitet sich aus. Hastig nimmt Mr Thomas seinen Platz an dem langen Tisch ganz vorne ein und setzt sich eine Perücke auf. Meine Bewacher stehen auf und ziehen mich mit hoch, als die Holztür hinter dem Thron aufgeht.

Der Richter tritt ein, eine furchterregende Erscheinung in roter Robe und mit weißer Perücke. Er hat ein langes Gesicht und extrem schmale Augen. Irgendwie erinnert er mich an einen Zauberer. Im Gericht fühlt er sich offenbar zu Hause, denn er lässt sich Zeit, schaut sich um und legt seine Unterlagen zurecht, ehe er seinen Platz einnimmt. Daraufhin dürfen auch wir uns wieder setzen.

»Frau Gerichtsschreiberin«, beginnt er mit lauter, fester Stimme. »Sind die Geschworenen so weit?«

Die attraktive Frau mit dem glänzenden Bob dreht sich zu ihm um. »Ja, Euer Ehren.«

Zum ersten Mal spähe ich zu der Gruppe Männer und Frauen hinüber und studiere ihre Mienen. Diese zwölf Personen werden über mein Schicksal entscheiden. Sie wirken ganz normal, wie Menschen, denen man im Supermarkt begegnet. Einige von ihnen sind im Jackett erschienen, ein Mann trägt eine Krawatte, doch der Großteil ist wie für einen Stadtbummel gekleidet. Eine Frau in der ersten Reihe trägt ein hübsches rosa geblümtes Kleid, als hätte sie sich für diesen Anlass herausgeputzt. Allerdings macht sie einen nervösen Eindruck und befingert ihre Hängeohrringe.

Bitte glaubt mir, flehe ich stumm.

Die Gerichtsschreiberin wendet sich zu mir um. »Bitte stehen Sie auf, und sagen Sie Ihren Namen.«

»Rosemary Ann Wilks.« Ich hoffe, niemand hört das Beben in meiner Stimme.

»Rosemary Wilks, Sie sind des Mordes an Luke Hatcher angeklagt. Plädieren Sie auf schuldig oder nicht schuldig?«

»Nicht schuldig«, antworte ich so bestimmt wie möglich.

Die Frau schreibt etwas in ihre Akte. »Wie plädieren Sie in Bezug auf die Anklage wegen Totschlags?«

Ich sehe zu Mr Thomas hinüber. Er nickt. »Nicht schuldig.«

»Darf die Angeklagte sich setzen?«

Der Richter wirkt gelangweilt. »Setzen. Die Anklage hat das Wort.«

Umgehend springt ein zwergenhafter Mann in schwarzer Robe und mit weißer Perücke auf. Er tritt zu den Geschworenen, mustert sie der Reihe nach, breitet die Arme aus und ruft: »Die Dinge sind nicht immer, wie sie scheinen! Denn es gibt Fälle, in denen der engste Freund sich als unser Feind entpuppt. Betrachten Sie Rosemary Wilks. Eine durchschnittlich aussehende Frau Ende

zwanzig. Eine Frau, die man auf eine Tasse Tee zu sich einladen könnte.«

Er macht eine Pause und dreht sich zu mir um. Alle starren mich an, als wäre ich ein Ungeheuer aus einem Skurrilitätenkabinett.

»So dachte auch Emma Hatcher, als sie Rosemary Wilks in ihr Haus ließ, ohne zu ahnen, welche tückischen Absichten diese Frau hinter ihrem ganz normalen Äußeren verbarg.«

Langsam schreitet er zur Mitte des Raumes, wie ein Schauspieler, der ins Rampenlicht tritt.

»Diese Frau hier hat Emma Hatcher systematisch verfolgt. Nachts, wenn Emma schlief, streifte Miss Wilks durch ihr Haus, vernichtete persönliche Gegenstände und, was das Schlimmste war, behauptete anderen gegenüber, Emmas Sohn Luke sei ihr eigenes Kind. Sie ging sogar so weit, den Jungen zu stillen.«

Die Frau in Rosa schnappt nach Luft.

»Als Emma schließlich dahinterkam und der Angeklagten jeglichen Umgang mit ihrem Sohn verbot, was tat diese Frau da? Sie schlich sich nachts in Emmas Haus und legte ein Feuer. Luke Hatcher erstickte am Rauch, und sein winziger Körper verbrannte. Diese Frau, diese Durchschnittsperson, die jedermanns Freundin hätte sein können, jedermanns Mutter, ermordete Luke Hatcher. Den Mord, meine Damen und Herren, werde ich Miss Wilks im Verlauf dieser Verhandlung nachweisen.«

Als er sich setzt, scharrt sein Stuhl über den Boden, und mich überläuft ein Schauer.

Mr Thomas wartet, bis sich das Raunen im Saal gelegt hat. Als er spricht, klingt er ruhig, ohne jede Theatralik.

»Auch ich möchte Sie bitten, sich vor Augen zu führen, dass Rose Wilks durchschnittlich aussieht. Und ich werde Ihnen, meine Damen und Herren Geschworenen, nun

beweisen, dass Rose so normal aussieht, weil sie genau das ist: eine ganz normale Frau. Sie hat den tragischen Tod von Luke Hatcher nicht verschuldet, denn Rose hat den Jungen geliebt. Sie wurde zu Unrecht des Mordes angeklagt und für neun Monate in Untersuchungshaft gehalten. Lassen Sie uns dieses Unrecht beenden, meine Damen und Herren, denn ich werde darlegen, dass Rose Wilks unschuldig ist.«

Am zweiten Tag der Verhandlung tritt Emma in den Zeugenstand. Seit dem Tag, an dem Luke gestorben ist, habe ich sie nicht mehr gesehen. Ich würde auf der Straße glatt an ihr vorüberlaufen, ohne sie zu erkennen. Der Gram hat sie verzehrt, und ihr früheres Engelsgesicht hat scharfe Züge angenommen. Sie war immer zierlich, eine kleine Ballerina im Vergleich zu mir, aber jetzt sieht sie aus wie ein halb verhungertes Kind. Die Frau, die da auf dem Zeugenstuhl sitzt, ist nur noch ein Schatten ihrer selbst. Zweimal muss

die Gerichtsschreiberin sie bitten, lauter zu sprechen. Der Gerichtsdienner bringt Emma Papiertaschentücher und ein Glas Wasser.

Ich möchte, dass sie mich ansieht, dass sich unsere Blicke treffen. Wir waren einmal die besten Freundinnen und haben Luke beide geliebt. Jetzt leiden wir beide. Mein Herz schmerzt bei ihrem Anblick, wie sie spindeldürr und mit gesenktem Kopf dasitzt. Selbst ihr Haar, auf das sie immer so stolz war, wirkt schlaff und ungepflegt.

O Emma, bitte sieh mich an.

Zuerst behutsam, dann ein wenig direkter fragt der Staatsanwalt sie nach meiner »unnatürlichen Beziehung« zu Luke. Emmas Worte klingen monoton, es sind einsilbige, gemurmelte Antworten. Der Staatsanwalt wirkt verstimmt. Nach einer Weile gibt er auf und überlässt die Zeugin der Verteidigung.

»Mrs Hatcher«, beginnt Mr Thomas.

»Rose Wilks hat regelmäßig auf Ihren Sohn

aufgepasst. Heißt das, Sie gingen davon aus, dass Luke bei ihr in guten Händen war?«

»Ja.«

»Hatten Sie jemals einen Grund anzunehmen, Rose könnte Ihrem Sohn schaden?«

»Nein.«

»Haben Sie jemals festgestellt, dass Rose sich auf eine Weise verhalten hat, die Ihnen Grund zur Sorge gab?«

»Als Miss Hall, die Kinderschwester, mir sagte, dass ...«

»Haben *Sie* jemals etwas festgestellt, Mrs Hatcher?«

»Nein.«

»Noch eine Frage, wenn Sie gestatten. Rauchen Sie?«

Emmas Gesicht wird aschfahl. »Früher habe ich geraucht. Aber nur, wenn ich gestresst war.«

»In der Nacht, als der Brand ausbrach, waren Sie gestresst, nicht wahr?«

»Ja.«

»Darf ich fragen, warum?«

Emmas Schweigen zieht sich, bis sie schließlich sagt: »Ich hatte Streit mit meinem Ehemann.«

»Haben Sie an besagtem Abend geraucht?«

Ich muss mich vorbeugen, um ihre Antwort hören zu können. »Nein. Ich hatte keine Zigaretten im Haus.«

»Keine weiteren Fragen, Euer Ehren.«

Der Gerichtsdienner hilft Emma aus dem Zeugenstand. Nicht ein einziges Mal hat sie in meine Richtung geschaut.

Dominic Hatcher dagegen starrt mich die ganze Zeit über an. Sein Blick besagt, dass er mich erschießen würde, wenn er ein Gewehr hätte. Sein Gesicht ist gerötet, der Blick finster und aufgebracht. Der Staatsanwalt versucht ihn zu beruhigen, doch Dominics Antworten werden zunehmend lauter. Ich weiche zurück.

Er sagt, ich sei ständig bei ihnen zu Hause gewesen und dass er mir nie getraut habe.

Die Stimme von Mr Thomas wird sanfter, als wolle er betonen, wie beherrscht er im Vergleich zu Dominics aggressivem Auftreten ist.

»Mr Hatcher, Sie haben behauptet, Rosemary Wilks von jeher misstraut zu haben. War das tatsächlich so?«

»Ja. Ich habe sie nie gemocht.«

Die Aussage schmerzt mich, obwohl ich immer wusste, dass er mich hasst. Er war auf meine Freundschaft mit Emma eifersüchtig und darauf, wie nah wir uns standen.

»Vielleicht möchten Sie den Geschworenen erklären, wie es kam, dass diese Frau, der Sie nie getraut haben, die Sie nie mochten, Ihren Sohn beaufsichtigen durfte, während Sie sich einen schönen Tag auf der Pferderennbahn machten.«

»Ich konnte sie nicht leiden, und sie war mir unheimlich. Aber ich hätte nie gedacht,

dass diese verkommene Person jemanden ermordet.«

»Einspruch, Euer Ehren.«

»Stattgegeben. Mr Hatcher, bitte mäßigen Sie sich«, sagt der Richter.

Mr Thomas fährt fort. »Noch eine Frage, wenn Sie erlauben. Waren Sie in der Nacht, als Ihr Sohn starb, zu Hause?«

»Nein. Ich habe im Internat übernachtet. Ich gehöre zur Führungsriege des Internats, und als ...«

»Sie waren also nicht zu Hause. Trifft das zu?«

»Ja.«

»Aus welchem Grund haben Sie im Internat geschlafen, Mr Hatcher?«

Dominic seufzt und atmet langsam aus.
»Weil Emma und ich einen Streit hatten. Wegen der Mörderin, die dort drüben sitzt.«

Beim Verlassen des Zeugenstands wirft er mir einen hasserfüllten Blick zu.

Vor vierzehn Tagen hat die Verhandlung begonnen. Heute wird Nurse Hall als Zeugin aufgerufen. Von allen Schwestern des Krankenhauses war sie mir die liebste. Im Gerichtssaal scheint sie sich unbehaglich zu fühlen, denn sie spricht sehr leise und berührt immer wieder ihr Haar.

Mr Thomas tritt als Erster vor den Zeugenstand. »Ich danke Ihnen für Ihr Kommen, Miss Hall. Wahrscheinlich war es für Sie nicht einfach, sich heute freizunehmen. Ich vermute mal, das, was Sie auf der Kinderstation in der Klinik erleben, ist mitunter herzzerreißend.«

»Allerdings.«

»Wenn ich recht informiert bin, haben Sie Rose Wilks im Krankenhaus kennengelernt, als sie dort ihren Sohn entbunden hat.«

»Richtig. Der kleine Joel lag auf der Intensivstation. Ich habe mich um Rose gekümmert, denn ich wusste, wie sehr sie unter dem schlechten Zustand des Jungen

litt. Trotzdem war sein Tod für uns alle ein Schock.«

Mein Magen zieht sich zusammen.

»Wie hat Miss Wilks auf den Tod ihres Kindes reagiert?«

»Sie war verzweifelt. Ebenso ihr Partner. Die beiden waren außer sich vor Kummer.«

»Verhält sich so jemand, der eines Mordes fähig ist?«

»Einspruch!«, ruft der Staatsanwalt.

»Miss Hall ist Krankenschwester, keine Psychologin.«

»Stattgegeben«, sagt der Richter. »Bitte formulieren Sie die Frage neu, Mr Thomas.«

»Miss Hall, hatten Sie jemals Zweifel daran, dass Rose ihren Sohn geliebt hat?«

»Nie!« Ihre Stimme ist nun deutlich lauter.

»Als Sie Rose mit dem kleinen Luke in dem Café sahen, hat sie ihm da etwas anderes als Fürsorge und Zuneigung entgegengebracht?«

»Nein, sie war sehr liebevoll.«

Ich fange den Blick der Frau in dem rosa Blümchenkleid, das sie heute wieder trägt, auf der Geschworenenbank ein, um sicherzugehen, dass sie diese Aussage gehört hat.

»Vielleicht war ihre Hingabe ein wenig übertrieben, womöglich weil sie ihr eigenes Kind verloren hatte, aber gab es für Sie Anzeichen, dass sie dem Jungen schaden wollte?«

»Nein, nicht schaden.« Nurse Hall hält inne. »Erst als mir klar wurde, dass sie ihn stillte, kam mir das irgendwie merkwürdig vor.«

Mr Thomas ist gut vorbereitet. »Merkwürdig vielleicht. Aber auch schädlich?«

»Das wohl eher nicht.«

»Bei anderen Völkern ist es durchaus üblich, dass Kinder von Frauen gestillt werden, die nicht ihre Mütter sind. Selbst bei uns hat es vor noch nicht allzu langer Zeit

wohlhabende Frauen gegeben, die just zu diesem Zweck Ammen eingestellt haben.«

»Mag sein.« Nurse Hall klingt unsicher.

»Ich danke Ihnen. Keine weiteren Fragen.«

Eine tiefe Zuneigung für Nurse Hall durchflutet mein Herz. Der Frau in Rosa würde ich am liebsten zurufen: *Sehen Sie, ich habe Luke geliebt! Ich hätte ihm nie etwas angetan!*

Mr Thomas wartet, bis Nurse Hall den Zeugenstand verlassen hat, dann wendet er sich zu den Geschworenen um.

»Meine Damen und Herren Geschworenen, die Entscheidung liegt nun bei Ihnen. Halten Sie diese Frau hier für fähig, einen Mord zu begehen? Oder wirkt sie auf Sie wie eine ganz normale Frau, die ihren Sohn Joel geliebt hat. Eine Frau, die einen schrecklichen Verlust erlitt und anschließend Opfer einer tragischen Verkettung von Umständen wurde? Müssen wir uns beim Anblick dieser

armen Frau nicht alle sagen, dass uns nur die Gnade Gottes bisher vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt hat?«

Er holt tief Luft und macht eine lange Pause, ehe er weiterredet.

»Rose gibt zu, in der Nacht, in der Luke gestorben ist, in seinem Zimmer gewesen zu sein. Ebenso gibt sie zu, dass ihr Aufenthalt dort falsch war, dass sie ihrer Liebe nicht hätte nachgeben und den Jungen stillen dürfen. Aber sie trauerte um ihren eigenen Sohn und war depressiv. Rose besteht darauf, dass sie im Haus der Familie Hatcher nicht geraucht hat. Mrs Hatcher wiederum hat zugegeben, dass sie selbst Raucherin ist. In der besagten Nacht hatte sie einen Streit mit ihrem Ehemann und war aufgewühlt. Folglich hätte es ihre Zigarette gewesen sein können, die den Brand verursachte. Doch ganz gleich, wie es zu dem tragischen Unglück kam, eins ist sicher: Rose Wilks hat kein Feuer gelegt, um Luke Hatcher zu töten.

Ich bitte Sie nun, das einzig richtige Urteil zu fällen, denn Rose Wilks hat weder einen Mord begangen noch sich des Totschlags schuldig gemacht.«

Heute

5.

»Amelia, bitte beeil dich. Wir kommen sonst zu spät.«

Cate goss Milch über die Rice Krispies ihrer Tochter. Ihr eigenes Frühstück bestand aus einer angebrannten Scheibe Toast, die sie mit Butter bestrich. Von oben war kein Laut zu hören. Cate nahm die Treppe zwei Stufen auf einmal. Umgeben von Puppen und Teddybären, saß Amelia auf der Bettkante, noch immer in Unterhemd und Unterhose.

»Warum bist du noch nicht angezogen?«

»Ich bin müde.« Amelia ließ sich auf das Kissen zurückfallen. »Ich will heute zu Hause bleiben.«

Cate hob das rosa Kleid, das sie herausgelegt hatte, vom Fußboden auf.

»Arme hoch«, befahl sie und zerrte den Ausschnitt über das blonde Haar ihrer Tochter. Daran ist Tim schuld, dachte sie. Er hatte Amelia erst spätabends zurückgebracht, obwohl sie ihn gebeten hatte, es nicht mehr zu tun. Jedes Mal, wenn Amelia das Wochenende bei ihrem Vater verbracht hatte, war sie am nächsten Morgen müde und schlecht gelaunt.

»Aua, Mummy. Du tust mir weh.«

Cate ging darüber hinweg. Sie griff nach Amelias Sandalen, stülpte sie über die zappelnden Füße und schloss die Riemchen.

»So. Und jetzt frühstücken. Los, marsch, marsch.«

Widerwillig schlich Amelia hinter ihr die Treppe hinunter. In der Küche ließ sie sich auf ihren Stuhl fallen, betrachtete die durchweichten Krispies und jammerte: »Ich will keine Krispies. Ich will Cheerios.«

»Du isst das, was vor dir steht.«

Gereizt schaute Cate auf die Uhr. Schon fast halb neun. Sie musste Amelia zu Julie bringen und anschließend über die Küstenstraße zum Gefängnis Bishop's Hill fahren. Und sie würde definitiv zu spät kommen. Hastig steckte sie ein Sandwich, einen Apfel und eine Dose Cola in ihre Aktentasche. Als sie sich umdrehte, sah sie, dass Amelias Schultern bebten. Verärgert und mitfühlend zugleich bat sie: »Amelia, jetzt wein doch nicht.«

»Ich will aber Cheerios«, schluchzte das Mädchen. »Bei Daddy darf ich die auch immer essen.«

Resigniert griff Cate nach einer sauberen Schale, füllte sie mit Cheerios und verschüttete in ihrer Hast etwas Milch auf dem Küchentresen. Sie stellte die Schale vor Amelia hin. »Hier. Aber jetzt ruckzuck.«

Das Tamtam um die Cheerios hatte Cate ein paar weitere wertvolle Minuten gekostet. Kurze Zeit später hatte sie Amelia bei Julie

abgeliefert, fuhr im Eiltempo zum Gefängnis und stürmte durch den Eingang.

Dort ließ man sie erst mal warten. Cate rang nach Atem und übte sich in Geduld. Die Gefängniswärter hinter der kugelsicheren Glasscheibe plauderten miteinander und ignorierten sie. Schließlich klopfte sie an die Scheibe und schob ihren Ausweis unter der vergitterten Luke durch.

»Mein Name ist Cate Austin, Bewährungshelferin. Ich soll mich hier melden. Heute ist mein erster Arbeitstag.«

Ein Gefängniswärter namens Dave Callahan führte Cate herum. Er sah aus wie Anfang fünfzig, mit verdächtig schwarzem Haar und ehemals muskulösem Körper, der mittlerweile schwammig geworden war. Als junger Mann war er wahrscheinlich mal attraktiv gewesen, inzwischen jedoch nicht mehr, obwohl er das immer noch zu glauben schien. Während er mit Cate durch die einzelnen Abteilungen schritt, flirtete er mit ihr und

hielt ihr übertrieben galant die vergitterten Türen auf, hatte jedoch nicht genügend Anstand, sie auch nur ein einziges Mal mit ihrem Namen anzureden. Als sie ihm erklärte, sie sei weder seine »Süße« noch sein »Schätzchen«, lachte er nur. Mit ihm würde es noch Probleme geben, das war Cate jetzt schon klar.

»Wie kommt denn ein hübsches Ding wie Sie dazu, sich für einen Job im Gefängnis zu entscheiden?«

»Ich leide an Höhenangst, sonst wäre ich Pilotin geworden«, entgegnete sie spitz.

Callahans dröhnendes Gelächter hallte von den Wänden zurück. »Wir haben hier zwei Gefängnisse«, erklärte er ihr, »eins für Männer und eins für Frauen. Die Männer sind im offenen Vollzug, deshalb werden Sie die frei herumlaufen sehen. Wie die jungen Kerle damals sind sie bereit loszuziehen. Einige von ihnen haben viele Jahre gesessen, aber wenn sie hierherkommen, heißt das, dass wir

ihnen vertrauen und sie in der Umgebung arbeiten lassen. Sie gehören zur Kategorie D, also niedriges Risiko.«

»Ich bin nur für die Frauen zuständig.«

»Die sind ein ganz anderes Kaliber, die bleiben hinter Schloss und Riegel. Kategorien gibt es für weibliche Gefangene nicht, aber wenn, dann wären sie Kategorie A. Böse und verdorben, zumindest einige von ihnen. Wie man sich als Frau benimmt, bringt denen keiner mehr bei.«

Sie folgten einem abschüssigen Pfad, der zu einem separaten Gebäude mit Flachdach führte. Auf dem Schild neben dem Eingang stand »Krankenhausflügel«.

Callahan schloss die beiden Außentüren auf und führte Cate in einen Flur, von dem zu beiden Seiten die Zellen abgingen. Cate hatte mit grauen Wänden gerechnet, doch sie waren weiß gestrichen. Dennoch handelte es sich eindeutig um ein Gefängnis und nicht um ein Krankenhaus. Hier und da hingen

zwar Schilder, die die Besucher ermahnten, sich die Hände zu waschen, und an einer Wand war ein eingerissenes Plakat befestigt, auf dem das menschliche Skelett dargestellt war. Doch die Zimmer waren eindeutig Zellen, sämtlich abgeschlossen und mit eingelassenem Beobachtungsfenster von vielleicht dreißig mal zehn Zentimetern. Nicht einmal für die Kranken gab es so etwas wie Privatsphäre.

Im Büro der Krankenstation saß eine Frau und las Zeitung. Statt weißer Bluse und schwarzer Krawatte wie das Gefängnispersonal trug sie einen gestärkten Schwesternkittel. Als die Frau ihre Schritte hörte, legte sie die Zeitung beiseite und kam auf sie zu. Eine zarte Person, die unter dem Kittel eine schwarze Hose und Stiefel mit Stahlkappen trug.

Cate gab der Frau die Hand und stellte sich vor. »Cate Austin, die neue Bewährungshelferin.«

»Kelley Todd, Leiterin der Krankenstation.«

»Heute ist mein erster Tag hier.«

Todd warf ihr einen Blick zu, wie um zu sagen, das habe sie schon bei Cates Eintreten erkannt.

Callahan drängte sich an ihnen vorbei, griff nach dem *Daily Star* und blätterte die Seiten der Zeitung durch. »Wie geht's denn dem armen Luder, das Sie in die Mangel genommen haben?«

»Susan Thomas? Sie musste genäht werden, aber das wird schon wieder. Bislang hält sie noch die Klappe. Will offenbar nicht sagen, wer sie angegriffen hat.«

»Vielleicht sollte ich ihrem Gedächtnis mal ein bisschen nachhelfen?«

»Tu dir keinen Zwang an.«

Callahan warf die Zeitung in den Papierkorb und führte Cate zu einer abgelegenen Zelle.

Der Raum war recht groß und enthielt ein Krankenhausbett mit einem Fußhebel, um die Höhe zu verstellen. In dem Bett lag eine junge Frau von vielleicht achtzehn Jahren, die sich in eine graue Wolldecke eingewickelt hatte. Quer über ihre Stirn zog sich eine Wunde, die mit schwarzem Faden vernäht worden war. Ihr Unterkiefer war geschwollen. Am auffälligsten fand Cate jedoch die vor Angst weit aufgerissenen Augen.

»Nimm Haltung an, Thomas, und sag der neuen Bewährungshelferin schön guten Tag.«

Thomas' Blick wurde wachsam. Cate lächelte freundlich und hoffte, die junge Frau würde sich daraufhin entspannen. Am liebsten wäre sie für einen Moment mit der Gefangenen allein gewesen, um sie zu beruhigen.

»Willst du uns denn nicht sagen, wer dir das angetan hat?«

»Nein, Sir.« Ihre Stimme war kaum mehr als ein Hauch.

Callahan legte eine Hand auf den Rand der Wolldecke und stützte sich mit seinem ganzen Gewicht auf das Bett. »Und du willst dich auch nicht dazu überreden lassen?«

Thomas deutete ein Kopfschütteln an und zwinkerte die Tränen fort.

»Na schön, wenn das dein letztes Wort ist, soll's mir recht sein. Falls es dich freut, morgen wirst du verlegt.«

Die junge Frau rang sich ein winziges Lächeln ab.

Callahan gluckste und tippte Cate auf den Arm. »Kommen Sie, wir gehen.« Beim Verschließen der Zellentür sagte er: »Die dumme Kuh macht sich vor Angst in die Hosen.«

»Aber Sie haben ihr doch nur gesagt, dass sie verlegt wird. Wohin denn?«

»Egal. Hauptsache weg von hier. Wenn einer der Gefangenen derart übel zugerichtet

wird, kommt er anschließend in ein anderes Gefängnis. Dann ist er aus dem Weg. So lautet jedenfalls die Vorschrift.«

Sie verließen die Krankenstation und traten hinaus ins Freie. Über ihnen zogen kreischende Möwen ihre Kreise und hielten nach Nahrungsresten Ausschau. Cate und Callahan überquerten einen ungepflegten Rasen, auf dem leere Zigarettenpackungen und anderer Abfall lagen.

»Wie Tiere«, sagte Callahan. »Werfen den Müll einfach aus den Zellenfenstern.« Er dirigierte Cate zu einem Bereich nahe dem Gefängniseingang. »Das hier ist die Aufnahme. Dort kann ich Ihnen Wimpy Wayne vorstellen.«

Sie betraten einen Raum mit einem langen Tisch und Trennwänden, die nach Krankenhaus aussahen. Auf dem Tisch stand eine Reihe leerer Plastikschaalen. In einer Ecke saß ein kraftlos wirkender Mann mit schwarz

gerahmter Brille und beugte sich über einen Stapel Unterlagen.

»He, Wayne«, rief Callahan, »komm her!«

Wayne rappelte sich auf. Mit gekrümmtem Rücken schlurfte er gehorsam näher. Das Ende seines roten Kugelschreibers war zerkaut.

Cate streckte die Hand aus. Wayne betrachtete sie verwundert, ehe er sie drückte.

»Cate Austin, die neue Bewährungshelferin«, sagte sie.

Wayne lächelte scheu. »Wayne Bugg. Ich bin für die Einweisungen zuständig.«

Cate sah sich um und nickte zu den Plastikschaalen auf dem langen Tisch hinüber. »Wozu sind die gut?«

»Wenn ein Mädchen ... Verzeihung ... eine Frau hier ankommt, müssen wir ihr sämtliche Besitztümer abnehmen. Schmuck, Handtasche, Gürtel und so weiter. Das eine oder andere geben wir den Frauen später

zurück, aber zunächst mal schließen wir alles weg, was ihnen gefährlich werden kann.«

»Was soll an den Sachen denn gefährlich sein?«

»Na, falls die Frauen bedroht werden.«
Waynes Blick zuckte zu Callahan hinüber, der von der Fliege abgelenkt war und mit einer fleischigen Hand nach ihr schlug. »Jemand könnte den Schmuck als Schutzgeld kassieren. Aber unsere größte Sorge ist, dass sie sich umbringen, deshalb müssen sie sogar die Gürtel und Schnürsenkel abgeben. Sie würden sich wundern, wie einfallsreich Menschen sein können, wenn sie sich das Leben nehmen wollen.«

»Du bist und bleibst ein Weichei«, sagte Callahan. »Du hättest Bewährungshelfer werden sollen.«

Wayne zog den Kopf ein und murmelte etwas wie: dazu seien seine Noten in der Schule nicht gut genug gewesen. Cate lächelte Wayne an.

Callahan verzog das Gesicht. »Wayne kriegt irgendwann noch einen Heiligenschein.«

Sie verließen die Abteilung und bogen in einen schmalen, trübe beleuchteten Flur, der zum Büro der Sicherheitsabteilung führte. Mit einem Mal spürte Cate, dass jemand ihr Handgelenk umklammerte, und schaute nach unten. Callahan hatte sich und ihr miteinander verbundene Handschellen angelegt und kicherte wie ein Schuljunge. Als Cate versuchte, ihre Hand zu befreien, zog sich die Stahlklammer enger zusammen. Sie geriet aus dem Tritt und stolperte.

»Hoppla!« Callahan riss sie hoch. »Gut, dass ich Sie am Händchen halte.«

Sein Gesicht war nun direkt vor ihr. Er grinste so breit, dass sie fast alle seine Zähne sah. Seine Lippen waren feucht, die Augen zusammengekniffen. Er weidete sich an ihrem Entsetzen.

»Eins-a-Ware, die Handschellen.« Er lachte in sich hinein. Seine Schlangenaugen funkelten aufgeregt.

»Sie nehmen mir dieses Ding sofort ab«, zischte Cate.

Im Nu war ihre Hand wieder frei. Callahan war noch immer amüsiert. Cate massierte ihre verdrehte Schulter und kämpfte gegen die aufsteigenden Tränen an. Aber die Freude, vor ihm zu weinen, würde sie ihm nicht machen. Callahan spuckte seinen Kaugummi auf den Boden.

Cates Herzschlag beruhigte sich langsam. Sie fragte sich, warum sie nicht auf direktem Weg zum Büro des Gefängnisdirektors marschierte, um sich offiziell über Callahan zu beschweren. Schweigend lief sie weiter. Die Machtlosigkeit, die sie empfand, setzte ihr zu.

Callahan erklärte, Deborah Holley führe praktisch das Gefängnis, denn sie sei die Leiterin des Sicherheitsdienstes. Gleich darauf

stand Cate einer Frau gegenüber, die einen recht verbissenen Eindruck machte. Die Bluse hatte sie bis zu ihrem dünnen Hals zugeknöpft, die Bügelfalten ihrer Hose waren messerscharf, das Gesicht sah aus wie gestrafft. Typ Buchhalterin, ging es Cate durch den Kopf. Deborah Holley stand auch nicht auf, sondern fuhr auf ihrem Stuhl zu der Besucherin herum. Cate gab ihr die Hand, die Holley umfasste und mit einem kräftigen Ruck nach unten zog. Danach tat Cate das Handgelenk weh. Sie warf einen Blick auf den Schreibtisch. Dort lagen penibel nebeneinander aufgereiht ein Stift, ein Block und eine Brotdose aus Plastik, auf deren Deckel eine Banane und eine Dose Red Bull das Gleichgewicht hielten.

Callahan hockte sich auf die Schreibtischkante und machte sich an dem ordentlichen Arrangement zu schaffen. Zu Cates Erstaunen ließ Holley ihn gewähren. Callahan ließ ein Bein hin und her schwingen,

während Deborah Holley Cate die Sicherheitsmaßnahmen erläuterte. Mit tonloser Stimme zählte sie auf, dass man den Insassen nicht trauen könne, dass Cate sich nie bereit erklären dürfe, ein Päckchen oder den Brief eines Gefangenen mit nach draußen zu nehmen, und so weiter und so fort. Danach hatte Cate den Eindruck, sie befänden sich in einem Krieg, in dem die Gefangenen ihre Feinde waren.

Zu ihrem Büro gelangte Cate durch eine Reihe verschlossener Türen. Es war jedes Mal dieselbe Prozedur: öffnen, Schlüssel abziehen, durchgehen, Schlüssel zurückstecken, Tür abschließen. Als sie den kleinen, dunklen Raum betrat, schien er ihr die Bezeichnung »Büro« kaum zu verdienen, denn es war mehr ein begehrter Schrank, mit Schreibtisch, Stuhl und Aktenschrank. Selbst der Computer war nur eine bessere Schreibmaschine, ohne Internetzugang. Officer Holley hatte ihr erklärt, »Zivile« seien

immer eine Gefahr, weshalb es sicherer sei, ihnen weder Handys noch E-Mail-Anschlüsse zu gestatten. Nur das interne Telefonnetz stehe ihnen zur Verfügung.

Das also wird künftig meine Welt sein, ging es Cate durch den Kopf. Jeden Werktag von neun Uhr morgens bis halb sechs am frühen Abend würde sie wie die Gefangenen von der Außenwelt abgeschnitten sein. Na schön, redete sie sich gut zu, dann werde ich auch nicht abgelenkt. Ich kann in Ruhe meinen Job machen und abends nach Hause gehen.

Sie legte ihr Käsesandwich, den Apfel und die Dose Cola in die Schreibtischschublade. Zur Not konnte sie auch noch die halbe Tafel Schokolade essen, die in ihrer Jackentasche steckte. Zwar bot die Kantine warme Mahlzeiten an, aber Cate hatte keine Lust, an ihrem ersten Tag irgendwo allein an einem Tisch zu sitzen, umgeben von Gefängnispersonal, das über sie tuschelte. Dem würde sie

sich erst stellen, wenn sie die Kollegen näher kennengelernt hatte, sollte es je dazu kommen. Denk positiv, ermahnte sie sich. Schließlich hast du gerade erst hier angefangen.

Sie stellte ein gerahmtes Foto von Amelia auf den Schreibtisch. Es zeigte ihre Tochter im Park beim Eisschlecken. Dann holte sie das Bild hervor, das Amelia vor einer Woche bei Julie gemalt hatte: ein Mädchen auf einer Schaukel, die von zwei Strichmännchen angeschoben wurde, eins mit dreieckigem Rock, das andere mit Krawatte. Vermutlich Cate und Tim. *Für Mummy*, hatte sie daruntergeschrieben. *Alles Liebe, Amelia*. Cate befestigte das Bild mit Klebestreifen an der Wand.

Nach einem kurzen einmaligen Klopfen öffnete sich die Tür. Auf der Schwelle stand Governor Wright, der Gefängnisdirektor. Cate kannte sein Gesicht aus dem Fernsehen, wo er immer dann zu sehen war, wenn

mal wieder ein Gefangener aus dem offenen Vollzug geflohen war.

Governor Wright war ein übergewichtiger Mann und so groß, dass er vermutlich daran gewöhnt war, die meisten Menschen zu überragen. Er trat ein und baute sich vor Cates Schreibtisch auf. Sie schaute zu ihm hoch und versuchte, sich nicht wie ein Schulmädchen zu fühlen.

»Wollte nur mal sehen, wie Sie zurechtkommen.«

»Ganz gut, danke. Dave Callahan hat mich schon überall herumgeführt.«

»Ein fähiger Mann, hält das Gefängnis in Ordnung. Zum Glück ist meine Zeit der Rundgänge schon seit einer Weile vorbei. Damals hat man den Abschaum hier noch wie Abschaum behandelt. Damals war das Gefängnis noch kein Hotel.«

Er zog eine Packung Twix aus der Tasche, in der noch ein Riegel steckte. Er nahm ihn heraus und verschlang ihn mit zwei gierigen

Bissen. Dass ein so dickleibiger Mann eitel sein konnte, wollte Cate zwar nicht in den Sinn, doch Wright strich sich immer wieder übers Haar, das sie an Kupferdraht erinnerte. Auch sein dunkler Nadelstreifenanzug wirkte teuer und war gut geschnitten. Die Manschettenknöpfe funkelten, und auf den Manschetten des Hemdes waren seine Initialen eingestickt. NKW.

»Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf: Vergessen Sie nie, dass Sie hier nur als Zivilangestellte tätig sind. Und das auch nur tagsüber. Die Wärter dagegen sind rund um die Uhr hier, und deshalb haben sie auch das Sagen. In meinem Gefängnis herrschen Zucht und Ordnung. Kommen Sie mir also nicht mit irgendwelchen Schnapsideen, auch wenn Sie zu den Schmusebären gehören.«

»Schmusebären?«, fragte Cate. »Meinen Sie Menschen, die sich nicht nur für die Bestrafung der Insassen interessieren?«

Wright zuckte die Achseln. »Sie werden sich schon noch an unseren Jargon gewöhnen.«

»Ich freue mich jedenfalls auf die Arbeit hier.« Cate fand, es war die richtige Antwort, auch wenn sie nicht zutraf. »Die Frauen auf ihre Freilassung vorzubereiten scheint mir eine lohnenswerte Aufgabe.«

»Na schön, aber sehen Sie zu, dass Ihr Mitleid nicht überhandnimmt. Die Frauen sind hysterisch. Sie weinen und jammern, aber die meisten von ihnen sind geistesgestört. Die Männer sind anders, bei denen weiß man wenigstens, woran man ist.«

Wright hielt nichts von Bewährungshelfern, so viel hatte Cate erfasst. Trotzdem beschloss sie, ihn auf die Probe zu stellen, und erkundigte sich nach den Bewährungshelfern, die im Männergefängnis arbeiteten. Zu ihrer Überraschung hellte sich Wrights Miene sofort auf.

»Auf Paul Chatham ist Verlass. Ich habe ihn gebeten, Sie auf Ihren ersten Fall vorzubereiten. Ein sehr guter Mann. Er weiß genau, wann er sich zurückhalten muss.«

»Erwarten Sie das von Ihren Bewährungshelfern? Zurückhaltung?«

»Das wäre meine Empfehlung, ja. Solange Sie Pauls Beispiel folgen, kommen Sie hier gut klar.«

Callahan hatte Cate erklärt, Paul Chatham arbeite hier seit so langer Zeit, dass er fast schon zum Inventar gehöre. Dass die meisten Gefängniswärter auf die Bewährungshelfer herabsahen, wusste Cate selbst. Dennoch musste Chatham es geschafft haben, vom niedrigen Außenseiter zu einem von ihnen aufzusteigen. Cate hatte gerade noch Zeit, sich einen Kaffee zu besorgen, ehe ihre erste Besprechung mit Paul anstand.

Der Getränkeautomat lag hinter der nächsten verschlossenen Tür. Schon beim ersten

Schluck stellte Cate fest, dass der Kaffee zu schwach war. Trotzdem füllte sie auch für Chatham einen Becher und beschloss, sich für ihr Büro eine Kaffeemaschine zu besorgen, statt ständig hin und her zu laufen. Sie saß gerade wieder auf ihrem Stuhl und blies gerade über den heißen Kaffee, als ein Mann eintrat, der sich als Paul Chatham vorstellte.

Er überreichte ihr eine Packung Kekse.
»Ein kleines Willkommensgeschenk. Man muss zwar nicht verrückt sein, um hier zu arbeiten, aber besser wäre es.«

Paul Chatham war ein gut aussehender Mann mit dichtem, grauweiß meliertem Haar und Lachfältchen um Mund und Augenwinkel. Seine Augen waren auffallend: ein tiefes warmes Blau. Alles in allem schien er sich in seiner sonnengebräunten Haut wohlfühlen. Er nahm den angebotenen Kaffee entgegen und hockte sich auf die Schreibtischkante, denn einen zweiten Stuhl gab es in Cates Büro nicht. In dem engen,

fensterlosen Raum nahm sie seinen würzigen Geruch wahr. Seit Langem hatte sie nicht mehr so dicht neben einem attraktiven Mann gesessen, doch ihr Instinkt besagte, dass Pauls gefälliges Äußeres nicht dazu diene, Frauen anzuziehen.

»Wie sind Sie hier gelandet?«, fragte er.
»Haben Sie jemanden vor den Kopf gestoßen oder ein Verbrechen begangen?« Es war allgemein bekannt, dass unliebsame Mitarbeiter im Bewährungsdienst auf die Gefängnisposten abgeschoben wurden, die unterste Stufe der Karriereleiter.

»Wie kommen Sie darauf?«, fragte Cate argwöhnisch. »Ich könnte die Versetzung hierher doch auch beantragt haben. Weil ich hier etwas bewirken will, zum Beispiel.«

Doch Paul lag mit seinem Verdacht richtig. Cate hatte nicht um die Versetzung in ein Gefängnis gebeten. Zwar war sie aus ihrer alten Stelle nicht entlassen worden, aber ihr Vorgesetzter hatte ihr deutlich gemacht, dass

sich gewisse Dinge ändern müssten. Seit Tim sie verlassen hatte, hatte sie versucht, Arbeit und Familie unter einen Hut zu bringen, aber Amelia hatte immer an erster Stelle gestanden.

Wie oft war sie morgens zu spät ins Büro gekommen und abends früher gegangen, wie oft hatte sie gefehlt, weil sie oder Amelia krank gewesen war. Sie hatte die Geduld ihrer Kollegen strapaziert, gar keine Frage. Und dann hatte ihre Ärztin sie wegen ihrer Depressionen ein halbes Jahr krankgeschrieben. Als sie nach sechs Monaten in den Job zurückkehrte, hatte sie jegliches Selbstvertrauen verloren.

Die Versetzung werde ihr guttun, hieß es. Cate wusste, was das bedeutete. Im Gefängnis wäre sie mehr oder weniger auf sich selbst gestellt, die Ansprüche waren geringer, und falls sie mal fehlte, wären die Folgen kaum spürbar. Normalerweise wurden Bewährungshelfer kurz vor ihrer

Pensionierung in ein Gefängnis versetzt, sie dagegen war bereits mit knapp dreißig ausgerangiert worden. Allein deshalb hatte Cate sich geschworen, es allen zu zeigen.

Paul leerte seinen Becher mit einem einzigen langen Schluck. »Das ist ein scheußliches Büro. Sie hätten sich ins Männergefängnis bewerben sollen. Ich habe wenigstens ein Fenster.«

»Ach, daran werde mich schon gewöhnen«, erwiderte Cate leichthin.

Paul verlagerte sein Gewicht. »Haben Sie Officer Holley schon kennengelernt?« Als Cate nickte, grinste er. »Ihr Vortrag über die Sicherheitsvorkehrungen ist doch ein Witz, oder? Nagelfeilen und Handys, wenn ich das schon höre. Wir haben unsere Handys in Schließfächern, und die Gefangenen verstecken sie unter der Matratze. Wir tun hier doch alle nur so als ob. Dabei wird der größte Schaden durch heißes Wasser angerichtet«,

fügte er hinzu. »Auf jedem Flur steht ein Wasserkocher.«

»Ich glaube, sie wollte mir Angst einjagen.« Der Vortrag der Leiterin des Sicherheitsdienstes war ihr an die Nieren gegangen.

»Tja«, sagte Paul. »Willkommen im Irrenhaus. Im Gefängnis arbeiten einige sehr merkwürdige Menschen. Denken Sie einfach daran, auf welcher Seite Sie stehen, dann kann Ihnen nichts passieren. Und bitte versuchen Sie nicht, die Welt zu verändern, denn wenn Sie gegen das System angehen, werden Sie verlieren.«

»Wright hat gesagt, Sie könnten mich auf meinen ersten Fall vorbereiten.«

»Du liebe Güte, sind Sie immer so eifrig? Aber bitte, es geht um das Gutachten über eine Perverse.«

»Eine Perverse?«

»So nennen wir hier alle, die Kindern etwas angetan oder sich an ihnen vergangen

haben. Bei diesem Fall geht es um eine Kindesmörderin. Ihr Name ist Rose Wilks.«

Eine Kindesmörderin. Cates Magen verkrampfte sich. »Wie ist sie denn so?«

»Ich bin ihr bisher nur ein einziges Mal begegnet. Als sie hier ankam. Da hatte sie schon ein paar Gefängnisrunden hinter sich, und das sieht man ihr an. Verhärtet. Abstoßend. Das hier ist ihr viertes Gefängnis in vier Jahren. Für sie gilt Regel zweiundvierzig.«

Cate runzelte die Stirn. »Was heißt das?«

»Das heißt, dass sie in einem Spezialflügel untergebracht worden ist. Die Regel steht für gefährdete Gefangene, die sich alle in Flügel D befinden. Einige zum Schutz vor sich selbst. Andere, wie Kindesmörder, werden gewöhnlich vor den anderen Gefangenen geschützt.«

»Haben Sie den Fallbericht der Frau vorliegen?«

»Nur ihr Strafregister. Typisch Gefängnis. Die Fallakten kommen, wenn überhaupt, zu spät. Sie wurde zu acht Jahren verurteilt. Wegen Totschlags. Vier hat sie mittlerweile hinter sich.«

»Also könnte sie in wenigen Wochen frei sein, falls sie Bewährung bekommt.«

»Die Bewährungskommission tagt in fünf Wochen. Demnach könnte sie schon in sechs Wochen frei sein. Aber nur wenn sie hier zu einer Heiligen geworden ist, schließlich hat sie ein Baby ermordet.«

»Eben haben Sie noch von Totschlag gesprochen.«

»Ach, Sie wissen doch selbst, wie die Geschworenen sind, wenn der Verteidiger weiß, wie man eine gute Show abzieht. Wahrscheinlich waren sie nachsichtig, denn Rose war zum Tatzeitpunkt depressiv.« Paul erzählte Cate von dem Brand und davon, wie der kleine Junge umgekommen war.

»Großer Gott! Das ist ja entsetzlich!«, rief sie.

»Sicher, aber so was kommt vor.«

»Wann kann ich mit der Frau sprechen?«

Paul warf einen Blick auf die Uhr. »Warum nicht gleich? Ich begleite Sie zum Ausbildungstrakt. Ab da sind Sie dann auf sich gestellt.«

Cate betrat den Ausbildungstrakt und war wie betäubt von dem Lärm, der ihr entgegenschallte. Das Knallen zuschlagender Türen hallte von den kahlen Wänden wider, aus den vergitterten Fenstern der Zellentüren drangen laute Frauenstimmen, Gefängniswärter brüllten, alles durchsetzt vom Kreischen der Möwen, die das Gebäude umschwirrten.

Auf dem Flur stand Dave Callahan, der sich offenbar mit einem nervös wirkenden Kollegen amüsierte. Der junge Wärter trug ein so neues Hemd, dass noch die Knickfalten aus der Verpackung zu erkennen waren.

Als er Cate bemerkte, straffte der junge Mann die Schultern. Sein Blick glitt über ihren Körper, verstohlen, wie es sexuell unerfahrene Männer tun.

»Da kommt ja unser neues Bewährungsmädel«, rief Dave.

Cate ignorierte ihn und reichte dem scheuen jungen Mann die Hand. »Cate Austin, Bewährungshelferin.«

»Mark Burgess.« Sein Händedruck war schlaff und feucht.

Callahan grinste. »Mark hat erst vor ein paar Wochen die Schule verlassen. Ist doch so, oder?«

Mark wurde rot. »Die Universität.«

»Ach, richtig, der Junge ist ja gebildet. Trotzdem will er in diesem Saustall hier arbeiten.« Callahan lachte.

»Sind Sie hier als Trainee?«, fragte Cate.

»Genau. Die ersten beiden Jahre als Wärter. Falls ich rasch aufsteige, könnte ich

mit fünfundzwanzig Gefängnisdirektor sein.«

Callahan bog sich vor Lachen. »Dann solltest du dir aber besser einen Bart stehen lassen«, stieß er, nach Atem ringend, hervor. »Sonst denken die Knackis noch, einer von uns wollte seinem Sohn mal das Gefängnis zeigen.«

Cate wünschte, sie könnte Callahan zum Schweigen bringen. »Ich möchte mit einer Gefangenen namens Rose Wilks sprechen. Es geht um ihr Bewährungsgutachten.«

Callahan grinste sie lüstern an. »Dazu brauchen wir eine Nummer, am liebsten gleich Ihre.« Seine eigene geistreiche Anspielung brachte ihn zum Glucksen. Er wandte sich an Mark. »Zisch ab, Junge, und hol der Lady ihre Gefangene. Flügel D. Und ein bisschen dalli bitte.«

Mark eilte davon. Mit forschem Schritt betrat Cate ein leeres Klassenzimmer und wartete auf Rose Wilks.

6.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Mein schwarzes Buch, mein kostbares Notizbuch. Früher bestand es nur aus leeren Seiten, doch inzwischen fülle ich sie langsam. Es ist wie ein Tagebuch und zugleich wie ein Brief, denn eines Tages werde ich dir, mein lieber Jason, dieses Buch überreichen. Ich finde es schön, mir vorzustellen, wie du es liest. Aber noch ist es zu früh. Erst wenn ich frei bin.

Zu guter Letzt hatten die Geschworenen mich doch nicht des Mordes für schuldig befunden. Sie glaubten mir, als ich sagte, dass ich Luke geliebt habe, dass ich ihm nie etwas hätte antun können. Sie entschieden sich für Totschlag, immerhin war ich am Tatort, in der Nacht, als es passierte. Außerdem bin ich

Raucherin, und das Feuer wurde durch eine brennende Zigarette ausgelöst.

Seit jener Nacht sind genau drei Jahre, zehn Monate und zwei Tage vergangen, aber wenn ich Glück habe, bin ich in sechs Wochen frei. Dazu muss meine Strafe zur Bewährung ausgesetzt werden, und damit das geschieht, brauche ich einen positiven Bericht von Officer Callahan und vor allem von der Bewährungskommission. Ich bin schon ganz kribbelig und denke an das, was draußen auf mich wartet. Noch mal vier Jahre eingeschlossen zu sein würde ich nicht überleben.

Es ist ruhig. Die meisten Frauen nehmen an Kursen teil, einige schlafen. Ich putze den Fußboden im Flur. Officer Callahan läuft mit seinen schmutzigen Stiefeln mittendurch.

»Ich hab was für dich«, sagt er, lehnt sich an die Wand und legt eine Hand auf seinen Schritt.

Ich muss ihn anlächeln, sonst würde ich abweisend wirken. Callahan ist für mich zuständig. Er macht die Eintragungen in meine Akte und kennt meinen Fall von allen Wärtern am besten. Mit der freien Hand schwenkt er Papiere, vermutlich seinen Bericht über mich für die Bewährungskommission. Ich greife nach den Seiten, aber er reißt den Arm hoch.

»Na, na, wer wird denn gleich grabschen.«

»Darf ich das bitte lesen?« Ich klinge wie ein bettelndes Kind.

»Sicher doch. Aber vorher will ich einen Kuss.«

Auf die Weise behandelt er die Frauen nur zu gern. Normalerweise gehe ich darüber weg, aber heute steht mehr als mein Stolz auf dem Spiel. Es widert mich an, als ich mit den Lippen über seine Wange fahre. Im letzten Moment dreht er den Kopf, und sein Mund berührt meinen. Seine Lippen sind feucht

und gierig. Mir wird übel. Aber ich lächele. Ich weiß, wer hier die Macht hat.

»Eben habe ich den Bewährungshelfer getroffen, der dein Gutachten schreiben wird, Rosie.«

»Ach?« Das ist für mich wichtig, aber ich will nicht, dass er merkt, wie viel es mir bedeutet. »Wie ist er?«

»Kein Er, sondern eine Sie. Die Gute ist noch ein bisschen grün hinter den Ohren. Ich habe heute Morgen die große Tour mit ihr gemacht, und hinterher kam sie mir ein bisschen blass vor. Hat wohl gedacht, hier wär's wie im Hotel.«

»Wie heißt sie?«

»Cate Austin. Für dich Ms Austin. Du triffst sie nach dem Mittagessen. Dumm gelaufen, würde ich sagen. Frauen sind immer härter, wenn es um Kindesmörder geht.«

Ich schaue mich um, um sicherzugehen, dass uns niemand hört.

»Keine Sorge, Rosie. Dein Geheimnis ist bei mir gut aufgehoben.«

Endlich gibt er mir den Bericht. Ich falte ihn zusammen und schiebe ihn hinten in meine Hose. Während ich den Rest des Flures putze, spüre ich das Papier an meiner Wirbelsäule.



Es ist ein positiver Bericht. Ich sei eine »tadellose Gefangene«, heißt es. Callahan behauptet, er wünschte, es gebe mehr Inhaftierte wie mich. In Bishop's Hill sei ich nie in Schwierigkeiten geraten. Ich sei immer höflich und zeige Respekt. In seinem Resümee befürwortet Callahan meine vorzeitige Entlassung. Ich verstecke den Bericht unter meiner Matratze. Die anderen Gefangenen dürfen ihn nicht finden, das wäre zu riskant. Aus Neid wird Wut, aus Wut Gewalt. Doch der Bericht allein wird nicht

für meine Freilassung sorgen. Das größte Gewicht hat das Gutachten der Bewährungshelferin.

Sobald ich an das Treffen mit dieser Frau denke, werden meine Hände feucht. Gleich wird ein Wärter kommen, meine Zelle aufschließen und mich zu ihr bringen. Sie wird sich garantiert nach dir erkundigen, Jason. Und mich über Luke ausfragen. Das haben sie bisher alle getan, die ganzen Psychologen und Psychiater, die mich in den letzten Jahren in den Gefängnissen untersucht haben. Alle haben gehofft, etwas zu entdecken, das die Ereignisse von jener Nacht erklärt. Sie möchten, dass ich die Tat zugebe und sage, dass meine brennende Zigarette das Feuer ausgelöst und Luke getötet hat.

Aber ich werde nicht lügen. Nicht einmal, um von hier wegzukommen.

Der Schlüssel dreht sich im Schloss. Jetzt ist es so weit. Die Wärter klopfen weder an, noch warten sie auf eine Antwort. Selbst

wenn ein Gefangener gerade die Toilette benutzt, wird seine Privatsphäre nicht geachtet. Nicht einmal die einfachsten Anstandsregeln gelten hier. Ich muss den Eintrag in mein schwarzes Buch beenden, muss mit diesem langen Brief aufhören, den ich dir immerzu schreibe, auch dann, wenn ich weder Papier noch Stift bei mir habe. Denn im Geist schreibe ich dir pausenlos und unterhalte mich mit dir, mein lieber Jason.

Mark Burgess, der neue Wärter, öffnet die Zellentür.

»Komm, Wilks. Bewährungsgespräch. Zeit, deine neue Freundin kennenzulernen.«

Ich folge Burgess. Wir lassen die Zellen hinter uns und betreten den Ausbildungsstrakt, in dem die Kurse stattfinden. Er lässt mich vor einem Klassenzimmer stehen und verschwindet.

Ich spähe durch das Fenster in der Tür. Die Bewährungshelferin ist schon da und wartet.

Sie sitzt am anderen Ende des Raums und schaut durch ein Fenster auf die Gefängnismauer gegenüber. Ich sehe ihr Gesicht im Profil. Obwohl es warm ist, hat sie die Jacke ihres blauen Kostüms zugeknöpft. Mit den Fingern trommelt sie auf ihren Schenkel, als lausche sie einer inneren Musik. Auf ihrem Schoß liegt meine Akte. Mein Schicksal liegt in ihrer Hand.

7.

Während Officer Burgess loslief, um Rose Wilks zu holen, wartete Cate in dem Klassenzimmer. Sie trat an das vergitterte Fenster und sah den Möwen zu, die draußen über den Rasen hüpfen, aufflogen und über die Mauer in Richtung Meer davonflatterten. Die Frauen dagegen waren eingeschlossen. Sie stellten eine Gefahr für andere Menschen dar, weshalb man sie von der Außenwelt fernhalten musste. Und sie war mit ihnen eingeschlossen.

Nur fünfzehn Meilen entfernt kümmerte sich Julie um Amelia. Irgendwo führte Tim sein neues Leben mit einer anderen Frau. Einer Frau, mit der man gut zusammen sein könne, hatte er gesagt. Die ihn zum Lachen bringe und das Leben nicht so ernst nehme.

Ich will hier nicht sein. Ich will zu Hause sein. Ich bin noch nicht so weit, um wieder arbeiten zu gehen. Cate knöpfte ihre Jacke zu und strich sie glatt. Ich kann das. Kein Problem. Es ist schließlich nur ein Job.

Rose Wilks würde jeden Moment vor ihr stehen. Um ihre Anspannung zu vertreiben, ließ Cate die Schultern kreisen und sagte sich, dass sie schon früher mit Bewährungskandidaten gesprochen habe, dass schon alles klappen werde. Es war genau wie beim Fahrradfahren.

Um gelassener zu wirken, setzte sie sich auf einen Stuhl und schlug die dünne Akte auf. Das Dokument enthielt die einzigen Informationen, die sie über Rose Wilks zur Verfügung hatte – abgesehen von dem, was Paul über die Frau gesagt hatte. Sie waren sehr dürftig, darunter eine Liste der Gefängnisse, in denen Rose bisher gewesen war. Anfangs hatte sie in Hochsicherheitsanstalten gesessen: sechs Monate lang in

Holloway, dann für zwei Jahre in Durham. Anschließend folgte offener Vollzug in Highpoint, dann kam sie wieder unter Verschluss hier in Bishop's Hill an der Küste von Suffolk. Dass die Täter von einem Gefängnis zum anderen verlegt wurden, war normal, doch dass Rose von einem niedrigen Sicherheitsrisiko wieder auf ein hohes eingestuft worden war, deutete auf gravierendes Fehlverhalten in ihrer Zeit in Highpoint hin. Im Strafregister war lediglich von einem »Schuldspruch« die Rede, ohne weitere Erklärung.

Plötzlich war es Cate, als hätte sich irgendetwas verschoben, und sie blickte auf. Draußen stand eine dunkelhaarige Frau und spähte durch das Fenster in der Tür zu ihr herein. Gleich darauf ging die Tür auf, und die Trennung war aufgehoben.

Rose Wilks war hochgewachsen und schlank. Sie trug ihre eigene Kleidung. Es war ein Zugeständnis an alle weiblichen

Gefangenen. Doch Roses Kleidung war zu groß, als hätte sie abgenommen, seitdem sie die Sachen gekauft hatte. Es waren einfache dunkle Teile, die kaum Rückschlüsse auf die Trägerin zuließen. Auf den rechten Ärmel ihrer Bluse war ein roter Stoffstreifen genäht worden. Cate wollte jedoch ihre Unwissenheit nicht zeigen und fragen, was der rote Streifen bedeute.

Das Gesicht der Gefangenen wirkte steif und beherrscht, die Augen bildeten eine Schranke, die besagte: Zutritt verboten. Das nahezu schwarze Haar fiel Rose in Wellen über die Schultern. Es verlieh ihr etwas Hippiehaftes, ebenso wie die fahle Haut und die schweren Lider über den grünen Augen. Rose Wilks sah aus wie vierzig, doch aus der Akte wusste Cate, dass die Frau vor ihr erst dreiunddreißig war. An ihrem Hals glitzerte etwas Goldenes, eine Kette, die im Ausschnitt ihrer Bluse verschwand.

Die beiden Frauen gaben sich die Hand. Cate wusste, dass sie zum Schwitzen neigte und ihre Handflächen feucht waren, hoffte jedoch, die andere habe es nicht bemerkt. Sie winkte Rose zu einem Stuhl.

»Hallo, ich bin Cate Austin.«

»Rose Wilks.«

»Ich werde Ihr Bewährungsgutachten verfassen. Die Kommission tagt in fünf Wochen.«

»Das weiß ich. Ich zähle die Tage bis dahin.«

»Das kann ich mir denken. Wie kommen Sie in Bishop's Hill zurecht?«

Die Gefangene saß gerade auf ihrem Stuhl. Gefasst. »Wissen Sie das nicht?«

Cate ignorierte die Provokation. »Ich bin noch nicht im Besitz Ihrer Akte. Außer einer Liste von Daten habe ich bisher nichts in der Hand, hoffe aber, dass ich bei unserem nächsten Gespräch die Unterlagen aus Highpoint

zur Verfügung habe. Heute kann ich mich lediglich auf Ihre Informationen verlassen.«

Daraufhin schwiegen sie beide. Rose nutzte die Stille, um Cate zu taxieren, und versuchte offenbar, sie auszuloten. »Ich bin jetzt seit sechzehn Monaten hier«, begann sie schließlich, »und komme ganz gut zurecht. Eben wie jeder Mensch, der zu Unrecht verurteilt worden ist. Darf ich mal fragen, wie alt Sie sind?« Ihr Akzent wies auf Suffolk hin, und ihre Stimme wanderte am Satzende in die Höhe, sodass das Gesagte in der Luft zu schweben schien, ehe es verklang.

Cate war diese Frage gewohnt. Sie war gleich nach dem Studium in den Bewährungsdienst eingetreten, wusste aber, dass sie jünger als neunundzwanzig aussah. Am liebsten hätte sie erklärt, sie sei erstens keine Anfängerin mehr und zweitens gehe ihr Alter Rose nichts an, doch dann entschied sie sich für einen Kompromiss.

»Mein Alter spielt keine Rolle. Aber ich arbeite seit sieben Jahren als Bewährungshelferin und habe schon etliche Gutachten geschrieben. Ich nehme an, das war es, was Sie wissen wollten?«

Rose lächelte, und ihre Schultern entspannten sich ein wenig. »Also bin ich in guten Händen.«

Und schon versucht sie, mich zu manipulieren, dachte Cate. Aber auch solche Dinge war sie gewohnt. »Wie Sie wahrscheinlich wissen, ist es meine Aufgabe, ein ausgewogenes Gutachten zu schreiben und eine Empfehlung auszusprechen, nach der Sie vorzeitig auf Bewährung freikommen oder nicht. Ihr Urteil lautete auf Totschlag, und das möchte ich zum Ausgangspunkt nehmen. Abgesehen davon muss ich überprüfen, ob Sie Ihr Verbrechen bereuen oder ob ich den Eindruck habe, dass Sie rückfällig werden könnten.«

»Wie wollen Sie das beurteilen?«

Cate ließ sich Zeit, ehe sie die Frage beantwortete, denn sie zielte auf den Kern ihrer Arbeit, auf das Abwägen von Worten und Gefühlen, auf das feine Geschick, die Schichten einer Psyche zu durchdringen. Letztlich ging es darum, die Motive eines Menschen zu erkennen und zu erfassen, wer der andere war. Darin war sie gut. Deshalb liebte sie ihre Arbeit oder hatte es getan, ehe Amelia auf die Welt gekommen war, Tim sie verlassen hatte und sie derart verzweifelt gewesen war, dass sie jegliches Selbstvertrauen verloren hatte. Sie sagte sich, dass sie nur aufgrund ihrer Depressionen begonnen hatte, an ihren Fähigkeiten zu zweifeln. Jetzt ging es ihr wieder besser. Sie war bereit und würde es schaffen.

»Vertrauen Sie mir«, entgegnete Cate mit vorgetäuschter Zuversicht. »Ich weiß, was ich tue.«

»Umso besser, denn ich sollte gar nicht hier sein. Ich möchte endlich wieder frei

sein, denn es ist nicht leicht, immerzu eingesperrt zu sein. Nach einer Weile verliert man den Lebensmut.«

Cate schaute zum Fenster, vor dem eine kreischende Möwe vorbeiflog.

»Erst recht für jemanden wie Sie dürfte es nicht einfach sein«, antwortete sie ruhig.

»Sie meinen jemanden, dem andere den Tod eines Kindes anlasten.«

»Ja. Ich nehme an, die anderen machen Ihnen das Leben schwer.«

»Ich sage ja niemandem, weshalb ich hier bin, sonst bekäme ich tatsächlich Schwierigkeiten. Die Frauen würden mich angreifen. Deshalb sage ich allen, ich säße wegen eines Überfalls. Das finden die anderen akzeptabel.«

»Und das glaubt man Ihnen?«

»Die Leute glauben doch jede Lüge. Nur deshalb bin ich ja verurteilt worden, obwohl die Wahrheit offensichtlich war.«

»Ich warne Sie, Rose. Dass Sie Ihre Schuld anerkennen, wird bei der Debatte über Ihre Bewährung entscheidend sein.«

»Also möchten Sie, dass ich lüge. Obwohl ich Luke nie geschadet hätte. Ich habe den Jungen geliebt.« Rose beugte sich vor und wirkte beinah flehend.

Für einen Moment hielt Cate ihren Blick fest. »Ich habe Ihr Strafregister gelesen.«

»Ja und? Sie können jeden Wärter fragen. Alle werden Ihnen sagen, dass ich mich ruhig verhalte. Meine Zelle ist immer ordentlich. Man vertraut mir.«

»Trotzdem gab es in Highpoint einen Schuldspruch. Aus welchem Grund?«

»Steht das nicht in Ihren Unterlagen?«, wick Rose aus. Ihr Blick wurde abwägend.

»Nein. Aber ganz gleich, was es war, es hat dazu geführt, dass Sie wieder in ein Hochsicherheitsgefängnis kamen. Demnach muss es etwas Schwerwiegendes gewesen sein.«

Cate wartete auf die Erklärung. Vergebens, wie sich herausstellte. Rose zog ein Päckchen Zigarettenpapier aus der Brusttasche ihrer Bluse.

»Darf ich rauchen?«

»Sie wissen doch, dass das hier nicht geht.«

Rose blickte sie unter ihren schweren Lidern hervor an. In ihren Augen blitzte Verachtung auf.

»Warum wollen Sie mir nicht sagen, wie es zu dem Schuldspruch kam?«

Rose zuckte mit den Schultern, eine gleichgültige Geste, die ihrem forschenden Blick widersprach. »Wie Sie schon sagten. Ein Fall wie meiner kommt hier drinnen nicht so gut an. Irgendwann gibt es eine Gefangene mit einem Verdacht. Eine, die mein Gesicht aus der Zeitung kennt. Oder eine, die gehört hat, wie einem Wärter eine Bemerkung rausgerutscht ist. Letztlich gibt es immer jemanden, der versucht, sich wichtig

zu machen. Ich gehe über alles weg, über die Blicke, die Rempelen. Sogar über das heiße Wasser, und das tut verdammt weh. Doch damals, das war was anderes. Was diese Frau gesagt hat, war falsch.«

»Was hat sie denn gesagt?«

»Sie hat mich abgepasst. Als ich unter der Dusche stand und schutzlos war. Die anderen haben um uns herumgestanden und zugeschaut. Sie hat mich als Perverse beschimpft, und das konnte ich nicht dulden. Das wäre wie ein Eingeständnis gewesen.«

Inzwischen wusste Cate, was es mit der Bezeichnung auf sich hatte, wie herabsetzend und schädlich sie war.

»Die meisten hier wissen rein gar nichts über mich. Im schlimmsten Fall halten sie mich für eine Einbrecherin. Was ja auch stimmt.«

»Was haben Sie denn gestohlen?«

Rose deutete ein Lächeln an und berührte ihre Kette. »Nur einen Schlüssel.«

»Und was haben Sie der Frau getan, die Sie als pervers bezeichnet hat?«

»Nur das, was ich tun musste. Schwächen kann man sich im Gefängnis nicht leisten. Ich habe einen günstigen Moment abgewartet und ihr heißes Wasser ins Gesicht gekippt. Es hat mich zwar Überwindung gekostet, aber mir blieb nichts anderes übrig. Sonst hätten alle gewusst, dass ich mich nicht wehre, wenn man mich so nennt.« Rose wurde noch blasser und krallte die Hände ineinander.

Cate beobachtete sie. »Geht es Ihnen nicht gut?«

»Nein.« Tränen traten der Gefangenen in die Augen. »Alles hängt hiervon ab. Niemand sieht ein, dass ich keine bösen Absichten gehegt habe, als ich in Lukes Zimmer war. Ich habe den Jungen geliebt. Ich weiß, dass ich da nicht hätte sein dürfen, aber nachdem ich Joel verloren hatte ...« Die ersten Tränen rollten über ihre Wangen. »Ich

wollte doch nur noch einmal ein Baby in den Armen halten. Weiter nichts. Ich hätte ihm doch nie etwas getan.«

Cate sah zu, wie Rose weinte. Sie war versucht, die Frau zu trösten, doch dann fiel ihr wieder ein, dass ihretwegen ein Kind gestorben war. Sie wartete, bis die Tränen langsam versiegten.

Rose wischte sich über die Augen. »Haben Sie Kinder?«, schniefte sie.

»Das tut nichts zur Sache.«

»Doch, aber wahrscheinlich dürfen Sie es mir nicht sagen.«

Für einen Moment herrschte Stille. *Diese Frau hat den Tod eines Kindes verschuldet*, dachte Cate. *Sie soll erfahren, dass ich weiß, was das für Lukes Mutter bedeutet hat.* »Ich habe eine Tochter.«

»Ich hatte einen Sohn. Joel.«

»Möchten Sie über ihn sprechen?«

Rose schüttelte den Kopf.

»Was ist mit Luke?«

Erneutes Kopfschütteln.

»Rose, um Ihr Gutachten schreiben zu können, muss ich wissen, was in Ihnen vorgeht. Sie müssen mit mir reden. Ich weiß, dass das für Sie schmerzhaft ist, aber wenn Sie freikommen wollen, müssen wir irgendwo anfangen.«

8.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Cate Austin hat nicht nach dir gefragt, Jason. Sie hat mich auch nicht gedrängt, über Lukes Tod zu sprechen, was mich überrascht hat, denn bis zur Sitzung der Bewährungskommission sind es nur noch fünf Wochen. Aber manchmal warten solche Leute einfach ab, selbst wenn sie unbedingt etwas wissen wollen. Sie wollen zuerst ein »Einvernehmen herstellen«, wie sie es nennen. Als ob das überhaupt möglich wäre.

Nach meiner Verurteilung wurde die Verhandlung vertagt, damit sie die ganzen Berichte schreiben konnten und der Richter über das Strafmaß entschied. In der Zeit kam ein Psychiater zu mir und vergeudete unzählige Stunden damit, mich auszufragen. Er wollte wissen, was mein Lieblingsvogel sei,

welche Fächer ich in der Schule gehasst habe, ob ich bestimmte Blumen mochte. Ich sagte ihm, dass ich Amseln mag, weil sie mich an meine Mutter erinnern, dass ich den Religionsunterricht gehasst habe und mir Rosen gefallen, wegen meines Namens. Nachdem er mich nach Herzenslust ausgefragt hatte, kam er auf das Feuer zu sprechen. Es war wie eine Prüfung. Auf jede Frage gab es eine richtige Antwort.

Ich glaube, bei dieser Cate wird das anders sein. Sie hat gesagt, meine vollständige Akte liege ihr noch nicht vor. Obwohl sie hätte vorgeben können, alles über mich zu wissen. Sie wirkt kühl, aber unter der Oberfläche sieht es ja häufig anders aus. Ich habe in den letzten Jahren jede Menge Experten kennengelernt. Deshalb kenne ich mich aus und weiß, was sie am Laufen hält. Männer sind am einfachsten. Sie halten Frauen lieber für »irregeleitet« als einfach nur für

schlecht. Immerzu suchen sie nach Gründen und Erklärungen.

Zwischen Cate und mir war irgendetwas, eine Art Erkennen, als sähen wir unser Bild in einem Spiegelkabinett, verzerrt zwar, aber trotzdem vertraut. Kurze Eindrücke nur, wie ihre feuchte Hand, als sie mich begrüßt hat, und ihr mitfühlender Blick, als ich geweint habe. Sie verbirgt etwas. Etwas Verletzliches, das sie tief in sich begraben hat. Sie hat gesagt, dass sie eine Tochter hat, aber sie trägt keinen Ehering. Vielleicht ist sie geschieden oder von ihrem Mann verlassen worden. Betrogen worden. Solche Dinge zählen in einem Fall wie dem unseren, Jason.

Ich sitze im Schneidersitz in meiner Zelle auf meinem Bett, einer Pritsche, die so schmal ist, dass mein Rücken an die Wand stößt und meine Knie zum Rand der Matratze reichen, und schreibe. Die Zellentür ist verschlossen, aber ich kann die Wärter auf dem Flur reden hören. Gefangene lauschen immer mit

gespitzten Ohren und bleiben dabei mucksmäuschenstill. Wir wissen, wer mit wem schläft, in wessen Familie es Probleme gibt und wer krank ist. Wir kennen sämtliche Geheimnisse und Lügen. Wir wissen mehr über die Wärter als sie über uns. Um Macht zu haben, muss man nicht immer eine Uniform tragen.

Auf dem Flur wird es ruhig. Das bedeutet, dass die Schicht gewechselt hat. Jetzt ist die Spätschicht an der Reihe, und das heißt, dass nur ein einzelner Wärter seine Runden über die Flure dreht. Jede Stunde soll er die Zellen überprüfen, aber das tut keiner von ihnen. Viele von den Frauen hier drin sind selbstmordgefährdet. Sie stehen unter Bewachung, denn es gibt etliche Wege, sich umzubringen, und auf das Gefängnis wirft es ein schlechtes Licht, wenn ein Schnürsenkel nicht beschlagnahmt oder eine Spritze übersehen wurde. Gefängnisse sind

furchterregende Orte. Manchen Insassen ist der Tod lieber.

Wenn man hier überleben will, hält man sich an die Regeln. Dass jemand einem ins Essen spuckt, ist noch das kleinste Übel. Deshalb sage ich den Neuen immer Folgendes:

Borg dir um Himmels willen nichts, egal wie dringend du die Telefonkarte brauchst, um deiner Mutter zum Geburtstag zu gratulieren. Und lass die Finger von Drogen, egal wie dringend du einen Schuss nötig hast. Denn hier wird jede Rechnung doppelt beglichen, und das führt bloß dazu, dass du dir wieder etwas borgen musst, bis deine Schulden irgendwann so hoch sind, dass man dir mit einer Socke voller Batterien eins überzieht. Andere Frauen haben Rasierklingen, und wenn sie sich nicht gerade die Arme ritzen, bekommst du die Klingen womöglich zu spüren, erst recht wenn du eine der Hübscheren bist. Auch kochendes Wasser kann

dich versengen oder dich für den Rest deines Lebens entstellen.

Sieh zu, dass du schnell lernst, denn den Letzten beißen hier die Hunde. Wenn eine Frau Aids hat und dich mit einer Spritze bedroht, solltest du dich besser nicht mit ihr anlegen. Genau genommen legst du dich mit niemandem an, es sei denn, du willst, dass man dir die Wange aufschlitzt. Such dir eine Insassin, die für dich sorgt. Eine wie ich, die sich auskennt. Die Wärter sind kein Schutz, erst recht nicht in der Nacht, wenn es am schlimmsten zugeht. Wenn du neu bist, wird man dir befehlen, Lieder zu singen, und dich am nächsten Tag bestrafen, solltest du dich geweigert haben. Der Wärter, der Nachtdienst hat, schläft meistens oder sieht fern. Er hat den besten Job. Nur diejenigen, die sich umbringen wollen, muss er überwachen, ansonsten wird er fürs Träumen bezahlt und erst geweckt, wenn um acht Uhr morgens die Frühschicht beginnt.

Ich trete ans Fenster und schiebe das dünne Rechteck aus bruchsischerem Glas hoch. Es ist klein, aber die eindringende Luft ist frisch und warm. Ich atme sie tief ein. Von hier aus kann ich den Block gegenüber sehen, wo wie ich Frauen hinter vergitterten Fenstern stehen. Einige haben ihre Laken zusammengedreht und verknotet, sodass ein Seil entsteht, das sie benutzen, um versteckte Nachrichten oder sonstiges Zeug mit Schwung zu einem anderen Fenster zu bugsieren. Eine Frau schwingt gerade ein kleines Bündel. Wahrscheinlich sind darin Zigaretten oder Schokolade. Aus Freundschaft oder Furcht ist sie bereit, sich von ihrem Vorrat zu trennen.

Meine Nachbarinnen kann ich nicht sehen, aber ich weiß, wer in jeder Zelle wohnt. Ich höre, wie sie flüsternd Tratschgeschichten austauschen. Manchmal höre ich ihnen zu, heute jedoch nicht.

»Janie?«, zische ich.

Sie meldet sich sofort. »Hier, Rose.« Wie eine Schülerin beim Appell.

»Und, warst du dort?«

»Ja. Aber ich habe nicht viel entdeckt.«

Janie geht mir oft auf die Nerven, denn sie kriecht den Wärtern in den Hintern.

Trotzdem war ich froh, als sie hierherverlegt wurde. Ich habe sie gern um mich, wir kommen miteinander klar, und ich kann sie um Gefallen bitten. Wir sind befreundet, jedenfalls soweit das in einem Gefängnis möglich ist. Janie gehört zu den Pechvögeln, die nie ins Gefängnis gekommen wären, hätten sie sich nicht mit den falschen Leuten eingelassen. Aber dann wieder muss man sich fragen, wer sich sonst mit ihr abgegeben hätte. Janie ist klein und unauffällig und somit für eine Reihe von Verbrechen ziemlich gut geeignet. Beispielsweise, um Schmiere zu stehen oder selbst irgendwo einzubrechen.

Aber Janie ist schwach, und das ist das Problem. Unter Druck gibt sie sofort nach und wird zur Verräterin. Sie hat damals alle ihre Bandenmitglieder verpfeifen, um selbst ein milderes Urteil zu bekommen. Deshalb gilt für sie die Regel, und sie ist hier bei uns gelandet, bei den Lebensmüden, den Spitzeln, den Verängstigten und Berüchtigten. Wir alle brauchen Schutz, entweder vor anderen oder vor uns selbst. Flügel D ist der Ort, an dem wir untergebracht sind. Die Gefangenen, die in der Küche arbeiten, spucken in unser Essen. Wir werden verachtet.

Janie genießt hier eine gewisse Machtstellung, denn sie gehört zu den Aufpasserinnen. Diesen begehrten Posten haben die Wärter ihr gegeben, als sie erkannt haben, wie gehorsam sie ist. Sie putzt in der Verwaltung, unter anderem das Büro des Psychologen und das des Gefängnisdirektors, und staubt die Aktenschränke ab, in denen sich

wertvolle Informationen befinden. Janie ist eine gute Putzfrau. Sie würde die Klos mit der Zahnbürste schrubben, wenn sie den Auftrag dazu bekäme. Allerdings birgt ihre Unterwürfigkeit auch eine Gefahr, denn das, was sie zu einer guten Aufpasserin macht, macht sie auch zu einer Informantin. Heute hat sie das Büro der neuen Bewährungshelferin geputzt.

»Was hast du entdeckt?«

»Sie hat ein winziges Büro. Nur ein Schreibtisch und ein Stuhl.«

»Hast du in die Schubladen geschaut?«

»Klar. Da liegt eine angebrochene Packung Kekse, von denen ich mir ein paar genommen habe.« Janie kichert über ihren Wagemut.

»Was noch?«

»Ein Block. Mit deinem Namen drauf.«

»Was stand sonst noch darauf?«

»Bin mir nicht sicher. Nicht viel.«

Ich verfluche die Tatsache, dass Janie nicht richtig lesen kann. Jetzt muss ich sie dazu bringen, Cates Notizen zu stehlen, um zu erfahren, was sie über mich aufschreibt.

»Auf dem Schreibtisch steht das Foto eines kleinen Mädchens, das Eis schleckt. Süß sieht es aus, mit Zöpfen.«

»Das wird ihre Tochter sein. Was meinst du, wie alt die Kleine ist?«

»Vier oder fünf, schätze ich. An der Wand hängt ein Bild. Von einem Kind gemalt. Es steht ein Name drauf.«

»Du weißt, wie das Mädchen heißt?«

»Ja, steht doch auf dem Bild. In großen Buchstaben. A, M, E, L, I, A.«

»Amelia.«

Janie hat eine Menge für mich riskiert. Falls jemand sie beim Schnüffeln erwischt, verliert sie ihren Putzjob und kommt wahrscheinlich in Einzelhaft. Mir zuliebe hat sie sich in Gefahr begeben.

»Toll gemacht, Janie, ich danke dir. Jetzt musst du nur noch herausbekommen, ob Cate Austin einen Mann hat.« Ich atme die freie Luft ein und lächele in die Nacht.

Die Nächte sind am schlimmsten, Jason. Mitunter kann ich kein Auge zutun. Schläfst du immer noch auf dem Rücken, vollkommen ergeben? Nachts, wenn du geträumt hast, habe ich dich immer beobachtet und konnte nicht fassen, dass du mir gehörst.

Ich erzähle dir jetzt mal eine Geschichte. Ich schreibe sie in mein schwarzes Buch, das ich dir eines Tages geben werde. Dabei geht es um ein Mädchen namens Rose, das am Meer wohnte.

Mein Leben, ehe du mich kennengelernt hast. Es hat mich zu dem gemacht, was ich heute bin.

Eintrag in mein schwarzes Buch

In bin in Suffolk aufgewachsen, in einer Küstenstadt namens Lowestoft. Dort hatten meine Eltern einen Laden. Lowestoft hatte schon bessere Tage gesehen. Die herrschaftlichen Häuser entlang der Küste waren in Wohnungen unterteilt worden, in denen alleinstehende Mütter und Jugendliche von der Wohlfahrt lebten.

Wir waren zu viert: meine Mutter, mein Vater, mein Bruder Peter und ich. Peter war zwei Jahre älter als ich, ein widerlicher Junge mit Schweinsaugen, bleichem, teigigem Gesicht und einem erbsengroßen Gehirn. Er hatte den blassen Teint meiner Mutter geerbt, nicht aber ihre zarten Züge. Wie es bei älteren Brüdern häufig der Fall ist, piesackte er mich ständig, aber meine

Mum sagte, ich müsse Zugeständnisse machen, denn Peter sei »anders«, was bedeutete, dass er strohdumm war.

Unser Geschäft befand sich direkt am Strand, es war ein Tante-Emma-Laden mit Strandzubehör. Mum sollte sich um mich und Peter kümmern, aber es gab Phasen, in denen wir ihr zu viel waren und sie einfach im Bett blieb. Wenn es ihr gut ging, war sie lustig. Dann verbrachte sie die Tage mit uns am Meer, wir konnten schwimmen, und ich durfte mit ihren langen Haaren spielen, die golden glänzten, wie die Sonne. Doch wie aus heiterem Himmel hörten diese Tage wieder auf und wurden von einem ihrer »wirren Anfälle« abgelöst, wie mein Vater sie nannte. Dann waren ihre Haare fettig und ihre Augen stumpf.

Ich war zwar nur ein Kind und wusste noch nicht viel, trotzdem fiel mir auf, wie häufig Mrs Carron in den Laden kam. Sie hatte rosa Lippen, flatterte von hier nach da

und trug ein süßlich riechendes Parfum. Viele Hausfrauen aus der Siedlung kamen zu uns, um Brot oder Kekse zu kaufen, und mein Vater war zu allen sehr freundlich. Dass er zu Mrs Carrons rosa Lippen noch freundlicher war, nahm ich einfach so hin. Warum hätte ich mir auch etwas dabei denken sollen, wenn er mit ihr schäkerte oder auf ihren Hintern starrte, wenn sie den Laden verließ. Er war schließlich ein Mann und sie eine der Frauen, die sich herausputzen und silberglockenhell lachen. Alles wirkte ganz normal, jedenfalls nicht seltsam oder schlecht. Meine Mutter war da allerdings anderer Ansicht.

Ich hörte, wie sie meinen Vater anschrie, und wusste, dass sie dabei schlimme Wörter benutzte, auch wenn mir nicht klar war, was »Hure« und »Schlampe« wirklich bedeuteten. Mein Vater brüllte dann zurück, sie solle die »Klappe halten«, bezeichnete sie als eine »Verrückte« und sagte, deshalb

könne ihm das »keiner übelnehmen«. An dem Punkt fing meine Mutter an zu weinen, und wenn der Streit vorüber war, legte sie sich ins Bett, und mein Vater ging aus. Er sagte nie, wohin er wollte, doch wenn er zurückkam, roch er nach süßlichem Parfum und hatte rosa Lippenstift an der Wange.

Nach diesen Auseinandersetzungen sah meine Mutter anders aus als sonst, wütend und traurig. Ihr Rücken krümmte sich, als trüge sie eine schwere Last, und ihre Mundwinkel hingen herab. Sie lachte auch nicht mehr wie an jenen Tagen, an denen es ihr gut ging. Für mich waren ihre Stimmungen wie eine Achterbahnfahrt. Sie konnte warmherzig und liebevoll sein und aufregende Dinge mit uns machen. Doch wenn sie einen »Anfall« hatte, sah sie mich an, als wäre ich eine Fremde.

Wenn meine Mutter krank war, mussten Peter und ich im Laden bleiben und durften niemandem im Weg herumstehen. Mitunter

versuchten wir einen Blick in die Comichefte zu werfen, doch dann sagte mein Vater, wir dürften nichts anfassen, und wir begannen uns zu langweilen. Nach einer Weile ging Peter dazu über, mich zu knuffen, oder er wurde richtig eklig, nahm mir mein Buch weg, hänselte mich und sagte für jedermann hörbar, ich sei zu dick. Ab und zu ging er mit seinen Freunden an den Strand, worüber ich immer sehr froh war.

Ich wollte nicht im Laden sein, sondern bei meiner Mutter. Manchmal schlüpfte ich in ihr Zimmer und kroch zu ihr ins Bett, kuschelte mich unter die Decke und spielte, wir hätten uns ein Häuschen gebaut.

Die Amseln waren zurückgekehrt und bauten ihre Nester. Im Regen.

Ich konnte sie vom Bett meiner Mutter aus sehen. Sie flogen hoch hinauf in den grau verhangenen Himmel und stürzten hinab zu einem Baum. Mit ihren schwarzen Flügeln schlugen sie die grünen Zweige und gelben

Blüten zur Seite und verschwanden im Geäst. Ein Vogel tauchte ein, ein anderer wieder auf. So ging das immerzu. Nasses Gefieder. Tropfende Blätter. Ein Schnabel umklammerte ein braunes Hölzchen. Der unnatürlich verdrehte Kopf, der das Hölzchen an die richtige Stelle des Nests steckte. Das schwarz glänzende Auge. Eine einzelne schwarze Feder, die der Wind aufplusterte. Ich beobachtete sie und fröstelte.

Das Fenster klapperte, aber unter meinem Daunendach war ich sicher.

Ich schmiegte mich an meine Mutter, und sie gab mir einen Kuss aufs Haar. Ihr Bett war mein Nest. Die Vögel suchten ein Zuhause, einen Platz für ihre Eier, um Küken auszubrüten.

»Sieh doch nur«, sagte meine Mutter leise. »Wie sie immer weitermachen. Sie glauben an ihr kleines Nest, trotz des strömenden Regens. Wo haben sie nur gelernt, so eisern durchzuhalten?« Sie drückte den Kopf tiefer

in das Daunenkissen und schloss die Augen, denn das Sprechen strengte sie an.

Sie sind eben anders als du, dachte ich und schämte mich dafür. Aber meine Mutter hielt nie durch, sondern war immer nur müde.

Ich versuchte, an etwas anderes zu denken, und küsste ihre Hand, die kalt war und zart wie eine Feder.

»O Rosie«, sagte sie mit geschlossenen Augen. »Schon wenn ich ihnen zusehe, werde ich müde. Dieses Herumflattern, bis das Nest gebaut ist, und dann das lange Warten ...«

Das lange Warten kannte ich auch. Still zu sitzen und zu warten, bis es ihr wieder besser ging, bis sie aufstand, bis ich in Sicherheit war und wieder atmen konnte, weil sie wieder meine Mutter war.

Der Regen hörte nicht auf.

Elaeagnus. »E-lae-ag-nus«, sagte sie am nächsten Tag und sprach es für mich extra langsam aus. Es war der Name des großen

Baums vor ihrem Fenster. Die kleinen zartgelben Blüten rochen nach dem Regen noch stärker als sonst nach Zitrone. Das wusste ich, denn vor Unterrichtsbeginn war ich hingelaufen. Ich wünschte, meine Mutter würde ihr Fenster öffnen, denn der Regen hatte aufgehört, und der Himmel sah wie ausgwungen aus. Aber sie ließ ihr Fenster geschlossen. Wollte es nicht öffnen. Sie war in ihrem Nest, in dem sie tagelang blieb. Einen langen Tag nach dem anderen.

Nach der Schule schauten wir aus dem Fenster. Ich in meinem blauen Baumwollkitel, sie in ihrem weißen Nachthemd. Meine Mutter beobachtete die Amseln. Ich beobachtete meine Mutter und suchte nach Hinweisen, die mir sagten, ob sie bald aufstehen, wieder gesund sein würde. Ein Vogel flatterte zwischen Nest und Geäst hin und her, nur ein einziger.

»Das ist das Männchen. Du erkennst es an dem orangefarbenen Schnabel«, flüsterte

meine Mutter, als hätte sie Angst, der Vogel könnte uns hören, und wir würden ihn stören. »Er ist auch größer.«

Wie konnte ein einzelner Vogel größer sein? Größer als wer oder was? An wem wollte man ihn messen? Woher weiß man, was groß, was richtig oder falsch ist, wenn man nichts zum Vergleichen hat? Allerdings war sein Schnabel tatsächlich orange. Prall gefüllt war der Schnabel, diesmal nicht mit winzigen Zweigen, sondern mit Würmern und Maden, sodass ich dachte, wahrscheinlich werden gerade die Küken ausgebrütet. Der Vogel war flink und schoss immer hin und her.

»Mein Küken«, sagte meine Mutter und streichelte meinen Arm. »Meine Rosie.«

Ich dachte an Peter unten im Laden, das dumme, schwerfällige Küken, das Mum nur besuchte, wenn mein Vater es dazu zwang. Nicht wie ich, die ihr nicht fernbleiben

konnte, sodass mein Vater mir schon vorhielt, ich würde sie stören.

Ich dachte auch an meinen Vater, der unten im Laden arbeitete und wie die Amseln nach Essen suchte, wenn meine Mutter in ihrem Nest war.

»Ich wünschte ...«, begann meine Mutter, und ich hielt den Atem an. Meine Mutter wünschte sich nie etwas, deshalb war das, was jetzt kommen würde, sehr wichtig. »Ich wünschte, ich könnte in dieses Nest da schauen«, fuhr sie zu meiner Überraschung fort. »Ich würde auf den Baum klettern, den Elaeagnus. Nein, ich würde wie ein Vogel zu ihm hochfliegen und in das Nest spähen, um nachzusehen, wie viele Küken darin sind, wie viele niedliche Babys mit zarten Knochen mit aufgesperrten Schnäbeln auf Nahrung warten.«

Sie sprach nicht mit mir, sondern wie für sich ins Leere. Oder mit den Vögeln draußen, die sie beneidete. »Ich wünschte, ich könnte

sie groß und kräftig machen, damit sie eines Tages fliegen können. Wegfliegen können.«

Dann fing sie an zu weinen, wie immer. Ich wusste nicht, wie ich sie trösten sollte. Wie ich ihren offenen Mund schließen sollte, als sie nach etwas rief, das ich ihr nicht bieten konnte, denn ich wusste nicht, was sie brauchte, um wieder zu Kräften zu kommen. Ich hatte keinen Vergleich, um zu wissen, was ihr fehlte.

Wenn ich aus der Schule nach Hause kam, war ich müde und hungrig. Trotzdem musste ich im Laden sitzen, bis er geschlossen wurde. Meistens legte ich den Kopf auf der Theke auf meine verschränkten Arme und blinzelte, um den Schlaf zu vertreiben. Die Stammkunden kannten mich und witzelten, ich sei die jüngste Ladengehilfin in ganz Lowestoft. Mein Lieblingsplatz in dem ganzen Laden war der Holzschemel unter einem Brett, auf dem Gläser voller Süßigkeiten standen: rosa Pfefferminzstangen, gelbe

kandierte Ananasstücke, die den Gaumen aufrauten, glänzende braune Colafläschchen aus Weingummi, an denen man ewig lutschen konnte, Zitronendrops in der Farbe der Haare meiner Mutter und – meine Favoriten – klebrige Karamellbonbons mit Zuckerglasur, die an den Fingern haften blieb.

Das Regalbrett war zu hoch für mich. Selbst wenn ich mich auf den Schemel stellte, kam ich nicht heran, sodass ich die Verlockungen ständig unerreichbar vor Augen hatte. Peter dagegen war groß genug.

Jedes Mal, wenn er sich ein Karamellbonbon nahm, ärgerte er mich. »Für dich gibt's nichts. Du bist schon dick genug.«

»Bitte, Peter.«

»Nichts da.«

Er kaute das Bonbon laut schmatzend, den Mund so weit geöffnet, dass ich die klebrige Masse sehen konnte, bis ich ihm am liebsten eine heruntergehauen hätte. Doch dann

würde er zu Dad laufen, und ich würde zusammengestaucht, weil Peter »anders« war, sprich zurückgeblieben. In der Schule besuchte er eine Sonderklasse, und die Bücher, die er nach Hause brachte, hatte ich schon in der Vorschule gelesen.

Es gab nur eins, was Peter und ich gemeinsam hatten, und das war unsere Vorliebe für Penny-Süßigkeiten. Die nannten wir so, weil Dad uns jeden Samstag jeweils eine Zehn-Pence-Münze gab. Von dem Geld kauften wir jeder eine Tüte mit zehn Süßigkeiten für je einen Penny. Während der Woche verbrachte ich unzählige Stunden mit der Überlegung, wofür ich mein Geld ausgeben könnte.

Peter futterte seine Tüte stets auf einen Schlag leer. Ich dagegen hob meine Schätze in einem leeren Eiscremebehälter auf. In der Woche gestattete ich mir dann täglich eine Köstlichkeit, ein Bonbon oder eine Lakritze, doch das meiste hortete ich. Nach einer

Weile hatte ich einen recht großen Geheimvorrat angelegt. Jede Woche stahl Peter ganze Hände voll aus meinem Behälter. Zu guter Letzt beschloss ich, die Süßigkeiten gegen Gefälligkeiten einzutauschen, dafür, dass er mir die Dinge reichte, an die ich noch nicht gelangte, oder mir seinen Kassettenrekorder lieh.

Mein gehortetes Naschwerk bereitete mir so große Freude, dass ich den Behälter gern vor mir auskippte, nur um alles auf einmal zu betrachten. Auch meine Mutter hatte bunte Bonbons. Sie steckten in kleinen Glasflaschen, deren Kappe sich nicht aufdrehen ließ, ganz gleich, wie oft ich es versuchte. Die Fläschchen standen auf ihrem Nachttisch, und meine Mutter naschte davon, wenn sie krank war. Mitunter bot ich ihr meine Süßigkeiten an, aber die mochte sie nicht.

Dann kamen die Sommerferien, und mein elfter Geburtstag rückte näher. Die Tage im Laden schienen sich endlos zu dehnen. Mit

reiner Willenskraft versuchte ich meine Mutter gesund zu machen, damit wir etwas unternehmen konnten. Sie war nun schon seit Ewigkeiten krank und verließ das Schlafzimmer nur noch selten. Wenigstens hatten wir die Amseln, die wir beobachten konnten, und wenn der Laden abends schloss, durfte ich zu meiner Mutter gehen. Zusammen sahen wir zu, wie sich der gelbe Sonnenball rot färbte, verblasste und verging. Dann kam der Mond, wunderschön und rund, der uns beschien. Das Nachthemd meiner Mutter war bald wie weißer Sand, ihre Haut nahm die Farbe von Perlmutter an. Die Luft war schwer und warm und roch nach Salz. Hier oben bei ihr war ich sicher. Unten war Peter, heckte Dummheiten aus oder stopfte sich mit Süßigkeiten voll. Mein Vater war noch im Laden, füllte Regale auf und schrieb Bestellungen. Hinterher machte er unser Abendessen, bei laut aufgedrehtem

Fernseher. Im Zimmer meiner Mutter dagegen war es friedlich.

Dad besuchte meine Mutter nicht mehr. Er schlief auf dem Sofa im Wohnzimmer. Ich sagte mir, das sei normal, immerhin war Mum krank, und mein Vater machte die ganze Arbeit. Nur all die hübschen lachenden Kundinnen bereiteten mir Sorgen, und ich fragte mich, ob mein Dad fortfliegen würde, wenn er könnte, und mich und Peter im Nest zurücklassen würde.

Ich hielt ihn für einen guten Mann, obwohl ich mir dessen nicht sicher sein konnte. Ich hatte ja keinen Vergleich.

10.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Der Laden meines Vaters war so klein, dass er schon bei drei Kunden überfüllt wirkte. Wenn ich aus der Schule kam, ging es dort oft sehr lebhaft zu, und die Glocke über der Tür bimmelte pausenlos, als würde einem eine Katze mit einem Glöckchen am Halsband um die Beine streichen und um Milch betteln. Es gab auch ruhigere Zeiten, aber nach der Schule tummelten sich dort Kinder in blau-weißen Kitteln oder in grauen Hosen und marineblauen Blazern, die ihre Silbermünzen gegen Brause und rote Lakritzstangen eintauschten. Die Frauen dagegen drückten auf die Brote, rochen am Käse oder kosteten eine Weintraube. Dad lächelte sie an und strich sich mit der Hand durch sein blauschwarzes Haar, das vom Wachs glänzte.

Dad mochte vor allem Mrs Carron. Wenn sie da war, strich er sich noch öfter durchs Haar. Sie kam ständig, denn immerzu gingen ihr irgendwelche Lebensmittel aus. Wenn meine Mutter abends fragte, wer tagsüber im Laden gewesen sei, wusste ich, dass es besser war, Mrs Carron nicht zu erwähnen. Jedenfalls seit jenem Tag, an dem Dad ihr gesagt hatte, an ihrer Bluse oben sei ein Knopf aufgegangen, woraufhin Mrs Carron nachgeschaut und festgestellt hatte, dass der Knopf fehlte. Ihre Bluse klaffte auf, und man erkannte sogar ihren roten Büstenhalter. Ich fand das komisch. Dad und Mrs Carron lachten auch. Aber als ich es später meiner Mutter erzählte, runzelte sie die Stirn und begann den Rand ihres Lakens zu kneten.

Ich sagte: »Wer trägt denn einen roten Büstenhalter?«, und fand es noch immer lustig, denn bis dahin hatte ich nur weiße oder hautfarbene gesehen.

Mum lächelte nicht. Sie wollte wissen, wo Dad gewesen sei, ehe Mrs Carron den fehlenden Knopf bemerkt hatte. Die Frage konnte ich leicht beantworten, denn er war hinten im Lager gewesen, um nachzusehen, ob dort noch etwas von dem Earl Grey vorrätig war, den Mrs Carron für den besten hielt. Ich war in der Zeit im Laden, um auf die Kasse aufzupassen. Mum fragte, wo Mrs Carron gewesen sei, und ich erwiderte, sie sei auch ins Lager gegangen, um sicherzugehen, dass Dad die richtige Marke fand. Als sie wieder im Laden war, wirkte sie sehr vergnügt, daher nahm ich an, mein Dad und sie hatten das Gewünschte gefunden.

Meine Mutter brach in Tränen aus. Seitdem erwähnte ich Mrs Carron nie wieder. Allerdings machte ich es zu meiner Aufgabe, die Kundin und Dad zu beobachten, und hoffte, ich könnte meiner Mutter sagen, alles sei in Ordnung, sie könne sich wieder gut fühlen und ihr Nest verlassen.

Jeden Morgen vor der Schule und jeden Nachmittag suchte ich das Amselnest auf, damit ich meiner Mutter abends erzählen konnte, wie es den Vögeln ging. Es war das Einzige, was sie zu interessieren schien. Als ich ihr sagte, die Küken seien geschlüpft, freute sie sich sehr. Ich schilderte ihr die drei Vogeljungen mit den mageren Hälsen, die kaum Federn hatten. Es kam mir vor, als überreichte ich Mum ein großes Geschenk. Von unserem Daunenhäuschen aus sahen wir zu, wie die Amseleltern mit Würmern und Maden im Schnabel hin und her flogen, voller Glück, weil ihre Kleinen so gut aufgehoben waren.

Obwohl man sich einer Sache nie sicher sein kann.

An dem Tag, als ich die drei Küken entdeckte, etwa eine Woche nachdem ich den roten BH von Mrs Carron gesehen hatte, zog ich meinen blauen Baumwollkittel an und besuchte meine Mutter vor Schulbeginn. Sie

war wach, lag jedoch ganz still da, schenkte mir ein kleines Lächeln und bat mich, ihr eines ihrer Fläschchen zu reichen.

»Heute stehe ich vielleicht auf, Rose«, sagte sie.

Ich machte einen Luftsprung und stieß einen Freudenschrei aus. Der Anfall war vorüber. Ab heute würde meine Mutter wieder normal sein. Von all den früheren Phasen wusste ich, dass sie nach den schlimmen »wirren« Tagen wundervoll sein würde. Sie würde mit mir zum Strand gehen und mir Eiscreme kaufen und all die Tage wieder wettmachen, die sie im Bett verbracht hatte.

Ich stürmte aus dem Haus, schlug Peter auf den Arm und rannte weiter, so voller Elan, dass ich an dem Tag bis zum Ende der Welt hätte laufen können. Dabei wollte ich nur den Schultag hinter mich bringen und wieder bei meiner Mutter sein. Ich wusste, dass sie unten im Haus auf mich wartete. Angekleidet und startbereit.

Erst als ich im Klassenzimmer hinter dem widerlichen Alfie saß und gegen seinen Stuhl trat, fiel mir ein, dass ich vergessen hatte, nach den drei Amseljungten zu schauen. Ich sagte mir, das sei nicht weiter schlimm, mit Sicherheit würde meine Mutter nach ihnen sehen, gleich nachdem sie angekleidet war. Nachts würde Dad von nun an ja wieder in ihrem Bett schlafen, und alles wäre wieder wie immer. Selbst dass Alfie mir einen zerknitterten Zettel zusteckte, auf dem stand, er sei in mich verknallt, machte mir nichts aus.

Nach der Schule rannte ich so schnell nach Hause, dass ich stolperte und hinfiel, aber auch das aufgeschlagene Knie war mir egal. Ich lief an Peter und seinen Freunden vorbei, rannte immer weiter und stürzte in den Laden. Die Glocke hörte ich gar nicht, ich sah nur den leeren Raum. Wo war sie?

Ich rief: »Mum? Mum!«

Dann hörte ich ein Geräusch aus dem Lagerraum. Ein Stöhnen. Eine Frau, die klang, als hätte sie Schmerzen. »Mum? Bist du das?«

Ich riss die Tür auf. Aus dem Stöhnen wurde Keuchen. Ich erkannte Dads Rücken und zwei Hände auf seinen Schultern. Er drückte jemanden gegen die Wand.

»Mum?«

»Ich bin hier, Rose.« Ihre Stimme ertönte in meinem Rücken.

Ich fuhr herum. Meine Mutter stand hinter mir, das Haar noch feucht vom Waschen, angekleidet und nach einem neuen Tag riechend. Doch ihr Blick glitt über mich hinweg ins Lager, zu Dads Rücken und den beiden Händen.

»Mein Gott«, sagte sie nur.

Ich wünschte mir so sehr, ich hätte sie vor all dem bewahren können.

Doch sie stieß mich zur Seite, und ich hörte ihren schrillen Schrei. »Du Dreckskerl!«

Dad drehte den Kopf zu uns herum. Gleich darauf lösten sich hastig zwei Körper voneinander, und Kleidungsstücke wurden mit fliegenden Händen zurechtgerückt. Mein Vater trat einen Schritt auf uns zu. Das Hemd hing ihm aus der Hose, und seine Haare waren zerwühlt. Hinter ihm erkannte ich Mrs Carron, die obenherum nur ihren roten Büstenhalter trug, im Gesicht ein zufriedenes Grinsen. Meine Mutter krümmte sich, als hätte jemand sie in den Magen geboxt, und fing an zu weinen.

Ich rannte aus dem Laden, umrundete das Haus und warf mich am Fuß des Elaeagnus ins Gras. Da sah ich sie vor mir liegen.

Zwei winzige Babydrachen. Ohne Gefieder, mit dünnen Hälsen und großen schwarzen Knopfaugen, jedes Küken mit einem ausgebreiteten Flügel.

Gleich darauf flog eine Elster aus dem Elaeagnus. Mit ihrem grausamen Schnabel umklammerte sie einen Hauch Leben. Die Elster ruckte mit dem Kopf und warf den winzigen Vogel zu seinen toten Geschwistern ins Gras.

Dann breitete sie ihre wunderschönen, glänzenden Flügel aus, warf mir einen flüchtigen Blick zu und war verschwunden.



Ich weinte für lange Zeit. Als ich endlich aufstand, ging die Sonne schon unter. Ich trat näher an den Baum, stellte mich auf die Zehenspitzen, schob die Hand behutsam unter das leere Nest und holte es sanft aus den Zweigen heraus. Es war zwar leer, aber es war immer noch ein Zuhause. Ich beschloss, das Nest meiner Mutter zu überreichen, als Geschenk.

Im Laden war niemand, weder meine Mutter noch mein Vater oder Mrs Carron. Auch von Peter keine Spur, dabei war er angewiesen, nach der Schule im Laden zu bleiben. Ich nahm an, dass meine Mutter in der Wohnung war. Dort wollte ich ihr das Nest geben. Ich schlug den Vorhang zur Seite und stieg die Treppe hoch. Nirgends war ein Laut zu hören, nur mein Magen knurrte, denn ich hatte Hunger. Ich beschloss, ein paar Süßigkeiten aus dem Eiscremebehälter zu essen, den ich unter meinem Bett versteckt hatte. Doch als ich mich in meinem Zimmer danach bückte, war er fort. Peter!, dachte ich sofort. Sicher hatte er den Behälter gestohlen. Jetzt saß er heimlich irgendwo und stopfte sich mit all den Köstlichkeiten voll, die ich seit so langer Zeit gehortet hatte. Wie viel Willenskraft es mich gekostet hatte, der Verlockung zu widerstehen.

Die Küche war leer, ebenso das Wohnzimmer. Nur Peters Schuhe lagen auf dem

Boden, dort, wo er sie abgestreift hatte. Ich schaute ins Bad, ja sogar hinter den Duschvorhang, aber da war niemand. Jetzt blieb nur noch das Schlafzimmer meiner Eltern.

Die Tür war geschlossen. Vorsichtig drückte ich sie auf. Jemand lag im Bett, hatte sich unter der Decke verkrochen. Es war meine Mutter, denn ich erkannte ihren Körper. Arme Mum! Die Luft im Zimmer war warm und stickig, denn sie mochte keine geöffneten Fenster. Es behagte ihr nicht, die Geräusche der Außenwelt zu hören. Sie lag so reglos da, dass ich erst dachte, sie müsse tief und fest schlafen. Ich trat näher, wollte unter die Bettdecke kriechen, in unser Häuschen.

Das leere Nest legte ich auf ihr Kopfkissen, damit sie es sah, sobald sie die Augen öffnete.

Sie war sehr blass. Das lange blonde Haar lag zusammengedreht auf dem Kopfkissen.

Sie hatte sich bisher nicht geregt. Mit einem Mal wollte ich sie küssen, denn das durfte ich doch sicherlich, solange ich sie nicht weckte. Ich kletterte auf das Bett und legte mich neben sie, voller Sorge, Dad könnte mich erwischen, und dennoch gebannt von ihrer Schönheit. Wenn sie aufwachte, würde sie vielleicht meinen Vater rufen und ihn bitten, mich zu holen. Dann würde mein Vater mich schlagen. Aber das Risiko war es mir wert. Ich wollte einfach bei ihr sein.

Ich berührte ihre Wange. Sie fühlte sich kühl und trocken an. Ihre leicht geöffneten Lippen waren aufgesprungen. Ich rückte ein Stück näher an sie heran und legte meinen Mund auf ihre Wange, dann auf ihre Lippen. Ich spürte die aufgeraute Haut. Auch ihre Lippen waren kühl. Ich wollte Mum in den Arm nehmen und sie mit meinem Körper wärmen. Sie hielt etwas in der Hand. Es war eins von ihren Fläschchen, in dem nur noch wenige rosa Bonbons waren. Ich versuchte,

ihr das Fläschchen aus der Hand zu ziehen, doch es war, als hätte jemand ihre Finger an das Glas gelötet.

Da hörte ich einen erstickten Laut. Er kam aus dem Schrank.

Ich erstarrte und dachte an die gefürchteten Monster, die in Schränken hausen. Die Tür öffnete sich einen Spalt breit. Ich rechnete schon mit einer pelzigen Pfote oder Krallen, hielt den Atem an und drückte mich an den reglosen Körper meiner Mutter. Die Tür öffnete sich weiter. Dann erkannte ich Peter. Sein Mund war mit Zucker beschmiert und stand offen.

»Ich habe genau gesehen, wie sie es gemacht hat«, flüsterte er. »Ich konnte nichts sagen, sonst hätte sie gewusst, dass ich mich im Schrank versteckt habe, und hätte mit mir geschimpft, weil ich deine Süßigkeiten esse.«

Zwischen seinen Füßen stand der Eiscremebehälter. Peters Augen waren rot und

verquollen, über seine Wangen zogen sich Tränenspuren.

»Sie hat die ganzen Tabletten geschluckt. Und jetzt wird sie nicht mehr wach.«

Eintrag in mein schwarzes Buch

Von der Beerdigung meiner Mutter habe ich hauptsächlich die gedämpften Stimmen schwarz gekleideter fremder Menschen in Erinnerung. Sie drängten sich in unserer Wohnung und fingen an zu flüstern, sobald ich vorüberkam. Niemand sprach mit mir. Ich hockte mich in eine Ecke des Wohnzimmers und wartete.

Irgendwann kam mein Dad und schwankte, als hätte er zu viel Bier getrunken, was er sonst nur an Weihnachten tat. Er tätschelte mir den Kopf und zupfte ungeschickt an meinen Haaren. »Du bist ein braves Mädchen, Rosie«, sagte er.

Mrs Carron erschien und reichte ihm ein Glas Whisky. Er sagte: »Danke, Isabel.«

Auf die Weise erfuhr ich ihren Vornamen, doch für mich sollte sie immer Mrs Carron bleiben. Lächelnd trat sie auf mich zu und wollte mir einen Kuss geben. Ich sah nur ihre Zähne und zuckte zurück, sodass ihr Mund auf meinem Kinn landete. Ich wusste, dass sie Witwe war, obwohl sie mir dafür noch recht jung schien. Ihr Rock war schwarz, die Bluse jedoch aus roter Seide. Sie hatte rosa glänzende Lippen und trug dicke Goldohrringe. Mir gefiel nicht, wie sie meinen Dad anschaute. Ihr Blick erinnerte mich an den unserer Katze, wenn sie aus dem Garten einen toten Vogel mitbrachte. Mrs Carron führte meinen Vater in die Küche und schloss hinter ihnen die Tür. Als die beiden weg waren, wischte ich mir übers Kinn. Anschließend hatte ich rosa Lippenstift an der Hand.

Ich wusste nicht, wo Peter war, aber es interessierte mich auch nicht. Zwar redete niemand mit mir, aber die Leute, die mit mir

im Wohnzimmer waren, sahen häufig zu mir herüber, als wären mir Hörner gewachsen oder so was in der Art. Plötzlich teilte sich die Gruppe an der Tür, und eine füllige Frau in einem voluminösen Pelzmantel trat ein. Sie trug einen winzigen Hut, als balanciere sie eine Pastete auf dem Kopf, mit einem Stück schwarzer Spitze, das über ein Auge fiel. Trotzdem erkannte ich Tante Rita sofort, sprang auf und lief auf sie zu.

»Liebe Zeit, Rose, wie groß du geworden bist. Bald bist du ja schon ein Teenager.«

Sie zog ein Papiertaschentuch aus ihrer schwarz glänzenden Handtasche, spuckte darauf und wischte mir kopfschüttelnd den Lippenstift vom Kinn. Sie roch wie ein ganzer Rosenstrauß, und ich wollte mich auf der Stelle in ihrem weichen Mantel vergraben.

»Das ist kein echter Pelz, aber wer sieht das schon?«

»Er ist so weich.«

»Aber zu warm.« Sie streifte den falschen Pelz ab und enthüllte ein enges schwarzes Kleid und schwabbelige Knie in dicken braunen Strümpfen. »Ich muss mich setzen, Rose. Meine Beine sind schwer wie Blei.«

Tante Rita ließ sich auf einen Stuhl sinken. Ihre schweren Schenkel quollen über die Kanten der Sitzfläche. Sie war zehn Jahre älter als mein Dad und wohnte in Felixstowe, etwas weiter südlich als wir, weshalb wir sie nur selten sahen. Aber ich freute mich jedes Mal auf ihren Besuch, denn außer ihren Zigaretten hatte sie immer lila Bonbons in der Handtasche. Jetzt wollte ich den Kopf an ihre Brust legen und von Rita gehalten werden.

Sie hob mein Kinn an. »Warst du schon im Esszimmer?«

Ich schüttelte den Kopf. Unser Esszimmer war nicht sehr groß. Wir benutzten es nur an Weihnachten und zu besonderen Mahlzeiten. Ab und zu hatte meine Mutter

dort gesessen und gelesen. Die Tür war den ganzen Vormittag geschlossen geblieben, obwohl ich gesehen hatte, dass immerzu Leute hineingingen und wenig später wieder herauskamen. Ich nahm an, dass es dort Häppchen gab.

»Dann gehe ich jetzt mit dir hinein. Da drinnen liegt deine Mutter, von der du dich verabschieden musst.«

Ich rang nach Atem. Mum war im Esszimmer! Im Geiste sah ich sie dort in ihrem Lieblingssessel sitzen und mit den Leuten reden, die zu ihr kamen. Warum hatte mir das niemand gesagt? Ich wollte zu ihr laufen, damit sie mich in die Arme schließen und mir einen Kuss aufs Haar drücken konnte. »Wo warst du denn, Rosie?«, würde sie sagen. »Ich habe auf dich gewartet.« Dann würde ich ihr das Amselnest zeigen, das ich für sie aufgehoben hatte.

Ich befreite mich aus Ritas Griff, stürzte aus dem Wohnzimmer und im Flur an all

den schwarz gekleideten Fremden vorbei. Ich riss die Tür des Esszimmers auf und brannte darauf, meine Mum wiederzusehen.

In dem Raum war es dämmrig, und es gab keine Häppchen. Dann erst sah ich die dunkle Kiste aus Holz, die aufgebockt auf zwei Stühlen stand. Zögernd trat ich näher, nahm wahr, dass die Kiste mit weißem Satin ausgeschlagen war, und erkannte die Nasenspitze meiner Mutter. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und warf einen Blick auf ihr Gesicht. Sie war kalkweiß, beinahe konturenlos, als hätte jemand alle Farbe aus ihrem Gesicht gewischt und nur eine Wachsmaske wäre geblieben. Ihre Augen waren geschlossen, das blonde Haar offen.

»Gib ihr einen Kuss.«

Ich zuckte zusammen. Hinter mir war Tante Rita eingetreten. Sie legte mir eine schwere Hand auf die Schulter und drückte mich an ihren weichen, warmen Körper.

»Komm schon, Rose.«

Ich schlich mich näher an den Sarg, voller Furcht, Mum könnte sich plötzlich bewegen. Einen Moment lang sah ich sie an, dann beugte ich mich vor, kniff die Augen zusammen und gab ihr einen zarten Kuss auf die Wange. Ich spürte ihren Wangenknochen und die kalte, unnachgiebige Haut.

»Sprich mit ihr.«

Ich richtete mich auf und fing an zu weinen. Heiße Tränen rannen mir über die Wangen in den Mund. Ich wischte sie ab.

»Sie kann dich hören, Rose. Und sehen. Ihr Körper ist nur noch eine Hülle, aber ihr Geist ist noch da, hier in diesem Raum.«

Schluchzend sagte ich: »Mum?«

»Na, siehst du.«

»Mum, ich möchte, dass du zurück nach Hause kommst.«

Rita zog mich an sich. »Deine Mum ist jetzt in der Welt der Geister, Rose. Sie kommt nicht mehr nach Hause, aber sie wird immer

bei dir sein, wenn du sie brauchst. Und sie wird dir immer zuhören.«

Es war das erste Mal, dass mir jemand den Tod auf diese Weise erklärte. Bis dahin hatte ich mir den Himmel immer als Wolkenmeer vorgestellt oder als großen Garten, voller Vögel und Engel. Aber Rita sprach von Geistern, und später erklärte sie mir, dass man den Tod nicht fürchten müsse, weil der Himmel ein besserer Ort als die Erde sei, ein Ort der Geborgenheit.

Manche Vögel sind Nesträuber. Es liegt in ihrer Natur. Sie müssen die Küken in den Nestern anderer Vögel töten.

Und manche Frauen rauben Männer und denken sich nichts dabei.

In den ersten Monaten nach Mums Beerdigung war mein Dad in so schlechter Verfassung, dass ich Mrs Carron wahrscheinlich hätte dankbar sein sollen. Sie hielt den Laden am Laufen und kochte für uns. Mein Vater saß bloß hinter der Theke und starrte

ins Leere. Wenn Vertreter kamen, schaute er stirnrunzelnd in ihre Kartons, als wüsste er zwar noch, was Lakritzstangen und weiße Makronen waren, aber nicht mehr, was er damit anfangen sollte. Die Regale wurden nicht aufgefüllt, die Glasbehälter blieben leer. Und so machte Mrs Carron sich eines Tages daran, die Ware zu ordern. Dienstags brachte sie das Geld zur Bank. Abends machte sie mit kleiner, adretter Handschrift Eintragungen in das Kontenbuch. Unterdessen saß mein Vater zusammengesunken im Sessel und hielt eine vergessene Tasse Tee in der Hand. Mrs Carron lächelte ihn an, nahm ihm die kalte Tasse ab und machte ihm einen frischen. Doch mit der Zeit begann er den Tee wieder zu trinken, er aß, was sie gekocht hatte, und schien vergessen zu haben, dass sie eigentlich gar nicht zu uns gehörte.

Ich dagegen vergaß es nicht. Ich beobachtete Mrs Carron. Ich wusste, dass sie

nicht meine Mutter war und kein Recht hatte, so zu tun, als ob.

An welchem Tag sie bei uns einzog, weiß ich nicht mehr genau. Dabei hätte es ein unvergessliches, dramatisches Ereignis sein müssen, dieser Moment, in dem meine Mutter ersetzt wurde. Doch Mrs Carron kam leise daher, wie auf Samtpfötchen. Eines Tages drehte ich mich um, und sie war einfach da. Hätte sie mir von hinten auf die Schulter getippt, hätte ich entsetzt aufgeschrien.

Für meinen Bruder war das anders. Nach dem Tod meiner Mutter benahm er sich noch auffälliger als zuvor. Er war zornig, so zornig, dass er sogar nach Kätzchen trat, wenn sie ihm zu nahe kamen. Als Mrs Carron bei uns einzog, wurde Peter ruhiger. Da er nicht viel begriff, behandelte sie ihn wie ein Baby, drückte ihn an sich und wuschelte ihm durchs Haar. Zu seinem Geburtstag schenkte sie ihm eine elektrische Gitarre,

und er sagte, das sei das schönste Geschenk, das er jemals bekommen habe. Er mochte Mrs Carron. Einmal nannte er sie Mutter, und sie gab ihm einen Kuss auf die Wange. Ich sagte nie Mum zu ihr. Sie hatte mir meinen Vater gestohlen.

Wenn ich daran zurückdenke, bin ich sofort wieder in unserem Haus. Sitze nicht mehr hier im Gefängnis, sondern bin einfach nur ein kleines Mädchen.



Ich muss hinter das Geheimnis von Mrs Carron kommen. Ich muss herausfinden, warum mein Dad sie so sehr liebt, dass er darüber meine Mutter vergessen hat.

Mein Vater weiß nicht, dass Mrs Carron nicht von Natur aus schön ist. Ich schon. Ich habe gesehen, wie sie es macht. Auch beim Schlafen habe ich ihr zugeschaut. Sie liegt im Bett meines Vaters, auf der Seite, auf der

sonst meine Mutter geschlafen hat. Ein paarmal habe ich mich ins Schlafzimmer geschlichen und ihren nackten Rücken berührt. Einmal wurde sie wach und sah, wie ich mich über sie beugte. Sie riss das Laken über ihre Brüste, verbarg ihre braunen Brustwarzen und nannte mich verrückt. Das durfte nie wieder passieren.

Die Schranktür im Schlafzimmer meines Vaters schließt nicht richtig. Ich finde es schön, mich zwischen seinen Sakkos und Hosen zu verstecken. Ich mag den Geruch, der mich an den von Büchereien erinnert: stickig und tröstlich. Verbraachte, überhitzte Luft.

Durch den Türspalt sehe ich Mrs Carron. Sie streift ihren Morgenmantel über und mustert sich im Spiegel. Dann setzt sie sich, windet ihr Haar zu einem lockeren Knoten und steckt ihn oben auf dem Kopf fest. Aus einer Glasflasche schüttet sie ein paar Tropfen auf ihre Finger und verteilt süßlich

riechende Creme auf Gesicht und Hals. Wenn ich ihren Lidschatten sehe, weiß ich, wie die Farbe ihres Kleids sein wird. Heute ist es grün. Mit glänzenden Fingern streicht sie sich über die geschlossenen Lider. Aber das Beste kommt, wenn sie sich die Lippen schminkt. Sie spannt das Gesicht an, öffnet den Mund und reißt die Augen auf, als hätte sie sich erschrocken. Dann bemalt sie die blassen Lippen mit ihrem rosa Lippenstift. Sie legt den Morgenmantel ab und stellt sich nackt vor den zweiten Schrank, so nah bei mir, dass ich sehe, wie ihre Brust sich mit jedem Atemzug hebt und senkt. Ich erkenne das Muttermal auf ihrer Hüfte und bete, dass sie nicht hört, wie mein Herz hämmert.

Wenn wir unten sind, verstummt Mrs Carron, sobald ich den Laden betrete, und mein Dad betrachtet mich prüfend. Ich lege Geld in die Kasse und suche mir eins der Gläser aus. Inzwischen bin ich groß genug, um allein daran zu gelangen.

»Rose, warum bringst du eigentlich nie Freunde mit nach Hause?«, sagt mein Vater.
»Ist in der Schule alles in Ordnung?«

»Klar.«

Ich mache mich daran, ein Viertelpfund Zitronendrops abzuwiegen. Aus der Tüte steigt Zitronenstaub auf. Ich kann das süßliche Parfum von Mrs Carron riechen, stecke mir ein Bonbon in den Mund und fange an zu lutschen.

Sie sagt: »Ich weiß, dass es für dich schwer sein muss, schließlich hast du deine Mutter verloren.« Verloren. Das Zitronenbonbon schmeckt säuerlich scharf. Ich ziehe eine Grimasse. »Aber wir müssen es uns doch nicht noch schwerer machen, als es ohnehin schon ist.«

Mein Zimmer grenzt an das Schlafzimmer meines Vaters. Die Wände sind nicht dicker als Pappkarton. Ich ziehe das Bananarama-Poster von der Wand und reiße mit dem Klebestreifen ein Stück Gips ab. Das bringt mich

auf den Gedanken, ein kleines Loch in die Wand zu bohren. Denn in dem Schlafzimmerschrank kann ich mich nicht immer verstecken. Das ist zu riskant.

Zuerst bohre ich mit einem Messer, doch die Klinge wird rasch stumpf. Um die Wand zu durchstechen, muss ich mir aus der Küchenschublade einen Schraubenzieher holen. Ich achte darauf, das Loch genau passend zu machen, groß genug zum Durchgucken, klein genug, dass man es nicht sieht. Zum Glück hat die Tapete im Schlafzimmer ein Blumenmuster, und das Loch liegt inmitten einer üppigen Blüte. In meinem Zimmer ist es so hoch, dass ich mich zum Durchgucken auf die Zehenspitzen recken muss.

Ich hasse das Kreischen von Peters elektrischer Gitarre, wenn er spielt, aber wenigstens bleibt er dann in seinem Zimmer und nervt mich nicht. Wenn ich nicht da bin, geht er in mein Zimmer, das weiß ich. Aber

manchmal schleicht er sich auch von hinten an mich heran und freut sich, wenn ich vor Schreck zusammenfahre. »Was machst du da, Fettsack?«, fragt er dann, und ich brülle, er solle abhauen. Ich erzähle es Dad, aber der weigert sich, ein Schloss an meiner Tür anzubringen, deshalb stelle ich jetzt immer einen Stuhl unter den Türgriff.

Wenn Dad im Schlafzimmer ist, linse ich nicht durch das Loch, denn das wäre nicht richtig. Aber morgens, wenn ich draußen den Milchwagen klappern höre und von unten das Gedudel des Radios herauftönt, weiß ich, dass die Luft rein ist. Dann ist Dad im Laden, und Mrs Carron ist allein.

Sie hat es dermaßen schlau angestellt und ist so unauffällig bei uns eingezogen, dass ich glaube, Dad hat es gar nicht bemerkt. Zuerst brachte sie nur eine Zahnbürste und einen Kamm mit. Dann ein paar Kleider, die sie im Schrank zu den Kleidern meiner Mutter zwängte. Aber eines Tages sah ich durch

meinen Spion, wie sie Mums Kleider herauszog und in Müllsäcke stopfte. Bei der besten Bluse meiner Mutter zögerte sie, der weißen, seidigen, die sie jedes Weihnachtsfest getragen hatte, und hielt sie sich vor. Die Bluse hätte ihr gepasst, doch Mrs Carron warf sie trotzdem weg, als könne man meine Mum zum Einsammeln für die Müllmänner rausstellen, genau wie die anderen Dinge, die wir entsorgten.

Später, als Mrs Carron unten bei meinem Vater im Laden war, schlich ich ins Schlafzimmer.

Ihre Kleider waren anders als die von meiner Mum, schimmernd und dünn. »In denen holt sie sich irgendwann den Tod«, hätte meine Mutter gesagt. Nicht ein Kleidungsstück von Mrs Carron war bequem oder warm. Hosen hatte sie keine, nur enge Röcke und Kleider. Ein Kleid fiel mir besonders ins Auge. Es hatte die Farbe von Rubinen und war aus Seide. Ich hielt es vor mich,

so wie sie es mit der Bluse meiner Mutter getan hatte. Ich konnte Peter auf seiner Gitarre herumklimpern hören und Stimmen unten im Laden. Es war die Zeit, in der am meisten los war, nach Schulschluss, wenn die Kids kamen, um Süßigkeiten zu kaufen. Im Handumdrehen hatte ich meine Jeans und den Pullover ausgezogen.

Nur mit der Unterhose bekleidet, sah ich groß und schwabbelig aus. Bald würde ich einen Büstenhalter brauchen. Mein Bauch wölbte sich leicht. Das Kleid wirkte geradezu scheußlich an mir und spannte an den falschen Stellen. Wie eine überreife Erdbeere kam ich mir darin vor. Rot war eindeutig nicht meine Farbe. Sie machte mich blass, als wäre alles Blut aus mir gewichen. Ich drückte die Ansätze meiner Brüste zusammen und fragte mich, was für eine Art Frau ich einmal werden würde. Meine Mutter hatte weder grünen Lidschatten noch rosa Lippenstift getragen. Sie roch nie süßlich.

Mit einem Mal wurde mir bewusst, dass Peter nicht mehr auf der Gitarre spielte, dass schwere Schritte in meine Richtung kamen. Hastig versuchte ich, das enge Kleid aus-zuziehen, doch da öffnete er auch schon die Tür.

»Was machst du da?«, fragte er und lief rosa an, als er mich mit nacktem Oberkörper sah.

»Nichts.« Ich wusste nur, dass Dad Mrs Carron liebte und ich auch geliebt werden wollte. Vielleicht käme ich hinter ihr Geheimnis, wenn ich ihre Kleider trug und mich auch liebenswert machte.

»Bist du nicht zu alt, um dich zu verkleiden?«, schnaubte Peter. »Du blöde Kuh.« Angewidert knallte er die Tür hinter sich zu.

Ich schlüpfte aus dem rubinroten Kleid, und so schnell ich konnte, zog ich meine eigenen Sachen wieder an. Peter hatte recht. Für dieses Spiel war ich zu alt. Ich war

durchgeknallt und eine blöde Kuh, und niemand konnte mich leiden. Der einzige Junge, dem ich jemals gefallen hatte, war Alfie, der Klassentrottel, der pausenlos grinste und ein pickeliges Gesicht hatte. Er glotzte mich im Unterricht ständig an und kratzte sich an den Beinen. Die anderen Mädchen wisperten dann immer: »Guck mal, dein Freund starrt dich an.« Einmal versetzte ich einem Mädchen auf dem Schulhof deshalb einen solchen Fausthieb, dass ihre Nase zu bluten begann, aber das war kurz nach Mums Tod, daher sagten die Lehrer nichts. Seitdem hat mich niemand mehr behelligt. Die anderen blieben auf Distanz. Ohne meine Mutter fühlte ich mich sehr einsam.

In jener Nacht hatte ich einen Albtraum. Ich war in rote Seide gewickelt, und mir war so heiß, dass meine Haut brannte. Meine Mutter kam und versuchte verzweifelt, mir die Arme zu kühlen, auf denen sich Blasen

gebildet hatten. Mum legte mir einen feuchten Schwamm in den Nacken. Ich spürte, wie sie mich festhielt, fühlte mich in ihrer Liebe geborgen und weinte, als ich feststellte, dass die tröstlichen Arme Mrs Carron gehörten. Wütend riss ich mich von ihr los, voller Scham und Schuldgefühle, weil ich meine Mutter betrogen hatte.

Mrs Carron versuchte mich zu beruhigen. »Ist doch nur ein böser Traum, Rose«, sagte sie.

Doch ich stieß sie fort, als stünde sie in Flammen, als könnte ihre Umarmung mich töten.

Ich gebe es nicht gern zu, Jason, aber auch treue Menschen können manchmal Schlimmes tun. Die gleiche Leidenschaft, die sie zu guten Gefährten macht, lässt sie zu eifersüchtigen Liebenden werden. Einige der Dinge, die du erfahren sollst, weil sie zu meiner Geschichte gehören, sind nicht schön. Es ist nicht meine Schuld, dass meine

Mum gestorben ist oder dass Mrs Carron versucht hat, sie zu ersetzen. Natürlich habe ich diese Frau gehasst. Selbst mit ihr im selben Raum zu sein machte mich kribbelig und ging mir unter die Haut, als wäre da ein Juckreiz. Ich verbrachte immer mehr Zeit in meinem Zimmer, aber wenn ich bei ihr war, studierte ich die Frau, die den Platz meiner Mutter eingenommen hatte. Ich wollte wissen, woher ihre Macht kam.

Eines Samstagmorgens war Mrs Carron nicht da. Ich schaute mich im Laden und im Lager um, aber sie war nirgends zu sehen. Ich begann ein Versteckspiel und rief stumm: Eins, zwei, drei, ich komme – in die Küche. Vier, fünf, sechs, ich komme – ins Bad. Bist du vielleicht hinter dem Duschvorhang? Ratsch! Okay, bist du nicht. Gut, dann suche ich weiter. Sieben, acht, neun, ich kann dich hören – allein, im Schlafzimmer.

Ich stellte den Stuhl unter den Türgriff in meinem Zimmer, schlich zur Wand, zupfte das Poster ab und linste durch den Spion.

Sie war wach, lag nackt auf dem Bett und fuhr sich mit einer Hand über den Oberschenkel. Meine Wangen fingen an zu brennen, denn ich wusste, dass ich sie jetzt nicht beobachten durfte, aber ich konnte nicht wegschauen. Sie wirkte schläfrig, ihre Augen waren geschlossen, doch die Geste erinnerte mich an eine Katze, die sich im Wachwerden räkelt und anfängt sich zu putzen. Mrs Carron berührte sich zwischen den Schenkeln. Meine Mutter hatte mir gesagt, so was täten nur böse Mädchen. Nun fuhr sie mit den Fingern über ihre linke Brust. Ich fragte mich, wie es sich wohl anfühlte, etwas so Weiches zu berühren. In dem Augenblick hätte ich alles darum gegeben, festgehalten zu werden und mich aufgehoben zu fühlen. Doch außer mir war niemand da.

Ich berührte meinen Hals, meine Brüste. Ich wusste, meine Mutter würde das unartig nennen, aber sie war tot, und Mrs Carron hatte ihren Platz eingenommen. Dad hatte Mum vergessen, dafür hatte Mrs Carron gesorgt. Ich hasste und liebte sie zugleich. Sie war nun meine Mutter. Ihre Macht zog mich an, denn ich ahnte, dass sie besondere Dinge wusste, Dinge, die ich von ihr lernen konnte. Ich schob meinen Rock hoch. Selbst wenn es wehtun würde, wollte ich wissen, wie es sich anfühlt. Ich ließ eine Hand in die Unterhose gleiten, zwischen meine Schenkel, und spürte die weichen, gerade erst gewachsenen Haare. Meine Verlegenheit im Umkleideraum der Turnhalle, ein Schamgefühl, das ich nicht begriffen hatte, all das wurde plötzlich zu etwas anderem.

Die Finger von Mrs Carron konnte ich nun nicht mehr sehen, nur noch eine Faust, die ihren Körper zum Zucken brachte, und die Hälfte ihres Gesichts, das sie ins Kissen

drückte. Meine Finger forschten weiter und glitten tiefer, doch dazu musste ich ein wenig in die Knie gehen, und das Loch entzog sich meinem Blick. Kurz entschlossen holte ich den Stuhl von der Tür und stellte mich darauf. Schon fiel es mir leichter, Mrs Carron nachzuahmen. Verblüfft stellte ich fest, dass ich feucht geworden war. Gleich darauf gehorchte mein Körper einem ganz eigenen Rhythmus, und ich bewegte mich wie von allein, als tanzten wir und wiegten uns zur selben Musik.

Und dann – oh, verdammt! – flog die Tür auf. Peter stand da, mit offenem Mund, und erfasste die ganze Szene: mich, die ich mit hochgeschobenem Rock auf dem Stuhl stand, die Hand zwischen den Schenkeln und einem Auge am Spion.

»Du bist doch krank«, murmelte er. Und dann lauter: »Dad! Dad, komm mal schnell her!«

Doch zuerst kam Mrs Carron, aufgeschreckt von Peters Rufen. Sie erschien auf der Schwelle und knotete hastig den Gürtel ihres Morgenmantels zu. Wir sahen uns an. Ihr Blick wanderte den Stuhl entlang bis zu dem Loch in der Wand. Sie wusste, dass ich sie beobachtet hatte. Wütend wirkte sie nicht, sondern vielmehr entsetzt und furchtsam, als hätte sie gerade einen elektrischen Schlag abbekommen. Wie versteinert stand sie da, unfähig, den Blick abzuwenden, während ich meinen Rock glattstrich und vom Stuhl hinunterstieg. Als ich auf sie zutrat, zuckte sie zurück, als hätte sie sich verbrannt.

Mein Vater war außer Atem, weil er die Treppe hochgerannt war. Bevor er etwas sagen konnte, packte Mrs Carron ihn am Arm. Ihre Stimme war leise und drängend.

»Schaff sie aus dem Haus. Wenn sie nicht geht, dann gehe ich.«

Eintrag in mein schwarzes Buch

Schon unten auf der Straße hörte ich sie husten und schaute aus dem Fenster meines Zimmers. Unter mir betrat die massige Tante Rita den Laden. Die Ladenglocke bimmelte, und ich hörte, wie mein Vater den schwachen Versuch machte, Tante Rita willkommen zu heißen.

Ich nahm meine Kleider aus dem Schrank, räumte das Regal und die Schubladen leer und stopfte so viel wie möglich in einen schwarzen Plastiksack. Dann holte ich das Amselnest hervor, das ich in einer Schublade unter meiner Unterwäsche versteckt hatte, und schlug es zum Schutz in Papiertaschentücher ein. Peter stand im Türrahmen und sah mir mit hilfloser Miene zu. Seit er mich dabei überrascht hatte, wie ich Mrs

Carron durch das Loch in der Wand beobachtete, hatte er nicht mehr mit mir gesprochen.

Als ich nach unten kam, legte mir mein Dad kurz eine Hand auf die Schulter und murmelte etwas davon, dass ich jetzt eine junge Frau sei und Tante Rita sich um mich kümmern werde. Er wusste nie, was er zu mir sagen sollte, erst recht nicht seit Mums Tod. Doch das, was an jenem Morgen vorgefallen war, hatte ihn in seiner Meinung bestätigt, dass ich bei Tante Rita besser aufgehoben sei.

Zu Rita fahren wir mit dem Zug und mussten einmal umsteigen. Sie lebte allein in Felixstowe. Nur Bill, ihr Wellensittich, hatte ihr vor meinem Einzug Gesellschaft geleistet. Das Haus war heruntergekommen und lag am Ende einer Siedlungsstraße, nicht weit vom Meer entfernt. Nachts drangen die Musik, das Stimmengewirr und das Gelächter von den Buden herauf. Rita

behandelte mich nicht wie ein Kind. Sie fragte nie, wohin ich gehen wolle oder wann ich wieder zurück sei. Wenn andere Kinder in meinem Alter längst im Bett lagen, schickte sie mich noch los, um ihr Fritten oder Zigaretten zu besorgen. Vom Kochen hielt sie nicht viel. An den meisten Abenden sagte sie: »Sei ein Schatz und hol uns unten an der Ecke einen Happen, ja?«

An den Buden am Hafen gab es all das zu kaufen, was ich ohnehin am liebsten aß: Würstchen, Pasteten, Fritten, gebratenen Fisch und Kebabs. Die Männer, die dort bedienten, kannten mich mit der Zeit. Sie schauten auf meine dünne Bluse und gaben noch eine Portion dazu.

Den Großteil des Tages verbrachte Rita in einem durchgesessenen Sessel, indem sie über das schlechte Fernsehprogramm schimpfte oder in einer Klatschzeitschrift blätterte. Sie aß und rauchte in dem Sessel, der ihren schweren Körper umgab. Ich setzte mich auf

den zweiten Sessel, zog die Beine an und hatte Fett von den Fritten und Drucker-schwärze an den Fingern, denn unsere »Happen« wurden meist in Zeitungspapier eingeschlagen. Ich leckte alles ab. Anders als mein Dad fand Rita nichts dabei, vor dem Fernseher zu essen. Stumm verfolgten wir diverse Seifenopern. Sonst war nur das Rascheln des fettigen Zeitungspapiers zu hören, und dann und wann bekam Rita einen ihrer Hustenanfälle.

Rita hatte sich beim Putzen der Wohnungen anderer Leute den Rücken kaputt gemacht und bezog eine Berufsunfähigkeitsrente. Sie verließ das Haus nur noch selten. Aber jeden Samstag erschien eine Frau namens Annie, und die beiden machten sich zu irgendwelchen seltsamen Sitzungen auf. Dann trug Rita ihr einziges gutes Kleid, an das ich mich noch von der Beerdigung meiner Mutter erinnerte, und ihr Gesicht glühte vor Aufregung.

Mitunter kehrte sie von den Ausflügen ein wenig niedergeschlagen zurück, schleppte sich die Treppe hoch und ging sofort zu Bett. Am nächsten Morgen war sie wieder die Alte. Ich mochte die Samstage, denn es waren die einzigen Abende, an denen ich allein sein konnte. Über die seltsamen Sitzungen dachte ich nicht groß nach. Ich wusste nur, dass sie im Gemeindehaus der Kirche stattfanden. Wenn überhaupt, stellte ich mir darunter so was wie eine Sonntagsschule oder einen Flohmarkt vor, also nichts, was für mich von Interesse war.

»Es geht um eine Séance«,klärte Rita mich eines Tages auf. »Wir erhalten Botschaften von Menschen aus dem Jenseits.«

Eines Samstags hörte ich Rita auf der Straße husten und wunderte mich, denn normalerweise kam sie erst eine Stunde später nach Hause. Sie öffnete die Haustür und keuchte, als stünde sie kurz vor einem

Hustenanfall. Ihre Augen waren feucht, ihr Gesicht war gerötet.

»Ich habe ... eine Nachricht für dich«, schnaufte sie.

Sie brachte die Worte kaum heraus, und ich half ihr in ihren Sessel. Rita drückte eine Hand auf ihre Brust und versuchte normal zu sprechen.

»Sie beobachtet uns, Rose. In diesem Augenblick. Sie ist zufrieden.«

Ein Kälteschauer lief mir über den Rücken, denn in unserem Leben gab es nur eine »Sie«.

»Sie sagt, du seist ein bildhübscher Teenager geworden, und sie hätte sich gewünscht, dass ich für dich Sorge. Ich soll dir sagen, dass sie dich liebt.«

Ich biss mir so fest auf die Lippe, dass ich Blut schmeckte.

»Ach, wein doch nicht, Schätzchen. Sie ist jetzt an einem Ort, an dem sie glücklicher ist als hier. Für manche Leute ist das Leben

eben schwer, und für deine Mutter war es eine Last. Jetzt tut ihr nichts mehr weh.«

Rita zog ein Taschentuch aus ihrem Ärmel und reichte es mir. Eine Zeit lang schwieg sie, doch ich spürte, dass sie noch mehr auf dem Herzen hatte.

»Sie möchte, dass du mit uns kommst, Rose. Nächste Woche. Deine Mum möchte mit dir reden.«

Die ganze Woche über dachte ich an den kommenden Samstag – ich sehnte mich nach diesem Tag und fürchtete ihn zugleich. Das Okkulte kannte ich bisher nur von der grell bemalten Bude unten am Hafen, in der eine Zigeunerin namens Margo die Zukunft las. Doch als wir an dem Gemeindehaus ankamen, war nichts grell bemalt oder glitzernd. Es gab auch keine Kristallkugel, sondern nur einen Raum voll von alten Damen, die auf Stühlen saßen, Tee tranken und plauderten. Das Medium hieß Maureen. Auch an ihr war nichts Besonderes, sodass

ich mich fragte, wie so jemand überhaupt irgendeine Art von Macht besitzen könne. Sie sah aus wie eine ganz normale Großmutter. Doch dann stellte sie sich in die Mitte der Bühne, legte die Fingerspitzen an die Schläfen und fing in ihrem einfachen Baumwollkleid an zu schwanken. Die Anwesenden verstummten.

»Gibt es hier jemanden, der in der Geisterwelt eine Katze namens Suki hat?«, begann Maureen wie eine Lehrerin, die fragt, ob jemand in der Klasse die richtige Antwort weiß.

Rita zeigte auf. »Hier!«

»Ist Suki eine wunderschöne Katze? Mit schwarzem Fell?«

»Richtig.« Rita strahlte.

»Sie wurde sehr geliebt, nicht wahr?«

»O ja.« Rita betupfte ein Auge.

»Aber sie sagt, sie wäre ersetzt worden.«

Rita verlagerte ihr Gewicht. »Ich habe jetzt einen Wellensittich.«

»Da ist noch jemand bei Suki. Sie möchte mit dem Mädchen an Ihrer Seite sprechen.«

Maureen fixierte mich. Ich fing an zu frösteln.

»Hallo, Kleine, ich habe hier jemanden, der dich kennt. Sie sagt, dass sie dich sehr vermisst.« Tränen traten mir in die Augen. Ich zwinkerte sie fort. »Sie sagt, sie weiß, wie schwer das alles für dich war, aber sie wacht über dich und vergewissert sich regelmäßig, dass es dir gut geht.« Mit einem Mal umklammerte Maureen ihren Hals. »Da ist ein Schmerz ... das Schlucken fällt mir schwer. Mein Gott, was hat sie denn?«

Rita sah mich von der Seite an, sagte jedoch nichts. Meine Stimme war so ruhig, dass es mich erstaunte. »Sie hat sich umgebracht«, erklärte ich. »Sie hat meinen Dad mit einer anderen Frau erwischt und kurz darauf jede Menge Tabletten geschluckt.«

Maureen blinzelte. Die anderen fingen an zu tuscheln. Ich sprang auf und rannte hinaus, als wäre der Teufel hinter mir her.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Heute kommst du mich besuchen, Jason.

Du kommst nicht oft, nur einmal im Monat, deshalb ist meine Aufregung eine Seltenheit für mich. Nein, das ist das falsche Wort. Anspannung wäre besser.

Ich weiß, dass es dir schwerfällt, mich hier zu sehen, aber du lässt keinen Besuchstermin aus. Ich würde gern fragen, warum und ob du dich vielleicht schuldig fühlst, aber das wage ich nicht.

Als sie mich festgenommen und ins Untersuchungsgefängnis gebracht haben, dachte ich, ich müsste mit allem allein fertigwerden. Aber du hast mich eines Besseren belehrt, du bist zu mir zurückgekommen. Du bist treuer gewesen, als ich es für möglich gehalten hätte.

Du versuchst dir das, was geschehen ist, nicht zu erklären. Du analysierst es nicht. Es wäre zu schwierig, nicht wahr? Im Gerichtssaal, als der Staatsanwalt auf Mord plädierte, saßest du mit gesenktem Kopf da. Nicht ein einziges Mal hast du mich bezichtigt, nicht einmal mit deinem Blick. Als der Sprecher der Geschworenen verkündete, sie hätten mich nicht des Mordes für schuldig befunden, wirktest du nicht sonderlich überrascht. Du nicktest nur, als wolltest du sagen:

»Natürlich ist sie keine Mörderin.«

Nach der Nacht, in der Luke starb, hast du mich nie gefragt.

Mich quält es, darüber nachzudenken. Mir vorzustellen, dass ich ihn nie mehr halten werde. Nie mehr den süßen Duft des Baby-puders auf seiner Haut riechen werde. Trotzdem erwarten sie von mir, dass ich mit einer Fremden darüber rede. Das muss ich tun, wenn ich freikommen will. Cate Austin möchte, dass ich bereue, dass ich die

»Verantwortung übernehme«, wie die Experten es nennen, und zugebe, dass ich unzurechnungsfähig war.

Aber trifft das denn zu? War ich krank? Bin ich jetzt geheilt? Und falls ich geheilt bin, wie ist es dazu gekommen? Wie Ritas armer Wellensittich bin ich eingesperrt, seit nunmehr fast vier Jahren. Niemand hat mich je behandelt, ich habe keine Therapie bekommen, mit Ausnahme der Viertelstunde, die ein Psychologe in jedem neuen Gefängnis mit mir verbracht hat.

In meiner Zelle überlasse ich mich der Erinnerung. Ich habe noch immer das AmseInest von damals, klein und perfekt. Wenn ich an meine Mutter denke, halte ich es in den Händen. Nachts, wenn ich auf der schmalen Pritsche aus Armeebeständen liege, durchforste ich mein Gedächtnis wie einen Schatz und stoße auf die Perle. Meinen Jungen. Denn nachts, in der Dunkelheit, gehört er wieder mir. Ich spüre, wie er die Milch aus

meiner Brust saugt. Ich nähre ihn, halte ihn am Leben, bis das erste Tageslicht durch die Gitterstäbe fällt. Niemand trauert mehr um ihn als ich.

Im Besucherraum für die Angehörigen sitze ich in meiner eigenen Kleidung, doch darüber trage ich einen roten Kittel, der mich als Gefangene ausweist. Als könnte es daran Zweifel geben. Ich passe hierher. Du mit deinen rotgoldenen Locken stichst hervor, wie ein Besucher, der übers Meer gekommen ist, ein fremder Krieger, der Glanz in dieses graue Gemäuer bringt. Die Neueren unter den Gefangenen, die dich zum ersten Mal sehen, mustern dich neugierig. Sie fragen sich, wie ich mir einen Mann wie dich angeln konnte, eine hässliche Frau wie ich. Du bist gebräunt, denn du arbeitest als Maurer an der neuen Ladenzeile, die in Ipswich errichtet wird. Die Maisonne hat deine Arme gebräunt. Dein Haar ist jetzt kürzer als früher, aber hinter den Ohren

steht es immer noch ab und fängt die Sonnenstrahlen ein, die durch die vergitterten Fenster dringen.

Du nimmst meine Hand. Deine Finger sind ganz warm. »Wie geht es dir, Rose?«

Wie hältst du das nur aus?, frage ich mich. Ich dachte, du würdest mich verlassen, aber jetzt glaube ich, dass du bei mir bleibst, ganz gleich, was geschieht. Es gibt etwas Starkes, das uns beide verbindet.

»Gut. Wie geht es dir?«

»Danke, gut.«

Eine Weile sitzen wir schweigend da, und du denkst dir das nächste Thema aus. Ich höre dir gern zu, wenn du mir von den Streitereien auf der Baustelle erzählst, von den Problemen, die der Vorarbeiter mit den Hilfskräften aus Polen hat.

Dann bin ich an der Reihe. »Ich habe die Bewährungshelferin getroffen, die mein Gutachten schreiben wird.«

»Ach.«

»Bisher aber nur ein einziges Mal. Sie ist neu hier, ich bin ihr erster Fall. Sie möchte dich kennenlernen.«

»Was habe ich denn damit zu tun?«

Ich streiche dir beruhigend über die Hand.

»Sie wird dich besuchen. Das muss gut laufen, Jason, denn sonst bekomme ich keine Bewährung.«

»Wie ist sie?« Du klingst nervös.

»Jünger als ich. Hübsch, aber wachsam. Eine harte Nuss.«

Du siehst dich um. Am Nachbartisch sitzt Natalie Reynolds. Sie sagt Hallo, und du lächelst sie an. An einem anderen Tisch hat Susan Thomas Besuch von ihrer Mutter bekommen. Sie hat Susans Tochter mitgebracht. Einen Moment lang schaue ich zu, wie das kleine Mädchen auf den Schoß seiner Mutter klettert und ihr verschandeltes Gesicht berührt. »Bist du vom Fahrrad gefallen, Mummy?«

Sie haben Susan versprochen, sie komme in ein anderes Gefängnis, als Lohn für ihr Schweigen, aber daraus ist nichts geworden. Sie wurde in der Dusche angegriffen, als die Gefangenen in ihren Zellen eingeschlossen waren.

Ich drücke deine Hand. »Die Bewährungshelferin wird sich nach Luke erkundigen. Und nach Emma.«

Du räusperst dich.

»Das macht dir doch nichts aus, oder?«

»Warum sollte es?« Du redest, als wäre Emma ohne Bedeutung, aber du konntest ja noch nie richtig über deine Gefühle sprechen. Doch der Gedanke, dass du ihren Namen nennst, über eure Ehe sprichst, lässt meine Brust schmerzen. Ich muss wissen, dass du mir gehörst, immer noch mein bist.

Ich streichele deine Hand. Dann küsse ich dich und genieße die Berührung unserer Lippen. Die meisten Wärter lassen so etwas zu, mit Ausnahme von Officer Holley, die darauf

besteht, dass die Gefangenen auf ihren Stühlen sitzen bleiben. Aber wir sitzen in einer Ecke, und der neue Wärter Mark Burgess hat Aufsicht, sodass ich von meinem Stuhl gleite, mich auf deinen Schoß setze und die Arme um deinen Hals schlinge. In deinem Rücken sehe ich Officer Burgess, der sich in ein Buch vertieft hat und nichts mitbekommt. Mit meinem Mund auf deinen Lippen, schiele ich zu Burgess hinüber und öffne vorsichtig deinen Gürtel.

»Lass das, Rose. Die anderen können uns doch sehen.«

Natalie hat ihren Freund zu Besuch und flüstert ihm etwas ins Ohr. Die beiden drehen sich zu uns um und kichern. Durch den Stoff meines Kleides spüre ich, wie sich dein Penis regt. Ich reibe mich daran, zuerst sanft, dann heftiger. Du versuchst den Kopf nach Burgess zu drehen, aber ich gebe den Ton an und lasse meinen Unterleib kaum

merklich kreisen. Dein Blick wird glasig, du schnappst nach Luft.

Die Besucher und Gefangenen, die in unserer Nähe sitzen, bekommen alle mit, was wir da tun. Susan setzt ihre Tochter mit dem Rücken zu uns. Ihre Mutter funkelt mich böse an.

Ich begehre dich, wie ich dich von jeher begehrt habe. Du fehlst mir, hast mir jede Nacht gefehlt. Ich will dich so sehr, dass meine Hände zittern. »Ich liebe dich, Jason.«

Du atmest schwer in mein Ohr. Deinem geöffneten Mund entringt sich ein Stöhnen. Sind deine Gedanken bei mir oder bei Emma?

Ich halte dich fest umschlungen. Langsam beruhigt sich dein Atem wieder.

Wir halten einander, bis die Klingel ertönt und du mich verlassen musst. Wieder einmal.

Cate litt an einer Sommererkältung, und obwohl es noch nicht einmal zehn Uhr morgens war, fühlte sie sich schon wie gerädert. Im Papierkorb häuften sich die durchweichten Papiertaschentücher. Seit Amelia den Tag bei der Kinderfrau verbrachte, schien sie oder Cate oder beide entweder zu husten oder zu niesen. Auch Amelia hatte sich am Morgen nicht gut gefühlt, trotzdem hatte Cate sie bei Julie abgegeben, voller Gewissensbisse, weil sie mit ihrem Kind nicht zu Hause blieb. Dann hätte Amelia sich aufs Sofa kuscheln und ihre Lieblingskindersendungen anschauen können. Sie hatte Amelia an sich gedrückt, ehe sie ihre Tochter Julie überreichte, und erleichtert und kummervoll zugleich mit angesehen, wie Amelia

sich in Julies Arme schmiegte, so selbstverständlich, als gehöre sie dorthin.

Cate griff nach dem nächsten Taschentuch und fragte sich, warum sie sich ständig unzulänglich fühlte, insbesondere als Mutter. Und weil sie eine gescheiterte Beziehung hinter sich hatte und Amelia ihren Vater deshalb nur an bestimmten Wochenenden sah. Dann ist das eben so, redete sie sich zu und rieb ihre geschwollenen Halsdrüsen. Es gibt Millionen Frauen, denen es nicht anders ergeht. Ich mache es wie sie. Wir jonglieren alle.

Cate wusste, dass sie nicht fit genug war, um arbeiten zu gehen, aber sie hätte sich nicht krankmelden können, das war vollkommen unmöglich. In der Zeit vor Bishop's Hill hatte sie lange genug gefehlt, und für den Vormittag war das zweite Gespräch mit Rose Wilks geplant.

Also sammelte sie ihre Unterlagen und die frischen Taschentücher ein und machte sich

auf den Weg ins Gefängnis. In der Poststelle standen einige Wärter und unterhielten sich, einschließlich Deborah Holley und Dave Calahan, der Cate zuzwinkerte. Sie lächelte höflich, wandte ihm den Rücken zu und öffnete das Fach, auf dem ihr Name stand. Es war leer. Officer Holley löste sich aus der Gruppe und kam zu ihr herüber. In der Hand hielt sie eine Akte mit einem roten Band darum.

»Suchen Sie danach?«, fragte sie und hielt Cate die Akte hin.

Cate schnappte sie sich. Auf dem Deckel stand »Rose Wilks«.

»Denken Sie an das, was ich Ihnen gesagt habe, Austin. Kein Mitleid. Wilks ist pervers. Sie hat den Knast verdient.«

Die Akte war sehr dünn. Wie kann das sein?, wunderte sich Cate. Wie kann es so wenige Unterlagen über eine Frau geben, die seit vier Jahren im Gefängnis sitzt? Sie beschloss, Holley danach zu fragen, aber die war nirgends mehr zu sehen.

»Na, schöne Frau, wie läuft's denn so?«

Paul Chatham hatte die Poststelle betreten und lächelte sie breit an.

Cate freute sich, ihn zu sehen. »Na, wie schon? Man macht einen Schritt nach dem anderen.«

»Vorwärts oder rückwärts?«, lachte er. »Bezahlt werden wir ja so oder so. Haben Sie am Wochenende schon was vor?«

»Ja, schlafen. Ich bin nicht ganz auf dem Damm.« Cate nahm den braunen DIN-A4-Umschlag aus der Akte und zog einige Seiten hervor.

»Ist das die Akte von der Perversen?«
Cate nickte.

»Schön, wenn die Akten nicht dick sind. Dann muss man nicht viel lesen. Sollen wir später zusammen einen Kaffee trinken? So gegen halb elf?«

In ihrem winzigen Büro sortierte Cate den Inhalt der Akte und unterteilte ihn in vier kleine Stapel: Gefängnisberichte,

Verhörprotokolle, Zeugenaussagen, Gutachten des Psychiaters. Letzteres war auf schwerem cremefarbenem Papier getippt, mitsamt Briefkopf, der die akademischen Titel des Gutachters auflistete. Das Gutachten war nach dem Urteil der Geschworenen verfasst worden, zur Unterstützung des Richters, der über das Strafmaß entschied. In dem Gutachten wurde Rose als »unauffällige Frau mit schwerem Körperbau« beschrieben. »Hochgewachsen, braune Augen, dunkles Haar.« Rose Wilks habe sämtliche Fragen beantwortet.

Zusammenfassend kam der Psychiater zu dem Schluss, »das Feuer, das zu dem tragischen Tod von Luke Hatcher führte«, sei »auf den depressiven Zustand der Angeklagten« zurückzuführen. »Und auf ihre Abhängigkeit von Beruhigungsmitteln, die ihre Reaktion verzögerten, nachdem sie den Teppich mit ihrer Zigarette in Brand gesteckt hatte.« Seine Empfehlung lautete, das Urteil außer

Kraft zu setzen, da Rose Wilks nicht in »eine Vollzugsanstalt gehört«.

Die Tür öffnete sich. Eine Hand mit einem Becher Kaffee erschien und schwebte in der Luft.

»Hallo, Paul.«

Er steckte den Kopf herein. »Woher wussten Sie, dass ich es bin?« Er trat ein und reichte Cate den Becher.

Der Kaffee war stark und gesüßt. Cate trank ihn wie ein Lebenselixier.

Paul hockte sich auf ihre Schreibtischkante und warf einen Blick auf die vier bündig liegenden Papierstapel. »Sind Sie irgendwie zwanghaft veranlagt?«

»Absolut. Bei mir muss immer alles ordentlich sein.«

»Oh, da kann ich mitreden. Sie sollten mal die Unterwäsche in meiner Kommode sehen. Die Sachen sind nach Farben sortiert.«

»Wirklich?«

»Nein, nicht wirklich. Ich trage gar keine Unterwäsche.«

»Lügner.« Cate versetzte ihm einen Klaps auf den Schenkel.

»Okay, aber was sind das denn nun für Stapel? Männer, die mit Ihnen ausgehen möchten? Männer, die Sie mögen? Und Männer, die Sie nicht mit der Kneifzange anfassen würden?«

»Paul, bitte! Es ist die Akte von Rose Wilks.«

»Gibt's irgendwelche schlüpfrigen Details?«

»Das hier ist das psychiatrische Gutachten, falls man es so nennen will. Darin geht es vor allem darum, wie Rose aussieht, um ihre Haare, ihr Gesicht und ihre Figur. Da hat jemand einen Dokortitel und meint, deshalb kann er den letzten Humbug schreiben.«

»Sie sollen sich nicht alles so sehr zu Herzen nehmen, Cate. Wie oft muss ich das denn noch sagen?« Paul griff nach einem

Stapel. An die oberste Seite war ein Zeitungsausschnitt geheftet, mit ausgefranst

Rändern, als hätte jemand ihn ausgerissen. Mit Kugelschreiber hatte jemand darauf »East Anglia Times« notiert.

Bei einem Hausbrand im Clifton Drive, Ipswich, starb gestern ein Säugling. Die Mutter konnte durch das Schlafzimmerfenster gerettet werden. Die Feuerwehr wurde um 4.20 Uhr morgens gerufen. Das Feuer war im ersten Stock des Hauses ausgebrochen und konnte von der Feuerwehr eingedämmt werden. Doch als die Männer das Zimmer des Säuglings erreichten, war der kleine Junge bereits tot. Gegen 6.00 Uhr morgens war der Einsatz beendet.

Paul legte die Seite ab. »Traurige Geschichte. Bleiben Sie trotzdem distanziert, Cate. Schließlich ist es nur ein Job.«

»Das brauchen Sie mir nicht zu sagen, das weiß ich selbst.«

Allerdings war das leichter gesagt als getan, denn wenn sie vom Tod eines Kindes hörte, musste sie sofort an Amelia denken. Cate verscheuchte das Bild ihrer Tochter wieder. Sie brauchte noch einen Kaffee, ehe sie Rose Wilks zum zweiten Mal traf.



Rose wartete in dem Klassenzimmer, das seit ihrem letzten Treffen nicht geputzt worden war. Der alte Unterrichtsplan hing noch an der Wand, und auf dem Boden lagen Zigarettenkippen. Kate setzte sich Rose gegenüber und zog ihren Notizblock hervor.

»Heute habe ich endlich Ihre Akte bekommen, Rose. Aber bisher habe ich nur das psychiatrische Gutachten lesen können.«

Rose biss sich auf die Lippen und schaute aus dem Fenster. »Der Psychiater wollte, dass ich sage, ich hätte das Feuer vorsätzlich gelegt. Er betonte, dass er das verstehen

könne. Als Folge meiner postnatalen Depression. Aber ich konnte nicht lügen. Ich hätte Luke nie etwas angetan.«

»Trotzdem ist Luke gestorben, Rose. Deshalb wurden Sie angeklagt und verurteilt.«

»Sie haben doch auch ein Kind. Glauben Sie wirklich, eine normale Frau könnte ein Baby töten?«

»Ja«, entgegnete Cate. »Wenn sie krank ist oder süchtig. Oder depressiv.«

»Auch dann geht es gegen ihre Natur. Die Frauen, die Kinder töten, sind doch abartig. Das wissen Sie so gut wie ich, schließlich sind Sie auch Mutter. Wir sind programmiert, Kinder zu beschützen und für sie zu sorgen.«

»Ich glaube, ganz so einfach ist das nicht.«

Rose fixierte Cate. »Frauen, die sich nicht um ihre Kinder kümmern, habe ich nie verstanden. Karrierefrauen zum Beispiel. Wie können sie ihre Kinder anderen überlassen?

Wie schaffen sie das? Oder haben diese Frauen keinen Mann, der für sie sorgt?»

Das war eindeutig auf sie gemünzt, erkannte Cate, und sie wunderte sich über die Unverfrorenheit, die Rose an den Tag legte. Sie öffnete den Mund zu einer Entgegnung, doch in dem Moment ging die Tür auf, und Mark Burgess kam mit besorgter Miene herein.

»Ihre Kinderfrau hat angerufen, Ms Austin. Ihre Tochter hatte einen Unfall.«

Cate sprang auf. »Ist sie verletzt?« Sie spürte die Furcht, die ihr Herz wie eine kalte Hand umschloss und zusammendrückte.

»Sie ist im Krankenhaus.«

Die Bewährungshelferin raffte ihre Unterlagen zusammen, ließ den Stift fallen und stürzte zur Tür.

Rose, die ihr lautlos gefolgt war, tippte ihr auf die Schulter und sagte leise: »Cate?«

Die Angesprochene fuhr herum.

Rose stand direkt vor ihr, nahm ihre Hand und drückte den vergessenen Stift hinein.

»Den haben Sie liegen lassen.« Ihre Berührung dauerte einen Moment zu lange. »Ich hoffe, Amelia fehlt nichts. Ich werde für sie beten.«

Cate rannte los, einzig und allein von dem Wunsch beseelt, so rasch wie möglich zu ihrer Tochter zu gelangen. Sie fragte sich nicht einmal, woher Rose Amelias Namen kannte.

Als Cate die Notaufnahme erreichte, war Amelia nirgends zu sehen. Sie trat an den Empfangstresen, hinter dem eine Frau saß und telefonierte. Cate trommelte auf den Tresen, hielt nach ihrer Tochter Ausschau und lauschte angestrengt, ob sie irgendwo deren Stimme hörte. Sie konnte ihre Panik kaum noch beherrschen.

Auf der Herfahrt hatte sie sich gezwungen, nicht wie eine Verrückte zu rasen und an den roten Ampeln zu halten, statt sie blindlings zu überfahren. Erst als sie ankam und feststellte, dass der Parkplatz voll war, hatte sie

die Nerven verloren und den Wagen halb auf dem Rasen abgestellt.

Zu guter Letzt beendete die Empfangsdame ihr Telefonat. Sie warf einen Blick auf Cates bleiches Gesicht und kam offenbar zu dem Schluss, dass sie Hilfe brauchte. »Nehmen Sie bitte noch einen Moment Platz«, bat sie. »Ich rufe Ihnen eine Krankenschwester.«

»Um mich geht es gar nicht. Meine Tochter hatte einen Unfall. Sie ist hier. Amelia Austin.«

Die Frau fuhr mit einem roten Fingernagel über eine Liste. »Sie wird gerade behandelt. Kabine drei. Da entlang.« Sie deutete auf einen Flur linker Hand von Cate.

Cate rannte den Korridor hinunter. *Bitte, flehte sie stumm. Bitte, lass Amelia nicht schwerverletzt sein.*

»Mummy!«

Amelia lag auf einer Bahre, wo ein Arzt sie gerade untersuchte. An ihrer Seite saß Julie.

»Ist Daddy auch da?«

»Nein, mein Schatz.« Cate drückte ihre Tochter an sich, küsste ihr Haar und roch den frischen Schweiß, der sich auf der Kopfhaut gebildet hatte. »Oh, Schätzchen, was ist denn passiert?«

Amelia weinte an Cates Brust. Der Arzt drehte ihren Fuß hin und her und drückte mit der flachen Hand gegen die Fußsohle.

Das Mädchen schrie auf.

»Ist der Fuß gebrochen?«, fragte Cate.

Der Arzt bestastete den geschwollenen Knöchel. »Vielleicht eine kleine Fraktur, mehr weiß ich erst nach dem Röntgen. Um die Schwellung zu reduzieren, bekommt sie gleich eine Eispackung. Später werden wir sie bandagieren. In den nächsten Wochen wird ihre Tochter ein bisschen humpeln, fürchte ich.«

Cate wandte sich an Julie. »Was ist passiert?«

»Ich bin hingefallen«, murmelte Amelia an Cates Brust. »Im Park war ein Junge. Der hat mich vom Klettergerüst gestoßen.«

»Das wollte er nicht«, sagte Julie. »Es war ein Unfall.«

»Du hättest auf sie aufpassen müssen.«

»Das habe ich getan.«

Cate konnte Julie nicht ansehen. »Ich muss wissen, dass Amelia in guten Händen ist.«

»Es war ein Unfall, Cate. Was glaubst du, wie mir zumute ist? Ich wünschte, wir wären nie mit ihr in den Park gegangen. Aber Amelia hat sich besser gefühlt, und ich dachte, die frische Luft würde ihr guttun.« Julie streichelte Amelias Arm. »Wir wollten nur spielen gehen, nicht wahr, mein Engel?«

Amelia vergaß ihre Schmerzen und lächelte Julie an.

Cate ließ ihre Tochter los, zog einen Stuhl heran und setzte sich. »Du kannst jetzt gehen, Julie. Ich kümmere mich um sie.«

Julie stand auf. Amelia streckte die Arme nach ihr aus und klammerte sich wie eine Klette an sie. Cate versuchte zu lächeln und sich zu sagen, wie schön es sei, dass ihre Tochter und ihre Kinderfrau sich so gut verstanden. »Das reicht. Wir sehen uns morgen.«

»Möchtest du wirklich, dass ich gehe?« Julie wirkte unsicher.

»Ja«, entgegnete Cate knapp und kämpfte gegen die aufsteigende Eifersucht an. Dann hielt sie ihre Tochter fest umschlungen und flüsterte ihr tausend Entschuldigungen ins Haar.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Von Tante Rita habe ich eine Menge gelernt. Vor allem über den Tod. Anders als die meisten Menschen, fürchtete sie ihn nicht. Selbst als der Arzt ihr sagte, sie habe Lungenkrebs, hatte sie keine Angst. Ihre einzige Sorge war, was nach ihrem Tod aus mir werden würde. Es war in dem Sommer, als ich die Mittlere Reife machte und dabei so gut abschnitt, dass ich in die Oberstufe gehen konnte. Die Naturwissenschaften waren meine Stärke, insbesondere Chemie. Mr Wilson sagte, für dieses Fach hätte ich eine natürliche Begabung. Ich mochte vor allem die Versuche und hantierte gern mit dem Bunsenbrenner. Wenn ich ihn anzündete, musste ich das Luftloch zuhalten. Wenn ich es öffnete, brannte der Gasgeruch in meiner

Nase, und ich sah zu, wie sich die Flamme von Gelb zu Blau färbte. Ich hatte Chemie zu einem meiner Hauptfächer gewählt, wollte mein Abitur machen und anschließend Pharmazie studieren. Ich wollte den Menschen helfen, gesund zu werden.

Tante Rita lag im Sterben. Wir fürchteten uns vor ihren Hustenanfällen, dem endlosen Keuchen und Japsen. Sie behauptete, nur Zigaretten könnten ihre Lunge reinigen. Die Ärzte redeten ihr gut zu, das Rauchen aufzugeben, doch was sollte das noch nützen? Tante Rita war der Ansicht, Rauchen sei ein Vergnügen und von denen seien ihr nur noch wenige geblieben. Doch dabei streichelte sie meine Hand, und ihr Blick sagte, dass ich zu diesen Vergnügen gehörte.

Rita wollte, dass ich studierte, und war zu dem Schluss gekommen, dass es dazu nur eine einzige Möglichkeit gab: Ich sollte nach Lowestoft zurückkehren, mein Abitur

machen und währenddessen bei meinem Vater wohnen. Jedes Mal, wenn sie am Telefon flüsterte und flehend klang, wusste ich, dass mein Vater am anderen Ende war.

»Sie ist immer noch deine Tochter«, zischte sie. »Wenn du wüsstest, wie gescheit sie ist und was die Lehrer über sie sagen. Sie soll studieren und etwas aus sich machen können.« Ein anderes Mal hörte ich sie sagen: »Dass sie nach meinem Tod ganz allein ist, macht dir nichts aus?« Und dann, bei ihrem letzten Gespräch: »Schande über dich. Ihre Mutter wird sich im Grab umdrehen.«

Ich war froh, als sie den Hörer auf die Gabel knallte. Ich wollte ohnehin nicht auf meinen Vater angewiesen sein.

Als Tante Rita das Atmen zu schwer fiel, wurde sie in das Krankenhaus von Ipswich eingeliefert und an ein Sauerstoffgerät angeschlossen. Nachts war ich jetzt allein in ihrem Haus, aber jeden Morgen nahm ich

den Bus nach Ipswich, mit einer zusammen-gerollten neuen Illustrierten in der Jack-entasche. Rita wohnte in einer Sozial-wohnung, und obwohl die Wohlfahrt die Mi-ete für den Monat, in dem sie im Kranken-haus lag, beglichen hatte, wusste ich, dass sie mich bald heraushaben wollten. Tante Rita würde nie mehr nach Hause kommen, aber nach ihrem Tod hätte ich kein Recht mehr, dort wohnen zu bleiben, und mein Vater wollte mich nicht zurückhaben.

Es war ein langer Sommer. Ich war sechzehn, verbrachte jeden Tag an Ritas Krankenbett und sah zu, wie sie mir entglitt. Die Schwestern arbeiteten um mich herum, stellten mir wässrigen Kakao hin und nah-men ihn wieder mit, wenn er kalt geworden war. Ans Essen dachte ich nicht. Doch abends kam Annie mich besuchen und bra-chte mir einen Teller mit dem, was sie zu Hause gekocht hatte: Kotelett und Möhren, Leber und Kartoffelpüree. Ich bekam kaum

etwas herunter, aber Annie beobachtete mich wie ein Luchs und schnalzte missbilligend mit der Zunge, wenn ich die Gabel zu lange sinken ließ. Sie fragte nie, wie Tante Rita sich fühle. Sie wusste, es war nur noch eine Frage der Zeit. Stattdessen tätschelte sie mir die Hand und wollte wissen, wie es mir gehe.

Annie hatte Rita schon gekannt, als die beiden noch Mädchen waren, trotzdem kam sie nie ins Krankenhaus, um ihre Freundin zu besuchen. Sie sagte, ihr sei es lieber, sich Rita vorzustellen, wie sie noch in ihrem Haus gelebt hatte, und so wolle sie sie auch in Erinnerung behalten. Erst später erfuhr ich den wahren Grund.

Als ich das Krankenzimmer betrat, kamen aus Tante Ritas Rachen rasselnde Laute, und ich wusste, dass es noch schlechter als sonst um sie stand. Also drückte ich auf den roten Klingelknopf, und gleich darauf kam eine

Krankenschwester herein. Sie maß Ritas Puls und wandte sich zu mir um.

»Was ist das für ein Geräusch?«, fragte ich. »Hat sie was im Hals?«

»Nein, Schätzchen, deine Tante röchelt. Es bedeutet, dass sie uns bald verlässt.«

Ich nahm Ritas Hand. Ihre Finger waren geschwollen. »Warum sind ihre Finger so dick?«

»Ihr Körper kommt nicht mehr mit, Liebes. Bleib einfach hier sitzen und sprich mit ihr. Mach ihr den Übergang leichter, mehr kannst du nicht für sie tun.«

Ich saß auf dem Stuhl, streichelte Ritas aufgedunsene Hand und lauschte dem Atem, der sich in ihrem Rachen verfing. Schließlich, nach einer Stunde, hörten die Laute auf, und ich wusste, dass sie gestorben war.

Als ich an dem Abend nach Hause kam, zwang Annie mich nicht zum Essen. Sie schloss mich nur in die Arme und küsste mich auf die Stirn.

»Mit der Zeit wird es dir wieder besser gehen, Rose, du wirst schon sehen«, sagte sie.

Aber ich glaubte ihr nicht. Rita war nicht nur meine Tante gewesen, sondern auch meine beste Freundin. Sie hatte mich durch die vergangenen Jahre dirigiert, und ich hatte begonnen, an meine Zukunft zu glauben. Ohne sie fühlte ich mich gestrandet.

In den ersten beiden Wochen nach Tante Ritas Tod verließ ich das Bett nur, um auf die Toilette zu gehen oder mir Zigaretten zu besorgen. Zu rauchen erinnerte mich an sie. Im Übrigen war es das Einzige, was meinen Atem beschwichtigte. Wenn Post kam, öffnete ich sie nicht. Es konnten ohnehin nur schlechte Nachrichten sein. Die Leute vom Wohnungsamt wollten, dass ich auszog, aber ich hatte keine andere Bleibe.

Am dritten Samstag kam Annie an die Tür und rief so lange durch den Briefkastenschlitz, bis mir nichts anderes übrig blieb, als ihr zu öffnen. Sie musterte

mich von Kopf bis Fuß, packte mich an den Armen und führte mich ins Bad. Dort beugte sie ihren schweren Körper über die Emaillewanne und drehte das warme Wasser bis zum Anschlag auf. Dann schüttete sie jede Menge von Ritas rosa Badesalz ins Wasser und verrührte es mit der Hand.

»Komm schon, Rose. Oder meinst du, Rita würde es gefallen, wenn sie sehen könnte, wie du dich gehen lässt? Du bringst dich jetzt wieder auf die Reihe, nimmst ein Bad und ziehst dich an. Und zwar ruckzuck, sonst kommen wir zu spät.«

»Wozu?«

»Na, hör mal. Es ist Samstag.«

Das erklärte natürlich alles. Ich wusste, dass ich keine Wahl hatte. Deshalb nahm ich ein Bad, zog mich an und folgte Annie zum Gemeindehaus.

Die Sitzung hatte noch nicht begonnen, aber die alten Frauen waren schon alle da. Sie standen in Grüppchen zusammen und

begrüßten Annie. Als sie mich entdeckten, schlossen sie mich nacheinander in die Arme, murmelten Trostworte und sprachen mir ihr Beileid aus. Dennoch schien eine gewisse Erregung in der Luft zu liegen, wie vor einer Party, und eine der Frauen drückte meinen Arm.

»Ich hoffe, sie kommt«, raunte sie, und Annie lächelte sie an.

Wenig später trat Maureen auf die Bühne, und alle nahmen ihre Plätze ein. Ich spürte die Hoffnung und Erwartung ringsum. An diesem Abend begriff ich das Tröstliche des Ganzen.

Aber weder Rita noch meine Mutter erschien. Annie erhielt eine Botschaft von ihrem verstorbenen Ehemann. Da erst erfuhr ich, weshalb ihr Krankenhäuser zuwider waren. Denn als ihr Ehemann in einer Klinik gewesen war, um sich eine künstliche Hüfte einsetzen zu lassen, hatte ihn ein Virus befallen, und er war gestorben. Danach hatte

Annie sich geschworen, nie mehr einen Fuß in ein Krankenhaus zu setzen. Aber die Sitzungen taten ihr gut. Sie lachte, als er ihr vorwarf, am Nachmittag zu viel Geld beim Hunderennen verprasst zu haben.

Eine andere Frau erhielt eine Botschaft von ihrer Schwester und wurde ermahnt, deren Geburtstag nicht zu vergessen und gelbe Blumen auf das Grab zu legen. Einer anderen machte ein verblichener Geliebter ein Kompliment über ihre neue Frisur. Selbst diejenigen, die keine Nachricht erhielten, wirkten nicht enttäuscht, schließlich gab es noch die Hoffnung auf den nächsten Samstag. Das, was sie hörten, schenkte ihnen die Gewissheit, dass die Toten immer bei uns waren.

An späteren Samstagen, als ich Botschaften von Tante Rita und gelegentlich auch von meiner Mutter erhielt, wusste ich, dass ich doch nicht ganz und gar einsam war. Von Rita hatte ich gelernt, dass ich den Tod

nicht fürchten musste, und jetzt erfuhr ich, dass es den Geistern offenbar gut ging. Tante Rita beispielsweise konnte jetzt nach Herzenslust rauchen, ohne auch nur ein einziges Mal husten zu müssen.



Eines Samstags machten Annie und ich einen Spaziergang. Wie immer schwatzte sie drauflos und hakte sich bei mir unter. »Ich hab mich ein bisschen umgehört, Rose. Im Grand ist eine Stelle frei.«

»Meinst du das große Hotel am Strand?«

»Ja. Wenn du dort arbeitest, bekommst du sogar ein Zimmer. Geh einfach mal hin und erkundige dich. Langsam musst du wieder nach vorn schauen, Schätzchen.«

Auch danach blieb Annie mir treu und holte mich jeden Samstagabend ab. Denn ich nahm die Stelle im Grand an und vergaß meine Träume, an einer Universität zu

studieren. Der Lohn war gering, aber dafür hatte ich freie Unterkunft und Verpflegung. Anfangs arbeitete ich im Grand als Kellnerin, aber als die Gäste sich beschwerten, ich würde nie lächeln, setzten sie mich als Zimmermädchen ein.

Heute bin ich für diese Zeit dankbar, für das, was ich im Grand gelernt habe. Anfangs war alles neu für mich, auch mein Zimmer im Dienstbotentrakt, das ich mit Tante Ritas Möbeln einrichtete. Meinen kostbarsten Besitz, das Amselnest, hob ich in einer Schublade auf.

Dann und wann denke ich an die verblichene Eleganz des Grand zurück, an das Gebäude aus der Zeit König Eduards, die große Treppe, die sich von der Empfangshalle aus in die Höhe schwang, die Küche mit der Einrichtung aus Stahl, die Töpfe und Pfannen, die von einem Balken herabhingen. Im Geist höre ich dann Wasser, das sprudelnd überkocht, Fritten, die in Öl brutzeln,

und rieche den Räucherhering, der morgens zubereitet wurde. Und ich denke an dich, Jason. Wie du gelächelt hast, als wärst du gerade wach geworden, die geschmeidigen Bewegungen deines schlanken, hochgewachsenen Körpers. Wie dein Haar immer zurückgebunden war und sich daraus rotgoldene Kringel lösten.

Du bist in mein Leben getreten und hast alles verändert.

16.

Überlebende erkennen einander, erkennen das Versehrte in dem anderen. Als ich dich zum ersten Mal sah, wusste ich, dass dich etwas schmerzt.

Mein Herz war dabei zu heilen. Zwar litt ich noch immer unter dem Tod meiner Mutter und vermisste Tante Rita, aber ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass sie immer bei mir waren. Mitunter vergaß ich, dass sie jetzt Geister waren, und stellte einen Teller für sie auf den Tisch oder zwei Kaffeebecher statt einem. Auch nach ihrem Tod redete ich noch mit ihnen. Tatsächlich fühlte ich mich Rita und Mum in der Geisterwelt näher als meinem Vater und meinem Bruder, die nur eine Stunde Fahrtzeit weiter nördlich an der Küste lebten.

Nach Lowestoft kehrte ich nie zurück, aber ich wusste, dass Peter inzwischen den Laden führte. Manchmal fragte ich mich, ob er immer noch Süßigkeiten aus den Gläsern naschte oder ob er seiner Zuckersucht inzwischen entwachsen war. Dad und Mrs Carron wohnten in seiner Nähe in einem Bungalow und halfen gelegentlich im Laden aus. Peter war verheiratet. Die Trauung finde im kleinen Kreis statt, schrieb er mir auf einem einfachen Blatt Papier. Er lud mich zu der anschließenden Feier ein, aber ich fuhr nicht hin.

Ich will dich nicht langweilen. Wahrscheinlich findest du die Geschichten über mich, ehe du in mein Leben getreten bist, total öde. Trotzdem muss ich sie für dich aufschreiben, mein lieber Jason, denn es gibt noch viel zu erzählen. Ich darf keine Zeit verlieren. Also weiter im Text.

Mit der Zeit gehörte ich zum Grand, als wäre ich ein Teil der Einrichtung. Es gab Gäste,

die mich für mürrisch oder unhöflich hielten, aber sie konnten mir nichts anhaben, denn ich machte meine Arbeit gut. Nicht einen einzigen Tag meldete ich mich krank, und es machte mir auch nichts aus, über Weihnachten zu arbeiten. Ich war ein gutes Zimmermädchen und mochte meine Arbeit. Es gefiel mir, die Zimmer hübsch und ordentlich herzurichten, die wechselnden Kleidungsstücke in den Schränken zu betrachten und über die Gäste nachzudenken, ihre seltsamen Lebensweisen, ihr unbekanntes Leben.

Ich habe nie etwas gestohlen. Nur manchmal nahm ich eine Parfumflasche von einem Toilettentisch und bestäubte mein Handgelenk ein wenig mit dem Duft. Oder ich warf einen kleinen Blick in einen Koffer. Es war reine Neugier, und wer an meiner Stelle hätte die nicht verspürt? Hier und da beschwerten sich Gäste über umgeräumte Schmuckschatullen oder falsch sortierte

Unterwäsche, doch niemand nahm so etwas ernst. Jedes Zimmermädchen schnüffelt herum, das ist nur natürlich. Es machte mir Spaß, die Schmuckstücke zu betrachten, Ringe, Ketten, Ohrringe und Armbänder. Es war ein unschuldiges Vergnügen.

Wenn man Zimmer aufräumt, erfährt man eine Menge über die Bewohner. Mrs Stokes beispielsweise kannte ich ziemlich gut, obwohl wir nie ein Wort miteinander gewechselt hatten. Wenn ich bei ihr für Ordnung sorgte, war sie im Speisesaal und verschlang ein großes englisches Frühstück. Anschließend machte sie sich zu dem Strandkorb auf, den sie gemietet hatte. Das wusste ich von den Postkarten, die zur Hälfte beschrieben auf ihrem Toilettentisch lagen. Auf jeder stand dasselbe. Jeden Sommer kam sie für drei Wochen, hatte jedoch nur zwei Kleider dabei und einen leichten Regenschirm, der durchdringend nach Yardley's English Lavender roch. Ihre Badewanne war

immer trocken, und die Seife blieb in der Verpackung, als sei sie der Ansicht, wenn sie Parfum benutzte, müsste sie sich nicht waschen. Nach eineinhalb Wochen spülte sie ihre Unterhosen im Waschbecken durch und legte sie klatschnass über den Heizkörper, sodass das ganze Wasser auf den Teppich tropfte. Wenn ich die getrocknete Wäsche faltete und in der Schublade verstaute, knisterte sie wie Kartoffelchips. Ich weiß nicht, warum sie sich nicht mehr Unterhosen kaufte, denn sie war keineswegs knapp bei Kasse. In ihrem Koffer hatte sie zweihundert Pfund versteckt, weit mehr, als sie für ihre Postkarten, Tees und Tortenstücke brauchte.

Mrs Stokes las gern, dicke Wälzer entweder mit einer Frau in Reitkleidung oder winzigem Nachthemd vorn auf dem Umschlag. Sobald sie einen Roman ausgelesen hatte, warf sie ihn weg und begann einen neuen. Ich entdeckte die Bücher im Papierkorb, als hätte mir jemand ein Geschenk

hinterlassen, doch ich nahm sie erst an mich, nachdem ich meine Arbeit erledigt hatte. Auf diese Weise kam ich zu einer hübschen kleinen Sammlung. Darüber hinaus besaß ich eine Reihe Shampoos und teure Duschgels, die die Gäste zurückgelassen hatten. Einige davon waren noch so gut wie voll.

Ein anderer Gast, den ich gut kennenlernte, war Miss Talisker. Sie blieb immer nur für eine Nacht, buchte ihr Zimmer jedes Mal in der letzten Minute, kam aber stets frühzeitig an. Manchmal war ich noch dabei, das Zimmer von dem vorherigen Gast zu säubern. Miss Talisker hatte nur ein Gepäckstück dabei, einen lederen Kosmetikkoffer, knallrot und sehr schick. Selbst wenn ich noch am Wischen war, fing sie bereits an, ihn auszupacken. Dann polierte ich den Toilettentisch und sah im Spiegel zu, wie sie den Lippenstift in der goldenen Hülse hervorholte, das silberne Feuerzeug und die Zigarettenpackung, weiß mit lila Karos. Es

waren Silk Cut, ihre Lieblingsmarke. Anschließend legte sie ein durchsichtiges kleines Nachthemd aufs Kopfkissen. Mitunter hing an dem Nachthemd noch das Preisschild. Schließlich ging sie nach unten, um auf den Mann zu warten. Es war immer derselbe, und er kam um einiges später an. Wenn sie mit ihm auf ihr Zimmer ging, war ich längst verschwunden. Am nächsten Morgen, während sie beim Frühstück saß, räumte ich die leere Champagnerflasche weg und stellte die Blumen in eine hübsche Vase. Sie nahm sie nie mit nach Hause, was ich für Verschwendung hielt.

Manchmal, wenn ich gut in der Zeit lag, schlüpfte ich kurz in ein Gästebett und schloss die Augen. Miss Taliskers Parfum roch nach Fichtennadeln, aber vielleicht war es auch das Rasierwasser ihres Geliebten. Die Laken dufteten süßlich, wie angebranntes Obst, weshalb ich zu dem Schluss kam, dass Sex so roch. Ich stellte mir vor, es in

diesem Bett zu tun, und überlegte, wie es wohl sein würde.

Eines Morgens arbeitete ich mit Hannah zusammen, einem neuen Zimmermädchen. Sie war blass, hatte dunkles Haar und einen Stecker in der Nase. Ich wurde demnächst zwanzig, Hannah war ein paar Jahre jünger. Sie taten uns zusammen, damit ich ihr ein paar Kniffe zeigen konnte. Wir begannen im Zimmer einer Frau, die wir alle Kiki nannten.

Kiki gehörte zu den Stammgästen, denn in der Sommersaison und über Ostern sang sie im Kurpavillon. Natürlich fanden wir sie unglaublich glamourös, schließlich trat sie jeden Abend auf der Bühne auf und rauchte dünne Zigaretten, die sie aus einer creme-farbenen Zinkbox hervorzog. Einmal habe ich so ein Blechkistchen aus dem Abfalleimer gefischt und es jahrelang aufgehoben. Kikis Kleider waren lang und glitzernd. Ich zeigte sie Hannah. Wir zogen ein paar aus dem

Schrank und hielten sie uns vor. Hannah war kleiner als ich und sehr dünn. Als sie sich ein rotes Cocktailkleid vorhielt, war uns klar, dass es ihr wie angegossen passen würde.

»Probier es an«, drängte ich sie, denn ich wusste, dass sie darauf brannte.

»Das traue ich mich nicht. Was, wenn Mrs French etwas davon erfährt?«

Mrs French war die Hausdame, ein echter Drache, der die meisten Angestellten halb zu Tode ängstigte. Zu mir war sie jedoch immer nett.

»Sie wird schon nichts erfahren. Jetzt mach schon. Ich wette, es steht dir phantastisch.«

Eilig streifte Hannah ihre Uniform ab, erst die weiße Bluse, dann den marineblauen Rock, und enthüllte eine ausgefranste Unterhose und einen schmuddeligen BH.

»Hilf mir«, bat sie mich.

Ich zog ihr das rote Satinkleid über, das ihr wie eine zweite Haut passte. Als ich die

dünnen Bänder in Hannahs Nacken zu einer nicht sehr gelungenen Schleife verknötete, zitterten meine Hände. Dann zog ich den Reißverschluss hoch, und über der blassen Haut schlossen sich silberne Zähne.

»Warte!« Ich lief zum Nachttisch und zog die Schublade auf, in der, neben der obligatorischen Bibel, Kikis schmutzige Unterwäsche lag, unter der sie ihre Schmuckschatulle aus rosa Leder verbarg. Ich kramte die Schatulle hervor und drückte den goldenen Schnappverschluss auf. Ich wusste genau, welches Teil ich wollte. Im Nu hatte ich die funkelnden Ohrringe in der Hand und reichte sie Hannah. Sie führte den Silberdraht durch das winzige Loch in ihrem zierlichen Ohrläppchen. Gleich darauf drehte sie den Kopf hin und her. Entzückt lauschte ich dem Klimpern der kleinen Brillanten.

»Ich bin schön«, sagte Hannah so verwundert, dass ich mich fragte, ob sie das vorher nicht gewusst hatte.

Wir glühten vor Aufregung und angesichts unseres tollkühnen Unterfangens. Einem Impuls folgend, griff ich nach Kikis Kosmetiktasche und suchte einen Lippenstift heraus.

»Tu das nicht, Rose. Was, wenn uns jemand sieht?«

»Es ist doch nur zum Spaß. Hinterher wischst du ihn dir wieder ab.«

Dennoch nahm ich es ernst und konzentrierte mich so sehr, dass ich mir auf die Lippe biss, während ich das leuchtende Rot auf Hannahs Mund auftrug. Der Lippenstift roch wie Plastik, das in der Hitze schmilzt. Er machte Hannahs Mund größer. Als ich fertig war, glänzten ihre Lippen so rot wie der Blutstropfen, der von meinen quoll. Ich zog Hannah den Haarreif ab, sodass ihr dunkles Haar lose über ihre Schultern fiel. Sie schaute nicht in den Spiegel, sondern mich an, und ich spürte, wie Stolz in mir

aufwallte, weil sie meine Anerkennung suchte.

»Du siehst aus wie ein Filmstar.«

Sie lächelte ein wenig ungläubig. Ein junges Ding, das langsam ahnte, was es heißt, eine Frau zu sein.

»Ich wünschte, ich hätte so schöne Sachen, Rose. Dann könnte ich immer hübsch aussehen.«

Ich hob ihr Kinn an und gab ihr einen Kuss. »Du bist hübsch und wirst es immer sein.«

Dann sah ich mein Blut auf ihrem Mund und schmeckte ihren Lippenstift, als hätte ich eine zerdrückte Blüte auf der Zunge. Kichernd fielen wir auf das Bett, ich zog Hannah auf mich, umschlang sie und küsste sie leidenschaftlich. Sie stieß mich fort, doch ich wusste, dass sie nur scheu war, und wir etwas taten, was auch sie wollte. Deshalb hielt ich sie noch fester und spürte, wie sie sich auf mir wand, bis sie meinen Kuss

schließlich erwiderte. Aber dann versuchte sie mit aller Macht, sich aus meinen Armen zu befreien, und im nächsten Moment hörten wir das grässliche Geräusch von zerreißendem Stoff. Wie erstarrt schauten wir auf das Kleid, das an der Seite aufklaffte, wo die Naht aufgeplatzt war.

Hannah sprang auf und zitterte am ganzen Leib. »Du bist krank, Rose«, stieß sie hervor. Dabei hielt sie die aufgerissene Stelle zusammen und sah mich an, blass und den Tränen nah. »Sieh nur, was du angerichtet hast.«

Wortlos stürzte ich aus dem Zimmer und lief zum Büro von Mrs French. Meine Wangen brannten vor Scham und Zorn, denn Hannah irrte sich: Ich war nicht krank, war keine Lesbe. Ich hatte sie lediglich in diesem Kleid gesehen, festgestellt, wie hübsch sie war, und deshalb wieder an Mrs Carron denken müssen. Und daran, wie anders mein Leben verlaufen würde, wenn ich auch so wäre – hübsch und liebenswert.

Ich stürmte in das Büro, wo Mrs French an ihrem Schreibtisch saß, schnappte nach Luft und rief: »Sie müssen sofort kommen, Mrs French! Hannah hat etwas Schreckliches getan.«

Sie ließ sofort ihren Stift fallen und folgte mir in Kikis Zimmer. Hannah saß auf dem Bett, noch immer in dem zerrissenen Kleid, und weinte.

Für einen Moment rang Mrs French um Fassung, doch dann fand sie zu ihrer würdevollen Haltung zurück.

»Du ziehst dieses Kleid sofort aus, Hannah. Wenn du dein Gesicht gesäubert hast, erwarte ich dich in meinem Büro.«

Das, was Hannah getan hatte, musste man Kiki natürlich beichten. Außerdem würde das Hotel für ein neues Kleid aufkommen. Mrs French kündigte Hannah, was blieb ihr auch anderes übrig? Einem Zimmermädchen, das die Kleider der Gäste anprobiert,

konnte man nicht trauen. Ich bekannte, Hannah zugesehen zu haben, wie sie das rote Kleid überstreifte, und erklärte, mir sei klar, dass ich Mrs French umgehend hätte herbeirufen müssen.

»Wahrscheinlich war es dir zu unangenehm, ihr Einhalt zu gebieten«, entgegnete Mrs French.

»Ja, Mrs French.«

»Du hast immer einwandfrei gearbeitet, Rose. Seit wann bist du nun schon hier bei uns?«

»Seit vier Jahren, Mrs French.«

»Schön. Ich will dir zugutehalten, Rose, dass du mich schließlich doch noch geholt hast. Trotzdem erscheint es mir besser, dich künftig in einem anderen Bereich einzusetzen. Irgendwo, wo dich keine dummen Gänse beeinflussen können, denen irgendwer den Kopf verdreht hat. In der Küche wird gerade jemand gesucht. Ich hoffe, das ist dir recht?«

Anfangs dachte ich, dass ich mich in der Küche nie zurechtfinden würde, aber nach kurzer Zeit hatte ich mich eingelebt. Der Küchenchef mochte mich. Ich gab nie Widerworte und ging konzentriert meinen Pflichten nach. Ich tratschte nicht, und anders als die anderen, die nie lange blieben, drückte ich mich nie vor der Arbeit. Wenn wer Neues kam, hieß es: »Rose arbeitet hier schon ewig. Wenn Sie Fragen haben, wenden Sie sich an sie.« Ich nahm die Novizen unter meine Fittiche. So bin ich nun einmal. Die anderen kündigten über kurz oder lang, insbesondere die Kellnerinnen waren extrem launenhaft und unzuverlässig. Mitunter verschwanden sie schon, kaum dass ich ihren Namen

kannte. Aber diese hübschen, quirligen Mädchen waren sowieso eins wie das andere.

Nach einer Weile gab ich mein Dienstbotenzimmer auf und mietete mir eine Wohnung. Sie war klein und in der Nähe des Meers gelegen. Wenn ich sie abends betrat, roch ich nach Knoblauch und Bratfett. Die Wohnung war nur eine Straße von dem Haus entfernt, in dem ich mit Tante Rita gelebt hatte. Sie war mein Heim. Alles in allem fand ich mein Leben annehmbar. Meine Tage verliefen einigermaßen ruhig und friedlich, bis meine Welt plötzlich auf den Kopf gestellt wurde, was ein ziemlicher Schock war.

Ich bin der Meinung, das Schicksal hat uns beide zusammengeführt. Du wolltest gerettet werden, und ich war bereit zu lieben.

Barkeeper müssen immer lächeln. Dein Lächeln wirkte überzeugend, doch ich konnte durch es hindurchsehen. Du hattest das wettergegerbte Gesicht eines Matrosen, gerötete Wangen und eine kräftige Kieferpartie.

Dein rotgoldenes Haar ließ sich nicht bändigen. Du machtest einen ungezähmten Eindruck. Kaum jemand würde denken, dass so jemand wie du insgeheim leiden könnte, aber ich wusste es besser. Wie ich schon sagte, Überlebende können den Schmerz eines anderen Überlebenden förmlich riechen.

Hier und da stahl ich mich aus der Küche, um einen Blick auf dich zu werfen. Wenn du den Gästen den Rücken zukehrtest, war dein Lächeln dahin. Die Leute glauben immer, die Gutaussiehenden hätten es leichter im Leben, aber ich war mir sicher, dass es für dich nicht so war.

Ich beendete meine Schicht und ging quer durch die Empfangshalle des Hotels zu der noch leeren Bar. Du sahst nicht auf. Du warst dabei, ein Glas zu polieren, nein, so intensiv zu reiben, als wolltest du einen Geist heraufbeschwören. Ich fragte mich, was du dir von ihm wünschen würdest.

»Was darf's denn sein?«, fragtest du.

»Ein kleines Glas Apfelwein.«

Du drehtest den Hahn auf, mit verkrampften Schultern, und die bernsteinfarbene Flüssigkeit lief über den Glasrand. Du wischtest den Rand mit einer Serviette ab und stelltest das Glas vor mich hin.

»Können Sie es mir bitte auf die Rechnung setzen? Ich gehöre zum Personal.«

Ich zeigte dir mein Namensschild, und du notiertest meinen Namen. Deine Schultern entspannten sich, denn als du wusstest, dass ich kein zahlender Gast war, musstest du mir nichts vorspielen. Du nahmst das nächste Glas, um es zu polieren, mit flinker Hand. Ich wollte deine Hand festhalten und dich bitten, die Arbeit ruhen zu lassen. Du trugst keinen Ehering.

»Was machen Sie hier in diesem gottverlassenen Ort?«

»Ich arbeite in der Küche.«

»Ich meine die Stadt, nicht das Hotel.«

»Ach, Felixstowe ist gar nicht so schlecht.«

»Es ist ein elendes Kaff.« Auf deiner Stirn pochte eine Ader.

»Woher kommen Sie?«

»Aus Newcastle.«

Ich nippte an meinem Apfelwein. »Und weshalb sind Sie hier?« Ich studierte dein markantes Gesicht, den hochmütigen Bogen deiner Nase.

»Wegen meiner Frau.«

Der kalte Apfelwein wurde wie Eis in meinem Magen, denn damit hatte ich nicht gerechnet.

Du sahst mich an, aufmerksamer als vorher. Schon damals warst du es gewohnt, Frauen zu enttäuschen. Ein halbes Lächeln umspielte deine Lippen, denn du musst erkannt haben, wie niedergeschmettert ich war.

»Sie ist Tänzerin. Aber jetzt tanzt sie mit einem anderen.«

»Das tut mir leid.«

»Mir auch. Der Scheißkerl hat keine Zeit vergeudet. Vor drei Monaten erst sind wir hergezogen, und jetzt wohnt sie schon bei ihm.« Du schenktest dir den Rest aus einer Weinflasche in ein blitzblankes Glas und trankst es mit einem Schluck leer. »Dieses Miststück.«

Du warst dermaßen verletzt, dein Schmerz war noch so frisch, dass ich mit dir litt. Am liebsten hätte ich dir eine Hand auf die Brust gelegt und gesagt, dass dein Herz wieder heilt. Wer wusste das besser als ich? Aber ich schwieg.

Ich leerte mein Glas, nahm meine Jacke und ging.

Am nächsten Tag arbeitete ein schmieriger Typ namens Simon an der Bar. Meine Schicht zog sich wie Kaugummi. Doch am Tag darauf kam eine der Kellnerinnen um die Mittagszeit in die Küche getänzelt – Melissa oder Kate, genau weiß ich es nicht mehr. Mit wippendem Pferdeschwanz blieb

sie bei mir stehen, und ich war ausnahmsweise einmal froh über ihr Geplapper.

»Der schöne Blonde ist wieder hinter der Bar. Ich dachte, ich gefalle ihm, aber als ich einen Schluck Wodka wollte, hat er gesagt, ich soll dafür zahlen. Dabei könnte ich wetten, dass er sich heimlich selbst bedient.«

Nach Schichtende arbeitete ich einfach weiter und wartete darauf, dass es in der Bar ruhiger wurde. Als ich hineinkam, warst du gerade dabei, die Theke abzuwischen. Du schautest auf, ohne dir ein Lächeln abzurufen. Dafür war ich dir dankbar.

»Möchten Sie einen Schluck?«, fragtest du.

Ich nickte und sah zu, wie du zwei Gläser aus einer offenen Weinflasche fülltest. Normalerweise trank ich keinen Wein.

»Rosenrot.« Beim Sprechen schobst du mir den Stiel des Glases zwischen die Finger. Die Spitze deines Daumens berührte dabei

meine Hand. »Mein Name ist übrigens Jason.«

»Prost, Jason.« Ich setzte mein Glas an und trank. »Was haben Sie gestern gemacht? An Ihrem freien Tag.«

Du hobst die Brauen. »Führen Sie über mich Buch?«

»Vielleicht. Ich habe mich gefragt, was Sie in diesem elenden Kaff mit sich angefangen haben.«

»Nicht viel. Ich habe Musik gehört. Und geschlafen.«

»Man kann hier einiges unternehmen.«

»Ach was?«

»Soll ich es Ihnen zeigen? Wenn Sie das nächste Mal freihaben?«

Es war März. Seit einer Woche hatte es Tag für Tag geregnet. Grauer Nebel hüllte Felixstowe ein. Ich nahm dich mit zum Strand. Wir betrachteten das aufgewühlte Meer und schmeckten das Salz auf den Lippen. Mit gesenktem Kopf, die Hände tief in den

Jackentaschen vergraben, erzähltest du mir von Emma, deiner Exfrau. Da wusste ich noch nicht, welche Rolle sie einmal in meinem Leben spielen würde.

Du sagtest, sie sei eine Schönheit, und piffst durch die Zähne, als hättest du gerade an einen Vollblüter gedacht, den du beim Rennen gesehen hattest. Was Männer und schöne Frauen betraf, kannte ich mich aus. Ich hatte gesehen, wie eine von ihnen mir meinen Vater geraubt hatte. Mrs Carrons Schönheit kam aus Flaschen und setzte sich aus Schminke, Parfum und Wasserstoff zusammen, außerdem aus Seide, in die sie ihren Körper hüllte. Die Schönheit meiner Mutter war zu zart gewesen, um meinen Vater halten zu können. Sie war zu blass und distanziert gewesen.

Um unsere Hände zu wärmen, kauften wir an einem Kiosk Kaffee und hielten das Gesicht in den Dampf. Es war, als hätte der Frühling vergessen, dass seine Zeit

gekommen war. Ich ging in das Toilettenhäuschen, in dem es noch kälter war als draußen, wusch mir die Hände kurz in dem eiskalten Wasser und bespritzte den Spiegel, als ich die Finger zum Trocknen schüttelte. Mein Blick fiel auf mein Spiegelbild, und ich studierte mein Gesicht.

Nein, ich war nicht schön. Nicht mal eine Frisur hatte ich, meine Haare hingen einfach nur herab. Meine Augen waren grün wie Schlick, und mein Teint war blass. Bestenfalls sah ich unscheinbar aus. So unscheinbar, dass du mir keinen zweiten Blick geschenkt hättest, wärst du nicht so verletzt gewesen. Ich dachte, mein nichtssagendes Äußeres, meine Größe, meine eckigen Bewegungen könnten mir vielleicht dienlich sein. Denn anders als Emma würde ich dich nie wegen eines anderen Mannes verlassen. Schon für das kleinste bisschen Interesse, das du mir entgegenbringen würdest, wäre

ich dankbar. Eine Frau wie ich würde dir niemals wehtun können.

Als im Pub die letzte Runde eingeläutet wurde, traten wir schwankend in die kalte Nacht hinaus. Im Hotel nahmen wir den Dienstboteneingang. Ich folgte dir über den Flur, denn genau wie ich früher wohntest du in einer der Kammern, die dem Personal zur Verfügung standen. Ich fand es seltsam, wieder über den Dienstbotenflur zu laufen, über den braunen Nylont Teppich, der an den Sohlen haften blieb.

Du warst betrunken. Im Pub hattest du schnell nacheinander fünf große Bier hinuntergestürzt. Du hattest Schwierigkeiten, den Schlüssel ins Schloss zu stecken, aber ich unterließ es, dir zu helfen.

Dann hattest du die Tür geöffnet und den Lichtschalter gefunden. Du warfst Schlüssel und Portemonnaie auf den Nachttisch. In dem kleinen Zimmer herrschte ein einziges Chaos, so viel konnte ich gerade noch

erkennen, denn die Funzel mit dem geblühten Lampenschirm an der Decke machte kaum Licht. Überall lagen leere Pizzaschachteln herum und zerknüllte Alufolie von Mahlzeiten aus einer Kebabbude. Aus Versehen stieß ich gegen eine Bierdose. Sie fiel um, und das restliche Bier floss über den Fußboden. Du legtest die Stirn in Falten, als sähest du das Zimmer plötzlich mit meinen Augen. Es gab keine Stühle, nur das Bett, auf das man sich setzen konnte. Es war ungemacht, die Bettdecke achtlos zurückgeworfen, das Laken zerknittert. Ich musste mich zwingen, es nicht glattzuziehen. Als du dich bücktest, um die Stereoanlage einzuschalten, kamst du gegen einen Kleiderstapel. Ein paar Sachen rutschten herunter auf den Boden. Ich schickte mich an, sie aufzuheben.

»Lass das!«

Ich erstarrte.

»Ich will nicht, dass du das tust.«

Sofort richtete ich mich wieder auf. Du rafftest Jeans und Hemden zusammen und warfst sie auf den Stapel zurück.

»Ich brauche jetzt erst mal einen Kaffee. Willst du auch einen?«

Ich nickte nur, denn als ich dein Zimmer betrat, hatte ich offenbar die Sprache verloren. Ich war froh, als du hinausgingst, und lauschte deinen Schritten, die in Richtung der Gemeinschaftsküche verklangen.

Dann atmete ich den köstlichen Geruch des Raumes ein. Die Heizung war aufgedreht, und die Wärme intensivierte deinen Geruch. Ich war an Küchengerüche gewöhnt, doch jetzt roch ich ein Gemisch aus Orange und Basilikum, das von deinem Rasierwasser stammte, durchsetzt vom erdigen Geruch deines Schweißes. Vorsichtig bahnte ich mir einen Weg durch das Durcheinander zum Bett, wo der Geruch am stärksten war. Ich strich die Decke glatt, setzte mich auf die Bettkante und beugte mich zum Kopfkissen

hinab. Auf dem Kissen lagen ein paar feine rotgoldene Haare. Wie gern hätte ich eins genommen und es mir um den Finger gewickelt.

Ich schaute mich um, denn ich war neugierig und wollte herausfinden, wer du bist. Ich entdeckte eine Gitarre mit einer gerissenen Saite, die an der tragbaren kleinen Stereoanlage lehnte, daneben ein paar CDs auf dem Boden und eine leere Flasche Jack Daniels, in deren Hals ein Kerzenstummel steckte. Das waren die Dinge, die das Zimmer zu deinem Reich machten, ebenso wie die Kleidung und der Rasierapparat auf dem Waschbecken. Der Rest war Müll: Zeitungen, Schachteln, Aluminiumknäuel und leere Bierdosen. Ich nahm dein Portemonnaie vom Nachttisch und klappte es auf. Auf der einen Seite war eine durchsichtige Plastikhülle für den Führerschein, doch du hattest ein Foto dahintergesteckt. Ich zog es heraus. Es zeigte eine Blondine, hübsch und

zartgliedrig, in einem weißen Kleid, die einen Blumenstrauß in der Hand hielt. Große haselnussbraune Augen, ein lachender Mund, makellose weiße Zähne: Emma.

Als ich die Küchentür zuschlagen hörte, steckte ich das Foto zurück und legte das Portemonnaie wieder auf den Nachttisch. Ich stellte mir vor, wie ich wohl auf dich wirkte, eine Frau, die nervös auf der Bettkante hockte. Wahrscheinlich würdest du dich fragen, warum du mich überhaupt zu dir eingeladen hattest – diese verzweifelte Frau, die bloß auf Sex aus war. Auf dem Fußboden stand ein Reisewecker. Es war kurz vor Mitternacht. Du kamst herein, in jeder Hand einen Kaffeebecher. Du gabst mir den angeschlagenen.

»Die Milch hat so komisch gerochen, deshalb ist der Kaffee schwarz.«

»Kein Problem. Vielen Dank.« Ich blies über den dampfenden Kaffee. Mein Magen

war viel zu verkrampft, als dass ich etwas hätte trinken können.

Du legtest eine CD ein. Eine Art Blues erklang. Dann setztest du dich neben mich, mit gekrümmtem Rücken, und nipptest an deinem Kaffee.

»Ich muss langsam los, Jason.«

»Was ist mit dem Kaffee?«

Ich nahm einen Schluck und verbrannte mir die Zunge an dem kochendheißen Getränk.

»Ich begleite dich nach Hause«, botest du an, klangst jedoch zögernd.

»Das ist nicht nötig. Nach der Arbeit gehe ich ja auch immer allein nach Hause.«

»Aber jetzt ist es Mitternacht.«

Ich stand auf. Ich wollte fort von hier, wollte wieder leichter atmen können und allein sein. Aber gleichzeitig wollte ich bleiben. Du zogst deinen Pullover aus, und das T-Shirt darunter saß wie angegossen. Demnach würdest du mich nicht nach Hause begleiten.

Du riebst dir über die Lider. »Mann, bin ich fertig.«

Ich wollte deine Gastfreundschaft nicht länger strapazieren und ging allein nach Hause.

18.

Du warst erst vor ein paar Monaten in Suffolk angekommen und hattest noch keine Freunde gefunden. Mich wunderte, dass du nicht nach Newcastle zurückkehrtest, aber ich wagte es nicht, dich danach zu fragen. Auch über Emma wollte ich nichts wissen, denn ich war mir sicher, dass du sie immer noch liebtest. Ich wollte nicht aus deinem Mund hören, dass du hofftest, sie komme zu dir zurück. Auch wollte ich nicht an das Foto denken, das in deinem Portemonnaie steckte.

Wir gingen ins Palace und sahen uns einen James-Bond-Film an. Das Palace hatte zwei Kinosäle, einer so heruntergekommen wie der andere, aber vor dem Hauptfilm ging

eine alte, verhutzelte Frau mit einem Tablett herum und bot Tee und Kaffee an.

Du warfst mir einen Seitenblick zu. »Ich wette, das Kino stammt noch aus den Zeiten der Arche Noah.«

»Mir gefällt es.«

Das Palace war immer nur zu einem Viertel gefüllt. In dem James-Bond-Film waren nur eine Handvoll Zuschauer, ein Gruppe Jungen, die ganz hinten saß, und wir. Als das Licht ausging, konnte ich mich kaum auf den Film konzentrieren, denn dein Arm auf der Lehne zwischen uns lenkte mich ab, ebenso deine lang ausgestreckten Beine. Ich schaute auf die Leinwand, doch mein Blick zuckte immer wieder zur Seite, auf deine Beine und rastlosen Hände. Wie ein Schulmädchen hoffte ich, du würdest eine Hand auf meinen Schenkel legen. Ich lehnte mich zurück und tat, als konzentrierte ich mich auf die Handlung, aber meine Gedanken waren die ganze

Zeit nur bei dir. Neunzig Minuten lang erlitt ich Höllenqualen.

»Wie wär's mit einem Absacker?«, fragtest du anschließend.

»Gute Idee. Sollen wir ins Grosvernor gehen?«

»Nein, zu mir.«

Diesmal war dein Zimmer aufgeräumt, das Bett gemacht, nirgends lagen Kleidungsstücke herum, und die CDs waren ordentlich gestapelt. Eine Flasche Rotwein stand bereit, daneben zwei Gläser, die nicht zusammenpassten. Du hattest gewusst, dass ich mitkommen würde. Und ich betete darum, alles richtig zu machen.

Ich war ein komischer Kauz. Achtundzwanzig Jahre alt und immer noch Jungfrau, mit einem knochigen Körper und Brüsten, die wie halb aufgegangener Teig aussahen. Ich war eigenartig, aber mein Leben war bisher ja auch eigenartig gewesen. Meine beste Freundin war eine fast

siebzigjährige Witwe, und ein grässlicher Junge namens Alfie war der Einzige, der mich jemals anziehend gefunden hatte.

Du entkorktest den Wein, eine teure Flasche, die aus dem Weinkeller des Hotels stammte, und schenktest die beiden Gläser voll. Ehe du mir mein Glas reichtest, trankst du deines in einem Zug aus. Auf deinem Mund blieb ein Rotweinrand zurück, deine Lippen waren zusammengekniffen. Du fülltest dein Glas auf. Ich trank mit verkrampftem Magen und spürte den warmen Alkohol, der wie Medizin schmeckte. Mir wurde übel. Du stelltest die Stereoanlage an. Dieselbe Musik wie beim ersten Mal erklang. Du setztest dich so dicht zu mir aufs Bett, dass ich die Bartstoppeln auf deinem Kinn sehen konnte, ebenso wie die Sommer sprossen auf deinem Nasenrücken. Ich wollte von dir berührt werden, aber ich hatte Angst. Meine Füße kribbelten, als machten sie sich schon zur Flucht bereit. Ich schlug

die Beine übereinander, stellte sie wieder nebeneinander hin und stand auf.

»Ich sollte jetzt besser gehen.«

Ich hob meine Jacke vom Fußboden auf, tastete nach den Schlüsseln in der Tasche. Im Nu war ich an der Tür, zog den Riegel zurück und wollte hinausschlüpfen, um mich in Sicherheit zu bringen. Ich wandte mich noch einmal um, um mich zu verabschieden, doch auf einmal standest du direkt vor mir, viel zu nahe. Ich wich zurück. Deine Hand schoss vor und schlug die Tür zu.

»Ich will nicht, dass du gehst.«

Du kamst noch näher. Ich roch deinen Atem, schmeckte ihn im Mund. Ich spürte deine Hitze, und meine Körpertemperatur schnellte in die Höhe. Du küsstest mich stürmisch auf den Mund, und dann spürte ich deine Zunge, die sich immer schneller bewegte, während deine Hände über meinen Nacken fuhren, über meinen Rücken und unter meine Bluse glitten. Mir war, als fielst

du gegen mich und würdest mich zerdrücken, doch ich war froh und nahm mir kaum Zeit, um nach Luft zu schnappen.

Dann ließest du mich los, richtetest dich auf und öffnetest die Tür. Das hieß, dass ich gehen konnte. Es war vorbei. Du wirktest bedrückt und wichst meinem Blick aus.

»Sollen wir uns morgen wieder treffen?«, bettelte ich.

Du zucktest nur mit den Schultern und gabst mir einen Schubs. Gleich darauf stand ich im Flur vor der geschlossenen Tür.

Am nächsten Tag kamst du nicht zur Arbeit. Zuerst dachte ich, du hättest die Schicht mit jemandem getauscht oder hättest einen schweren Kater und könntest nicht arbeiten, doch als du am Tag darauf wieder nicht erschienst, wusste ich, dass irgendetwas schiefgelaufen war. Ich hatte dich verloren. Hatte meine Chance verspielt. Du warst fortgegangen, hattest mich verlassen. Mein Schicksal war es, allein zu sein.

In der Küche machte ich plötzlich lauter Fehler, schnitt mir in den Finger, gab Fleischstücke in die vegetarischen Gerichte.

Irgendwann riss dem Küchenchef der Geduldsfaden. »Herrgott, Rose, was ist nur mit dir los? Seit wann stellst du dich so trottelig an?«

Ich knabberte an einem Fingernagel.

»Verdammt noch mal!«, schrie er und riss mir die Hand vom Mund. »Verschwinde und komm erst zurück, wenn du wieder klar denken kannst.«

Ich verließ die Küche und stürzte durch die Empfangshalle. Am Tresen standen neue Gäste, und die Empfangsdame reichte einem Mann im Frack gerade den Zimmerschlüssel. Ich schlüpfte durch die Tür, die zum Dienstbotentrakt führte. Unter meinen Sohlen knisterte der Nylonteppich. Eine Zimmertür stand offen. In dem Raum lehnten sich zwei Kellnerinnen aus dem Fenster, sie rauchten

und lachten. In der Gemeinschaftsküche saß jemand und aß Müsli, aber du warst es nicht.

Die Tür zu deinem Zimmer war geschlossen. Ich blieb davor stehen und lauschte in die Stille. Dann lehnte ich die Stirn an die Tür und klopfte leise, ohne auf eine Antwort zu hoffen. Nichts regte sich. Panik stieg in mir auf, denn ich dachte, ich würde dich nie wiedersehen.

Ich klopfte lauter, hämmerte im Takt meines Herzschlags mit der Faust an die Tür.

»Jason? Jason? Bitte, mach auf.«

Auf dem Flur öffneten sich ein paar Türen, aber ich konnte nicht aufhören. Meine Stimme wurde lauter und lauter.

Dann wurde die Tür aufgerissen. Um ein Haar wäre ich ins Zimmer getaumelt. Du standst vor mir, nur mit einem Handtuch bekleidet, das du dir um die Hüften geschlungen hattest, und wirktest

schlaftrunken. »Rose, was soll das? Brennt's irgendwo?«

Ich drängte mich an dir vorbei, hinein in die Dunkelheit. Ich zitterte.

»Es ist alles in Ordnung«, riefst du den anderen im Flur zu. Dann machtest du die Tür zu und drehtest dich zu mir um.

»Was ist denn los?«

Ich stand da und versuchte, meinen Atem zu kontrollieren. »Nichts. Es tut mir leid.«

Schläfrig wanktest du zum Bett zurück und ließest das Handtuch fallen, ehe du unter die Decke schlüpftest, die du dir bis zum Kinn hochzogst, und gähntest. »Mann, geht's mir schlecht. Bin erst um fünf ins Bett gekommen.«

Die Augen fielen dir zu. Im Zimmer war es dämmrig und warm. Ein Kokon, der uns einhüllte. Ich trat an dein Bett, kniete mich daneben und neigte das Gesicht ganz dicht an deins.

»Ich dachte, du wärest fortgegangen. Du bist nicht zur Arbeit gekommen.«

Du hieltest die Augen geschlossen. »Na und? Ich werde allen sagen, dass ich krank war.«

»Was ist denn der wahre Grund?«

»Ich war bei Emma.«

Mein Herz verkrampfte sich. »Seid ihr jetzt wieder zusammen?«

»Nein. Der Pisser, den sie geheiratet hat, war nicht da. Die Schlampe hat mit mir geschlafen und mich anschließend rausgeworfen.« Du riebst dein Gesicht am Kopfkissen. »Letzte Nacht hat mir das Herz wehgetan, heute Morgen ist es der Kopf.«

»Ich würde dich niemals rauswerfen, Jason.«

Du sahst mich an. Deine Hand kroch unter der Decke hervor und zog mich am Arm.

»Komm zu mir.«

Schwerfällig hievte ich mich hoch und legte mich mit dem Rücken zu dir ins Bett.

Du drücktest dich an mich. Meine Handflächen wurden feucht vor Schweiß. Durch den Stoff meiner Jeans spürte ich dein Knie, deinen Schenkel. Dein Mund erhitzte die Haut auf meinem Nacken.

»Du würdest mich nie verlassen?«

»Niemals.«

Du drehtest mich auf den Rücken, und deine Hand wanderte zu den Knöpfen meiner Bluse. Du streiftest mir die Bluse ab, haktest meinen Büstenhalter auf und zogst ihn mir aus. Meine Brüste fühlten sich lose und preisgegeben an. Mit dem Mund fingst du an sie zu erkunden, und mit den Zähnen knabbertest du an meinen Brustwarzen. Ich erschauerte. Deine Hand fand den Reißverschluss meiner Jeans, und mein Magen zog sich zusammen. Du zerrtest und zogst, bis ich dir half und mich aus der Jeans wand. Du strichst mir über die Hüften. Dann glitt dein Mund tiefer, zum Bund meiner Unterhose. Mit der Zunge fuhrst du an dem Bund

entlang, sie hinterließ eine feuchte Spur auf meiner Haut.

Ich legte eine Hand auf deinen Kopf, spürte deine Zunge an der Innenseite meines Schenkels und wollte, dass du weitermachtest, und gleichzeitig, dass du aufhörtest. Du befreitest mich von der dünnen Baumwollunterhose. Dein Mund folgte deinen Händen.

Ich erreichte einen unbekannten Ort, irgendwo über mir. Ich dachte an nichts, doch ich spürte – und wie ich es spürte –, dass mein Verstand mir Einhalt gebieten wollte, während mein Körper sich dir ergab und mein Herz wie hypnotisiert war. Verführt. Ich sah die sanften Farben eines Regenbogens.

Dann warst du auf einmal über mir, stütztest dich auf deine Arme und ließest dich auf mich sinken, warst in mir. Es tat weh. Ich sog den Atem ein und versteifte mich. Du bewegtest dich auf mir. Ich spürte

ein unbekanntes Brennen, eine schmerzhaft
Fülle.

Ich hörte deinen Atem und dann gutturale
Laute, die mir sagten, dass du kurz vor dem
Orgasmus warst. Dann überlief dich ein
Schauer, und du sacktest auf mir zusammen.

Ich hielt dich eng umschlungen, küsste
deinen feuchten Hals und sagte ein ums an-
dere Mal deinen Namen. »Jason, Jason, ich
liebe dich. Sag, dass du mich auch liebst,
Jason.«

Du schlossest die Augen und flüsterst:
»O Emma.«



Am Abend gingst du wieder nicht zur Arbeit,
und dir wurde gekündigt. Du packtest deine
Habseligkeiten in eine Reisetasche und zogst
bei mir ein.

Du hattest Emmas Namen gesagt, doch wir sprachen nie darüber. Für mich war es das erste Mal gewesen, aber auch das behielt ich für mich. Du wirst es ohnehin gewusst haben. So wie ich wusste, dass ich dich liebte und dass du noch immer Emma liebtest.

19.

Ich bin in meiner Zelle, liege auf der Pritsche.

Janie ist bei mir. Ihr Kopf ruht an meiner Schulter. Wir teilen uns einen Joint, während ich ihr den jüngsten Brief ihres Vaters vorlese. Janie hört mir aufmerksam zu. Sie kann nicht gut lesen, und die Briefe verraten, dass ihr Vater nicht gut schreiben kann. Den Sätzen auf der linierten Seite fehlt der Zusammenhang, und die meisten Wörter sind falsch geschrieben. Hier und da hat er ein Wort mit schwarzem Kugelschreiber dick ausgestrichen. Zum Glück fasst er sich jedes Mal kurz.

In zwei Monaten wird Janie freigelassen, doch das Lehrpersonal im Gefängnis hat erkannt, dass sie nicht imstande ist, sich

draußen zurechtzufinden. Aber sie versuchen, sie darauf vorzubereiten. Deshalb gibt es Tage, an denen Janie Freigang hat, um an der Volkshochschule von Ipswich an Grundkursen in Schreiben und Rechnen teilzunehmen. Janie hasst diesen Unterricht, aber gehorsam, wie sie ist, nimmt sie jedes Mal brav erst die Bahn und dann den Bus, um etwas zu lernen, das sie längst können müsste.

»Wie war der Unterricht heute?«, frage ich.

Janie verzieht das Gesicht wie ein Kind, das eine bittere Medizin schlucken soll. »Es ist alles so schwierig«, klagt sie. »Aber meine Lehrerin ist ganz nett. In den Pausen darf ich in der Klasse bleiben, denn mit den anderen Schülern mag ich nicht reden. Miss Reed hat einen Wasserkocher und Kaffee in ihrem Schreibtisch. Wir trinken dann immer eine Tasse zusammen. Manchmal bringt sie Schokokekse mit.«

Wie typisch, dass Janie zur Lieblingsschülerin geworden ist.

»Wie schwierig wäre es denn, einen kleinen Umweg zu machen? In die Stadt, meine ich. Der Bus fährt doch vor der Schule ab, oder?«

»Kein Problem«, prahlt sie. »Letzte Woche bin ich vom Bahnhof aus zu McDonald's gegangen und habe mir von dem Geld für die Fahrkarte einen McChicken gekauft. Der hat vielleicht gut geschmeckt. So was Leckeres habe ich schon seit Monaten nicht mehr gegessen. Hinterher musste ich zur Schule laufen und wäre fast eine Stunde zu spät gekommen, aber Miss Reed hat nichts gesagt. Sie hat mich nicht mal im Gefängnis verpetzt.«

Janie wirkt so kindlich, dass sie kaum beaufsichtigt wird, und ist so dumm, dass sie nicht für voll genommen wird. Ein Umstand, den ich mir zunutze machen kann.

Ich wende mich wieder dem Brief ihres Vaters zu und lese ihn ihr weiter vor.

Wie immer findet er Ausreden, weshalb er sie nicht besuchen kann, und behauptet, das Geld dazu fehle ihm und der Weg sei viel zu weit. Im nächsten Satz erzählt er jedoch, er habe in Spanien Urlaub gemacht. Manchmal überspringe ich die Stellen, die Janie verletzen könnten, denn ich möchte sie beschützen. Dann wieder erfinde ich ein paar Dinge. »Ich hoffe, dass du brav bist«, improvisiere ich, »und nie vergisst, dass ich dich lieb habe.« Es ist nicht viel, aber Janie stimmt es froh. Eine Lüge, die andere glücklich macht, kann meiner Meinung nach nichts Schlechtes sein.

Anschließend falte ich den Brief wieder zusammen, stecke ihn in den billigen Umschlag und gebe ihn Janie zurück. Sie drückt ihn an ihre mädchenhafte Brust. Ich halte ihr den Joint hin und sage, sie solle fest daran ziehen. Das tut sie. Doch dann muss sie

husten und stößt die Tüte fort. Ich bette ihren Kopf in meinem Schoß und spiele mit ihrem mausbraunen Haar.

»Jetzt ist alles gut«, murmle ich. In solchen Momenten mag ich sie am liebsten. Sie zieht die Knie an den Bauch und schließt die Augen. Ich nehme einen langen Zug und spüre, wie die Droge meine Glieder schwer werden lässt. »Dein Daddy hat dich lieb, Janie. Bald kommt er dich besuchen.«

»Nein, tut er nicht«, entgegnet sie und verblüfft mich mit ihrer Einsicht. »Aber das ist mir egal.« Mit feuchten Augen schaut sie zu mir hoch. »Noch nie hat sich jemand so wie du um mich gekümmert. Ich war noch nie so glücklich.«

»Obwohl wir im Gefängnis sind?«

Sie rutscht hoch und legt den Kopf wieder an meine Schulter. Ihr Atem wärmt meinen Hals. »Ich bin lieber bei dir als allein da draußen.«

Ich lasse zu, dass sie wie ein Hündchen an meinem Hals knabbert. Mit ihren dünnen Armen umschlingt sie meine Taille. Wie traurig das Leben eines Menschen sein muss, wenn ihm so etwas lieber ist als die Freiheit. Ich drücke ihr einen Kuss aufs Haar und rieche das billige Gefängnisshampoo. Janie würde alles für mich tun. So eine Hingabe ist tatsächlich ein Geschenk.

Was ist nur aus mir geworden? Eine Frau, die andere manipuliert. Ich bereite mich auf den Termin bei der Bewährungskommission vor, benehme mich gut und bin berechnend, wenn ich Antworten gebe. Das Mädchen, das ich einmal war, erkenne ich nicht wieder. Mein Gott, wie naiv ich früher war.

Wenn ich mich im Spiegel betrachte, sehe ich das Ebenbild einer alten Frau. Obwohl ich noch recht jung bin, fühle ich mich wie eine Greisin. Die Jahre im Gefängnis haben mich vorzeitig altern lassen und zynisch gemacht. Hässliche Orte lassen die

Menschen hässliche Dinge tun. Das Gleiche gilt für hässliche Erfahrungen. Aber bedeutet das im Umkehrschluss, dass schöne Orte Gutes im Menschen bewirken? Denk an den Strand von Felixstowe, an die weißen Holzhäuser und den endlos blauen Himmel. Die warme Luft, die uns über die Gesichter strich. Damals waren wir glücklich, oder?

Gefängnisse sind die hässlichsten Orte der Welt. Sie bestehen nur aus Stahl und grauem Beton. Ständig dieses Knallen und Klicken, das Gebrüll, die Schreie, die zuschlagenden Türen, die Schlösser und Schlüssel. Und immer ist es kalt. Es sind schreckliche Orte voller Frauen, die Schreckliches getan haben, und dann sind da noch all jene, die hier freiwillig arbeiten und wie wir eingeschlossen sind, obwohl sie die Schlüssel haben.

Ich frage mich, weshalb Cate Austin hier gefangen sein möchte. Natürlich würde sie es mir nie sagen, denn ihr Job besteht darin,

mich zum Reden zu bringen. Sie ist die Zuhörerin. Eine Richterin.

Sie knöpft ihre Jacke bis zum Hals zu, denn das gibt ihr Halt. Obwohl sie außerhalb der Gefängnismauern lebt, bringt sie nie einen Hauch Sommer mit herein, so wie es die anderen tun. Und obwohl sie über ihre Kleidung frei entscheiden kann, trägt sie immerzu das Gleiche, eine Uniform aus blauer Jacke, weißer Bluse und grauer Hose. Das unterscheidet sie von den anderen Zivilen, den Lehrern und Psychologen. Auch ihre Frisur passt dazu: ein geradliniger Bob, den sie sich an den Seiten hinter die Ohren steckt. Ihr Haar hat die Farbe von Herbstlaub und könnte durchaus hübsch aussehen.

Ich muss unbedingt mehr über Cate erfahren, nur so kann ich beeinflussen, was sie über mich schreiben wird. In der Regel lässt sie sich nicht in die Karten blicken, aber manchmal fällt ihr eine aus der Hand. Wie

an dem Tag, als ihre Tochter den Unfall hatte und sie in blinder Panik zur Tür stürzte und alles vergaß, auch den Teil, den sie vor anderen verstecken möchte. Ihre Verletzlichkeit. Wir sind beide vorsichtig, verbergen viel und geben nur wenig preis. Sie muss ihren Job machen und ihren Ruf wahren. Sie muss mich aus der Reserve locken und den Moment abpassen, in dem sie zuschlagen kann. Ich dagegen muss zusehen, dass ich die Freiheit wiedergewinne. Für mich ist der Einsatz höher. Ich spiele um mein Leben.

Ihr Job ist es, mich zurückzuführen in eine Zeit, in der ich etliche Jahre jünger war, mein Gesicht noch meinem Alter entsprach und ich auf die Zukunft hoffte.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Endlich war ich normal geworden. Ich teilte meine Wohnung mit einem Mann. Ich hatte einen Liebhaber. In dem Becher im Bad kreuzten sich unsere Zahnbürsten. Meine Wohnung war zwar nicht viel besser als dein Zimmer im Grand, aber sie war größer, und ich hielt sie ordentlich und sauber. Sie lag im oberen Stockwerk eines Hauses aus den Siebzigerjahren und bestand aus einem Wohnzimmer, das zur Straße ging, Küche, Bad, einer Kammer und einem rückwärtig gelegenen Schlafzimmer. In der Kammer hob ich Ritas Sachen auf, zu denen sich deine Gitarre und deine leere Reisetasche gesellten. In der winzigen Küche befanden sich feine Lebensmittel aus dem Hotel, denn der Küchenchef war ein großzügiger Mann.

Dank ihm hatte ich sogar Vanilleschoten, Zimtstangen, Safran und sogar eine Flasche Madeira da. An der Wohnung war eigentlich nichts auszusetzen, bis auf die Nachbarn unter uns, die sich mitunter um zwei Uhr morgens stritten und sich anschließend noch lauter versöhnten.

Du hattest noch immer keinen neuen Job, aber wir kamen zurecht. Der Küchenchef kannte dich ja noch aus der Zeit, als du in der Bar gearbeitet hattest, und manchmal erkundigte er sich nach dir und steckte mir für uns zwei Steaks zu oder ein übrig gebliebenes Stück Lachs. Dann und wann ließ ich zur Krönung eine Zigarre mitgehen, denn du hattest in teuren Hotels gearbeitet und hattest einen teuren Geschmack.

Tagsüber war dir langweilig, denn du hattest ja nichts zu tun. Wenn ich zu meiner Schicht aufbrach, fühlte ich mich schuldig, weil ich dich auf dem Sofa vor dem Fernseher zurückließ, mit der Gitarre auf dem

Schoß. Besorgt fragte ich mich, wie du die Tage ohne mich verbrachtest, denn ich wusste, dass Emmas Foto noch in deinem Portemonnaie steckte und du dein Handy immer in Reichweite hattest. Wenn sich summend eine SMS ankündigte, schautest du auf den Text, sagtest aber nie, wer dir die Nachricht geschickt hatte, und ich fragte nicht nach.

Drei Wochen nach deinem Einzug bekam ich Besuch. Es war an einem Samstag um sieben Uhr abends. Du sahst dir gerade eine Autosendung im Fernsehen an, ich spülte in der Küche Geschirr. Als es an der Tür klingelte, dachte ich mir schon, dass es Annie war, denn wer sollte es sonst sein.

Ich trocknete mir die Hände ab und rannte die Treppe hinunter. Lächelnd öffnete ich die Tür, denn ich wollte, dass Annie die Männer-
schuhe im Eingang sah und eine Männer-
stimme hörte, die nach mir rief. Sie empfing mich mit finsterer Miene. Trotz ihres

rundlichen Körpers und ihrer knapp siebzig Jahre konnte sie furchteinflößend sein.

»Rose! Was zum Teufel fällt dir ein?«

Mein Lächeln erlosch. Bisher hatte ich Annie noch nie wütend erlebt.

»Was stehst du noch hier rum? Wir müssen los.«

Ich wollte protestieren, doch Annie zerrte meine Jacke vom Haken der Garderobe.

»Jetzt mach schon, sonst kommen wir zu spät.«

»Gut, aber warte noch einen Moment.«

Widerwillig streifte ich die Jacke über und sprang die Treppe hoch. Du lagst auf dem Sofa und trankst Bier.

»Jason?«

Dein Blick blieb auf den Fernseher gerichtet.

»Macht es dir was aus, wenn ich für ein paar Stunden fort bin?«

»Nein«, sagtest du mit gleichmütigem Lächeln.

»Ich bleibe auch nicht lange.«

»Lass dir ruhig Zeit.« Du nahmst dein Handy und begannst, durch deine SMS zu scrollen.

Ich bückte mich und gab dir einen Kuss, ehe ich wieder nach unten ging und Annie verfluchte, weil sie mir die Zeit stahl, die ich dir widmen wollte.

Annie stand draußen in der Kälte und winkelte ihren Arm an, damit ich mich einhaken konnte. Im Marschtempo legten wir den Weg zum Gemeindehaus zurück.

»Sie freut sich, Sie zu sehen«, erklärte Maureen.

Ich wusste sofort, von welcher »Sie« die Rede war, denn ich war schon so oft hier gewesen, dass Rita nicht mehr vorgestellt werden musste. Auch die älteren Damen, die regelmäßig kamen, wussten Bescheid und drehten sich lächelnd nach mir um.

»Sie hat auf Sie gewartet. Es ist ja auch schon eine Weile her, seit Sie zum letzten Mal bei uns waren.«

Annie warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu.

Ich wurde rot. »Ich hatte viel zu tun.«

Maureen nickte. »Rita sagt, dass sie das weiß. Sie haben jemanden kennengelernt.«

»Ja.«

»Rita sagt, er sehe gut aus, nur seine Haare seien zu lang.«

Ich lachte, denn das war typisch für Rita. Sie zog Männer vor, die Preisboxern ähnelten, mit Muskelbergen und Glatze.

»Ihre Mutter ist auch hier, Rose.«

Ich bekam eine Gänsehaut, denn meine Mutter erschien nur selten, und wenn, dann blieb sie meistens stumm. »Was sagt sie?«

»Es geht um ihn. Um diesen Mann.«

»Und?«

»Sie mag ihn nicht, Rose. Sie sagt, er schätze Sie nicht genug.«

Die Wahrheit zu hören passte mir nicht. Ich versuchte, das Beste daraus zu machen. »Wir kennen uns doch auch erst seit wenigen Wochen.«

»Ihre Mutter sagt, dass er eine andere liebt.«

»Er ist frisch geschieden. Deshalb ist er noch nicht ganz über sie hinweg.«

Mit einem Mal trat Maureen auf mich zu und sah mich tief besorgt an. »Ihre Mutter sagt, es sei gefährlich. Sie sollten die Beziehung beenden, am besten sogleich, denn jetzt können Sie es noch. Ihre Mutter möchte Sie vor Leid bewahren.«

Annie tätschelte meinen Arm mit ihrer runzligen Hand. Maureen sah mich noch immer an, so intensiv, dass ich nach Atem rang.

»Ich möchte, dass er bei mir bleibt.«

Maureen schwieg. Plötzlich war nur noch das Weiße in ihren Augen zu sehen. Dann tauchten die Pupillen wieder auf, zwei

schwarze Punkte, die mich fixierten, und ich dachte, ich hätte meine Mutter vor mir.

»Da ist ein Kind im Spiel.«

Mein Herz machte einen Satz. »Unser Kind?«

»Seines. Es wird Sie beide für immer verbinden, aber es wird schmerzhaft für Sie sein.«

Was sollte das bedeuten? Meinte sie den Schmerz bei der Geburt?

»Ihre Mutter bittet Sie, diesen Mann zu verlassen.«

Ich befreite meinen Arm aus Annies Hand.
»Das kann ich nicht.«

Maureen stand so dicht vor mir, dass ich ihren Atem roch, süß und scharf zugleich, als hätte sie Rum getrunken. »Tun Sie es bald. Denn wenn das Kind erst da ist, sind Sie aneinander gefesselt. Sie werden nie mehr frei sein.«

Ihr Blick durchbohrte mich auf eine Weise, die ich unerträglich fand.

»Okay«, sagte ich, nur um sie loszuwerden. »Ich verlasse ihn.«

Maureen starrte mich lange Zeit an. Dann lächelte sie. »Ihre Mutter ist verschwunden, Rose. Ich spüre eine neue Präsenz. Ist hier jemand, der in der Geisterwelt eine Katze namens Ginger hat?«

Maureen näherte sich einer der alten Damen. Der Bann war gebrochen. Nur Annie schaute mich von der Seite an. Mein Gesicht brannte.

»Jetzt weißt du, weshalb ich dich mitgenommen habe«, flüsterte sie, und ich spürte ihren dicken Schenkel an meinem. »Seit Wochen hat deine Mutter versucht, dich zu warnen. Maureen und ich waren der Meinung, dass du Bescheid wissen solltest.«

»Ich will nach Hause, Annie. Den Tee und die Kekse lasse ich heute weg.«

Annie drückte mich an sich. »Dann geh, Schätzchen. Tu, was deine Mum dir gesagt

hat. Sie weiß, was für dich das Beste ist. Lauf los.«

Ich lief tatsächlich los, denn ich sehnte mich so sehr nach dir, und in meiner Eile stolperte ich. Aber auf meine Mutter würde ich nicht hören. Ich konnte mich nicht von dir trennen, ganz gleich, wie sehr du Emma lieben mochtest. Schließlich hatte ich dir versprochen, dich nie zu verlassen. Ich liebte dich und wollte alles tun, damit du mich auch liebtest. Ich würde dich für immer an mich binden, nicht durch Heirat, denn dieses Band konnte zerreißen, das hatte Emma mir bewiesen. Wir würden etwas Stärkeres haben, etwas aus Fleisch und Blut.

Meine Mutter hatte mir die Lösung meines Problems vor Augen geführt. Wenn wir zusammen ein Kind hätten, würdest du bei mir bleiben. Und ich wäre in Sicherheit.

Mit zitternder Hand schloss ich die Wohnungstür auf und rief deinen Namen.

Doch in der Wohnung war es dunkel. Du warst fort.

21.

Seit zwei Stunden lag ich wach im Bett und wartete. Dann hörte ich, dass sich ein Schlüssel im Schloss der Wohnungstür drehte. Ich machte die Augen zu und regte mich nicht. Die Tür zum Schlafzimmer öffnete sich, schabte über den Teppichboden. Kleidungsstücke fielen zu Boden. Du krochst unter die Bettdecke, bliebst jedoch am Rand der Matratze liegen. Ich rückte näher an dich heran, legte einen Arm um deine Taille und vergrub mein Gesicht in deinen Haaren. Dann drehte ich dich auf den Rücken, küsste und berührte dich.

»Wo warst du?«

»Was?«

Du tatest, als wärst du gerade eingeschlafen, aber dazu ging dein Atem zu flach.

Deine Haut verströmte einen zarten Duft nach frischen Äpfeln. Als ich dich streichelte, reagiertest du nicht. Ich griff nach deinem Penis. Er war feucht und schlaff. Sanft rüttelte ich an deiner Schulter.

»Lass mich schlafen.«

»Ich will, dass du mir alles erzählst.« Ich beugte mich über dich.

Du sahst mich an. »Herrgott, Rose, ich bin müde.«

»Wovon? Wo warst du?«

Du wandtest den Blick ab. »Lass mich. Du weißt doch, dass ich bei Emma war.«

»Diese Schlampe, diese Hure«, brach es aus mir hervor, und ich erkannte, dass ich dieselben Wörter benutzte wie meine Mutter vor langer Zeit.

»Sie will mich nicht.« Deine Stimme bebte. Deine Lider schlossen sich, Tränen liefen dir über die Wangen.

»O Jason, bitte verlass mich nicht. Bitte nicht.« Ich fing an zu weinen und zitterte am

ganzen Leib. »Bitte, Jason, es tut mir leid. Ich hätte dich nicht fragen sollen.«

»Wieder einmal hat sie mich benutzt und anschließend weggeschickt.«

Du weintest und drehtest dich zu mir um, klammertest dich wie ein Kind an mich. Wie tief dein Leid noch immer war, ein Leid, das du nicht gewohnt warst, und nun hatte Emma dich erneut verletzt. Du ließest dich von mir halten und trösten.

Ich tat das Einzige, was ich konnte, schluckte den Schmerz herunter und nahm dich wieder auf. Zärtlich streichelte ich deinen zitternden Körper, ließ mir den Kummer nicht anmerken und zog dich fest an mich. Wie ein Tier, das sein Revier markiert, wollte ich die Spuren dieser anderen Frau auslöschen und sorgte dafür, dass du mit mir schliefst.

Als ich am nächsten Tag im Hotel ankam, war meine Wut wie ein Tumor, voller Gift, das in mein Blut sickerte. Wenn ich sprechen

wollte, hatte ich Galle im Mund, wenn ich arbeitete, knallte ich mit Töpfen und Pfannen. Zu guter Letzt, als der Küchenchef hinausging, um Pause zu machen, griff ich nach einer Schöpfkelle aus Stahl und schlug mit aller Kraft auf einen Stapel feiner Porzellanteller ein, hübsche Teller, mit blauen Zierrändern bemalt. Oh, wie befreiend es war, das Krachen zu hören und zuzusehen, wie die Teller auf dem Fußboden in Stücke sprangen.

Tränen schossen mir in die Augen, während ich inmitten dieser Verwüstung stand, aber meine Wut war verraucht.

Der Küchenchef stürzte in die Küche und wollte mich anschreien, doch dann sah er meine Tränen und sagte: »Nicht weinen, Liebes. So was kann jedem mal passieren.«



In jener Nacht, als du weinend in meinen Armen lagst und nach Emmas Parfum rochst, muss eine Art Zauber gewirkt haben, denn in jener Nacht wurde unser Kind gezeugt. Ich spürte es, wusste, dass in mir irgendetwas geschehen war und wir das Baby bekommen würden, von dem meine Mutter gesprochen hatte.

Nie hast du gesagt, dass du mich liebst, aber es gibt etwas, das stärker ist als die Liebe. Es ist das Gefühl, jemanden zu brauchen. Und du brauchtest mich. Ich hatte dich gerettet. Ich hatte eine Hand ausgestreckt und dich aus dem Meer aus Kummer und Leid herausgezogen.

Ich möchte, dass du etwas begreifst, Jason. Du musst erkennen, dass damals der Same gesät wurde, der später aufging. Hätte ich die Wahl, würde ich mich nicht mit Worten ausdrücken, sondern dir Bilder zeigen: wie wir vom Strand aus Steine ins Meer schleuderten, wie wir im Dunkeln vor dem

Fernseher saßen, wie du in jener Nacht in meinen Armen weintest. Wortlos würde ich dir diese Bilder zeigen, und du würdest ihren Sinn erfassen.

Wörter sind problematisch, denn man kann sie verdrehen. Die Wahrheit ist, dass ich dich geliebt habe. Und nicht erwartete, von dir ebenfalls geliebt zu werden. Du hättest lediglich treu sein müssen.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Seit zehn Wochen war ich schwanger, aber ich hatte es dir noch nicht gesagt. Da ich von jeher übergewichtig war, fiel es kaum auf. Das wenige, das man vielleicht gesehen hätte, kaschierte ich mit weiter Kleidung. Ich wollte mein Geheimnis so lange wie möglich wahren, doch manchmal stahl ich mich ins Bad und warf einen Blick auf den Schwangerschaftstest, jenes kostbare Plastikstäbchen mit dem bläulichen Strich. Es war mein Talisman, der Beweis dafür, dass ich endlich einmal Glück gehabt hatte und gesegnet war.

Eines Sonntagmorgens lagen wir im Bett. Ich versuchte, mit dir zu kuscheln, aber du entzogst dich meinen Armen. Und dann

schien etwas in dir zu reißen, als wäre dir alles zu viel geworden.

»Ich kann nicht, Rose. Ich muss dir etwas sagen ...«

»Pscht.«

Ich strich dir über die Haare und küsste dich auf die Wange, doch ich spürte, dass sich dein Herz von mir entfernte, und hatte Angst vor dem, was gleich kommen würde. Noch immer warfst du fortwährend prüfende Blicke auf dein Handy, und Emmas Foto war nach wie vor in deinem Portemonnaie.

»Ich gehe fort, Rose. Das mit uns führt zu nichts. Hier hält mich nichts mehr.«

Ich legte eine Hand auf meinen sanft gerundeten Bauch und das Baby, das in mir wuchs. »Bitte bleib, Jason. Ich will alles für dich tun, wenn du nur bleibst.«

»Nein, Rose, du hast mehr verdient als das.«

»Ich will nur dich, und du bist mehr, als ich verdiene.« Ich umklammerte dich wie ein bedürftiges Kind.

»Herrgott, zeig doch wenigstens ein bisschen Würde, und winsele mich nicht so an.«

»Ich habe keine Würde.« Ich wollte mich an dich schmiegen, aber du rücktest von mir ab. »Ich liebe dich.«

»Aber ich will dich nicht. Ich liebe Emma.«

Wie leicht dir das über die Lippen kam. Ich schnappte nach Luft, versuchte jedoch, ruhig zu bleiben. »Das weiß ich. Damit habe ich mich abgefunden.«

»Rose«, sagtest du entnervt und schobst mich noch weiter von dir fort. »Was muss ich denn noch tun, damit du begreifst, dass aus uns nichts wird?« Du legtest dich auf den Rücken und starrtest an die Decke. »Ich muss von hier fort, weg von Emma und der Macht, die sie über mich hat.«

»Ich will nicht, dass du darüber sprichst.«

»Wie lange willst du den Kopf denn noch in den Sand stecken? Ich habe dich nie belogen, du weißt, dass ich mich immer wieder mit ihr getroffen habe. Dass ich mit ihr geschlafen habe und sie mich danach jedes Mal weggeschickt hat. Dass sie mich immer wieder zu sich ruft, wenn sie sich mit ihrem Mann gestritten hat.«

Ich konnte kaum noch atmen. Genau wie du starrte ich an die Decke und fühlte mich von der Grausamkeit deiner Worte erschlagen.

»Wenn sie auf ihn sauer ist oder wütend wird, weil er zu lange arbeitet, schickt sie mir eine Nachricht. Sie weiß, dass ich sie immer noch begehre. Ich halte das nicht länger aus.«

Ich erinnerte mich an die Nacht nach der Séance. An den Geruch auf deiner Haut.

»Wo schläft ihr miteinander?« Warum ich das wissen wollte, war mir nicht klar,

dennoch war es für mich wichtig. Ich wollte mir die Szene vorstellen können.

»In ihrem Ehebett.«

»In ihrem Ehebett?« Ich stützte mich auf einen Ellbogen, denn ich wollte dein Gesicht sehen. »Du besuchst sie zu Hause?«

»Ja. Hinterher weint sie jedes Mal und sagt, es war ein Fehler und dass sie ihren Mann liebt. Dann schwört sie, dass es das letzte Mal war und sie nie mehr mit mir schlafen wird, ganz gleich, wie sehr ich sie anflehe. Ich ertrage es einfach nicht mehr, dieses ständige Warten, dass sie sich wieder meldet. Deshalb will ich fort, denn für dich und mich kann es keine Zukunft geben.«

Aber für dich gab es keinen Ort, wohin du hättest gehen können, und ich war nicht gewillt, dich einfach so ziehen zu lassen.

»Jason, ich bin schwanger. Wir werden ein Baby bekommen.« Ich beobachtete deine Miene und bemerkte deinen ungläubigen

Blick. Dann legte ich eine Hand auf meinen Bauch. »Du wirst Vater.«

Du dachtest, das sei nur ein Trick von mir, doch dann zeigte ich dir den Schwangerschaftstest. Du reagiertest auf eine Weise, mit der ich nicht gerechnet hatte, denn du fingst an zu weinen. Du nahmst mich in die Arme und brachst in Tränen aus. Mit beiden Händen betastetest du meinen Bauch, und ich spürte, wie heiß sie waren. Deine Lippen berührten meinen Hals und glitten zu der Kuhle über meinem Schlüsselbein. Auch dein Atem war heiß.

»Wir werden ein Kind bekommen«, sagtest du. Es klang wie ein Gebet, leise und andächtig. Mir schwindelte vor Erleichterung, und ich überließ mich deinen Armen. »Aber ich liebe dich nicht, Rose.«

Du klangst mitleidig und kläglich, als wäre deine mangelnde Liebe etwas, auf das du keinen Einfluss hast.

»Könntest du es denn?«, fragte ich kaum hörbar. »Könntest du mich lieben?« Es war ein Flehen, demütig und bar jeder Scham.

Du bliebst stumm. Schließlich sagtest du: »Ich werde unser Kind lieben, das schwöre ich dir.«

Du berührtest meinen Bauch, als wolltest du den Schwur damit unterstreichen. Da wusste ich, dass du das Baby wolltest. Aus tiefstem Herzen. Mehr, als du Emma wolltest.

Ich hätte sagen können, dass ich es nicht wollte, wenn du nur wegen des Babys bei mir bliebst, aber das wäre eine Lüge gewesen. Ich wollte dich, ganz gleich, was es kostete, auch wenn du mich nicht liebtest. Wenn ich dich mit einem Baby einerseits an mich binden und andererseits von Emma fernhalten konnte, dann genügte mir das. Ich würde dich schon noch dazu bringen, mich zu lieben. Und wenn nicht, würdest du wenigstens bei mir bleiben.

Ich nahm dich in die Arme, wiegte dich und dachte an unser Baby. Ich würde nicht zulassen, dass Emma dich mir fortnahm.

Du schliefst ein. Meine Gedanken blieben bei Emma, rankten sich um die Frau, die ich nicht kannte, bündelten sich zu bitterer Eifersucht, verwandelten sich in süß schmeckenden Hass. Sie war die Frau, die du vor mir gehabt hattest. Tränen stiegen mir in die Augen. Ich wiegte dich im Rhythmus deines Atems. Ein paar deiner goldenen Locken fielen über mein Handgelenk, und ich dachte an Samsons Kraft und dass ich mir, wie Delila, ein Messer wünschte, um dir deine Kraft zu rauben, damit du mich nie mehr verlassen könntest. Doch meine Waffe war subtiler. Sie lag tief versteckt in meinem Bauch.

23.

In den folgenden Monaten gingst du sehr behutsam mit mir um. Streit gab es zwischen uns nicht mehr, nur noch Schweigen. Ich dachte, wir wären auf dem Weg, eine normale Familie zu werden, so wie ich es mir immer erträumt hatte. Zum ersten Mal in meinem Leben lief alles so, wie ich es wollte. Das Kind, das ich unterm Herzen trug, war in Sicherheit, und niemand konnte ihm etwas anhaben.

Mich machte die Schwangerschaft glücklich. Glücklich und primitiv, wie eine Füchsin, die vor dem Werfen eine Höhle gräbt. Wunderbar weich und warm fühlte ich mich in meiner Höhle, doch sobald ich mit der Außenwelt in Berührung kam, wurde ich gereizt und bissig. Zu Hause igelte ich mich

auf dem Sofa ein und zog mir die Decke über. Ich mochte nicht mehr draußen sein, erst recht nicht, als die Nächte länger wurden und der Winter begann. Lieber blieb ich in der Wohnung, stellte die Heizung so heiß, wie es die alten Heizkörper schafften, und zog mehrere Pullover übereinander an.

Als ich im fünften Monat war, ließen wir eine Ultraschalluntersuchung machen. Ich spürte das kalte Gelee auf dem Bauch, während die Gynäkologin mit der Sonde darüberfuhr und auf dem Monitor ein grobkörniges Bild erschien.

»Ich mache noch ein, zwei Tests, und dann bekommen Sie das Ergebnis.«

Das Ultraschallgerät piepste. Wir starrten auf den Monitor. Ein verschwommenes helles Etwas regte sich in einem Meer aus schwarzen und weißen Flecken. Ich sah einen Arm, der sich hob, und ein tretendes Bein.

Du hattest dich in das Bild auf dem Monitor vertieft und hieltest dabei meine Hand.

Ich erkannte das Profil unseres Babys. Es drehte sich zu uns um, als wüsste es, dass wir es beobachteten. Ich hätte weinen können.

Die Ärztin führte die Sonde am Rücken des Babys entlang und maß die Länge der Wirbelsäule. »Alles prächtig. Die Wirbelsäule ist vollständig, Kopf und Herz sehen einwandfrei aus. Angesichts der Größe tippe ich auf ein Alter von einundzwanzig Wochen.«

»Die Geburt ist auf den zweiundzwanzigsten März datiert worden.«

»Möchten Sie das Geschlecht des Babys wissen?«

Ich wusste, dass es ein Junge war, so sicher, als hätte ich das Kind bereits entbunden. Du nicktest, denn du wolltest es aus berufenem Munde hören.

Konzentriert fuhr die Ärztin mit der Sonde über meinen Unterleib. Du sagtest: »Rose glaubt, dass es ein Junge wird.«

Sie lächelte. »Rose hat recht.«

Mein Herz jubelte vor Freude, und ich war atemlos vor Glück. Denn ich wünschte mir einen kleinen Jungen, der aussah wie du.

Eine zweite Rose zur Welt zu bringen, das wäre einfach zu schrecklich gewesen.

Die Hotelküche, die seit Jahren mein zweites Zuhause war, kam mir jetzt wie ein Käfig vor, und die Arbeit wurde mir immer mehr zur Last. Meine Hände mit den vernarbten Brandwunden zitterten, wenn ich Fett ausließ, und zuckten vor den Gasflammen zurück. Ich mied die spitzen Stahlecken der Tische und fürchtete mich vor den Messern, mit denen ich zuvor wie selbstverständlich hantiert hatte. Meine Schwangerschaft hatte mich verletzbar gemacht, und das Glück war etwas so Neues für mich, dass ich Angst

hatte, es könnte mir wieder gestohlen werden.

Für dich war es nicht leicht damals, das weiß ich, denn du saßest den ganzen Tag zu Hause herum. Ich fing an, mich um dich zu sorgen, denn du hattest aufgehört zu duschen, und dein Aussehen war dir gleichgültig geworden. Dein Handy lag ausgeschaltet in einer Schublade. Das hattest du mir zuliebe getan. Und für unseren Sohn.

Aber auch ich brachte Opfer. Um dich abzulenken, ging ich mit dir in die Eckkneipe und ertrug das Gegröle der Betrunkenen oder ins Kino, wo ich zusammenzuckte, wenn der Ton zu laut wurde und die haucharten Ohren unseres Babys angriff. Irgendwo hatte ich nämlich gelesen, dass ein Fötus Laute außerhalb des Mutterleibes wahrnehmen kann. Ich hatte Angst, der Lärm könnte bei unserem Sohn schlimme Träume auslösen, und wie sollte ich ihn dann trösten? Wenn die Namen der Mitwirkenden über die

Leinwand zogen und das Licht wieder anging, atmete ich jedes Mal auf. Deinetwegen sah ich mir all die Filme an, denn ich wollte nicht, dass du an Emma dachtest.

Und dennoch warst du dabei, mich zu verlassen. Nicht körperlich, sondern geistig zogst du dich in eine Welt zurück, die ich fürchtete. Es war die Welt, in der meine Mutter in ihren »wirren« Phasen gelebt hatte. Deine Stimme wurde tonlos, dein Blick stumpf. All das erinnerte mich an Mums Depressionen, die sie mir schließlich entrissen hatten.

Deshalb besorgte ich dir einen Job.

Der Küchenchef wusste, dass ein nobles französisches Restaurant namens Auberge einen Weinkellner suchte, doch dazu fehlten dir die notwendigen Fachkenntnisse. Ich log und behauptete, für die Stelle seist du bestens geeignet. Schließlich verfasste mein Chef dir ein Empfehlungsschreiben. Am Tag des Vorstellungsgesprächs gab ich dir Geld,

damit du dir etwas Ordentliches zum Anziehen kaufen konntest. Als du nach Hause kamst, warst du wie verwandelt, denn du trugst ein neues weißes Leinensakko zu einer beigefarbenen Hose und sahst beinah wie ein Franzose aus. Der Besitzer des Restaurants hatte dich eingestellt.

Seitdem du wusstest, dass ich schwanger war, hattest du nie mehr gesagt, du würdest mich verlassen, doch deine Liebe zu Emma stand wie eine gläserne Trennwand zwischen uns. Eines Tages klappte ich dein Portemonnaie auf und sah, dass ihr Foto noch immer da war. Mit haselnussbraunen Augen schaute sie mich an, und ihr blondes Haar glänzte wie die Sonne. Seit du den neuen Job hattest, kamst du spätnachts nach Hause, aber wenn ich deinen Schlüssel im Schloss hörte, blickte ich nicht auf die Uhr. Das Handy hattest du inzwischen wieder dabei, und wenn es sumnte, wusste ich, dass du eine SMS bekommen hattest, aber ich fragte

nie, von wem. Falls du mit Emma zusammen gewesen warst, wollte ich es nicht wissen. Ich trug dein Kind unterm Herzen.

Im Februar beschloss ich, aus der Kammer, in der ich Ritas Sachen aufbewahrte, ein Kinderzimmer zu machen. Zu der Zeit war ich hochschwanger, und es fiel mir schwer, mich zu bücken und die Kisten und Koffer zu heben. Trotzdem mistete ich gründlich aus und warf weg, was ich nicht haben wollte, denn ich wollte ganz neu anfangen und war bereit, die Vergangenheit loszulassen. Ich verschenkte die Lampe aus Ritas Wohnzimmer, ihren Fußschemel und das Nähkästchen, das ich sie nie hatte benutzen sehen. Dann rief ich in einem der Läden von der Wohlfahrt an. Kurz darauf kamen zwei freiwillige Helfer und sammelten Ritas restliche Möbel ein. Glücklicherweise beluden sie ihren Van mit der Walnussskommode und dem Schaukelstuhl aus Eichenholz. Ohne diese alten Möbel wirkte das Zimmer kahl

wie eine leere Leinwand. Es war nun ebenfalls bereit für den Neubeginn.

Am nächsten Tag betrat ich einen Laden, vor dem ich häufig gestanden und die viktorianisch anmutenden Schaukelpferde und mit winzigen Jacken bekleideten Teddybären im Schaufenster bewundert hatte. Ich umklammerte mein Portemonnaie, in dem das grobkörnige Ultraschallfoto steckte, und dachte an den winzigen Arm, der mir auf dem Monitor zugewinkt hatte. Die Erinnerung machte mir Mut, denn der Laden war so fein, dass er mich immer eingeschüchtert hatte. Die Glasschiebetüren glitten auf, und die kalte Luft aus der Klimaanlage schlug mir entgegen. Entschlossen wagte ich mich weiter vor und schlenderte mit sehnsüchtigem Blick durch die Kinderzimmer, von denen jedes individuell gestaltet war.

»Kann ich Ihnen helfen?« Aus der Gruppe müßig herumstehender Verkäuferinnen löste sich eine elegante Brünette und kam mit

beflissenem Lächeln auf den rosa Lippen auf mich zu.

»Ich sehe mich nur ein bisschen um.«

Sie blieb beharrlich. »An welche Farbe hatten Sie denn gedacht?«

»Blau. Definitiv blau.«

»Oh, dann wird es also ein Junge.« Sie streckte die Hand aus, als wollte sie meinen Bauch berühren. Ich wich zurück. »Dann werde ich Ihnen als Erstes unser Neuenglandzimmer zeigen. Ganz neu und entzückend.«

Ich folgte ihr. Trotz ihrer High Heels wiegte sie sich geschmeidig in den Hüften, und ihre Knöchel waren so schlank, dass sie unmöglich ein Kind ausgetragen haben konnte.

Das Zimmer, das sie mir zeigte, war perfekt. Es hatte cremefarbene Wände mit Zierleisten, auf denen himmelblaue Schwäne und Gänse abgebildet waren. Auch die Vorhänge waren himmelblau. Das Gitterbett

hatte eine rötliche Farbe, wie Ahornsirup. Ich berührte das Holz und spürte, wie solide es war.

»Ist das nicht zum Sterben schön? Das Holz ist aus Kirsche und kommt aus Amerika. Dazu passend haben wir einen Wickeltisch und eine Kommode im Sortiment.«

Ich drehte das Preisschild um. Es war handgeschrieben, in schwarzer Tinte. Die Summe belief sich auf über zweitausend Pfund. »Meine Güte!«, sagte ich erschrocken.

»Sicher, es ist nicht gerade preiswert, aber diese Möbel halten mehrere Generationen aus. Die werden Sie noch für Ihre Enkel verwenden können. Solche Dinge werden vererbt.«

Ich trat zurück. Ganz vernarrt war ich in das kleine Bett aus Kirsche und die winzigen himmelblauen Gänse und Schwäne, aber ich hatte nicht mal zweitausend Pence auf der

Bank, geschweige denn zweitausend Pfund. Schäbig und ärmlich kam ich mir vor und verspürte auf einmal großes Mitleid mit dem kleinen Wurm in meinem Bauch.

»Sie könnten es abbezahlen«, schlug die Verkäuferin mit gesenkter Stimme vor, »in monatlichen Raten.«

Als du nach Hause kamst, küsste ich dich und zog dich so dicht an mich, wie mein vorstehender Bauch es zuließ. »Ich habe eine Überraschung für dich«, sagte ich, stellte mich auf die Zehenspitzen und küsste die zarte Stelle hinter deinem Ohr.

»Ach ja?« Deine Hände glitten unter meine Bluse zu meinen geschwollenen Brüsten. Du küsstest meinen Hals.

»Das meine ich nicht.« Ich nahm deine Hand und führte dich über den Flur. »Es ist etwas viel Schöneres. Bist du so weit?«

Ich umfasste den Türgriff, bis ich es nicht mehr aushielt und die Tür mit einer ausholenden Geste aufstieß. Die kleine Kammer

wurde von dem rötlichen Bettchen dominiert, für das ich auch noch himmelblaues Bettzeug erstanden hatte. An dem kleinen Fenster hingen die himmelblauen Vorhänge, die ein wenig zu lang waren. Neben dem Bettchen stand für mich ein Schaukelstuhl, in dem ich das Baby stillen wollte; er war ebenfalls aus Kirsche. An einem weißen Ständer hingen an mit Baumwolle bezogenen Kleiderbügeln weiße Strampelanzüge, und auf dem Kissen saß ein Plüschbär mit blauer Weste. Der Kinderwagen stand in der Mitte der Kammer. Er stammte aus demselben Laden und war mit kariertem Burberrystoff bezogen. Ich berührte den Wagen und stellte mir vor, wie ich ihn durch die Straßen schob.

Du schwiegst bei dem Anblick. Nach einer Weile sagtest du mit einer Stimme, die aus der Ferne zu kommen schien: »Sag mal, bist du noch bei Trost?«

Es war wie eine Ohrfeige.

»So was können wir uns doch gar nicht leisten. Womit hast du das bezahlt?«

»Wir können es abbezahlen«, antwortete ich mit zittriger Stimme. »Monatlich, über vier Jahre.«

»Vier Jahre? Rose, das ist eine Ewigkeit. Wie teuer war das?«

Ich rundete die Summe ab. »Zweitausend Pfund.«

»Du machst wohl Witze? Hast du schon mal daran gedacht, dass du in ein paar Wochen aufhörst zu arbeiten? Hast du vergessen, wie unsicher der Restaurantbetrieb jetzt nach Weihnachten ist? Zweitausend Pfund, Rose! Das sind drei Monatsmieten.«

»Jason«, flehte ich. »Es ist doch für das Baby. Ich möchte, dass es nur das Beste bekommt.«

»Spinnst du? Meinst du, das Baby interessiert sich für diesen Kram hier?« Mit einer wegwerfenden Geste umfasstest du das Zimmer und machtest all die Mühe, die ich

investiert hatte, damit zunichte. »Das Baby wäre selbst in einem Reisebett glücklich. Hauptsache ist doch, dass es geliebt wird.«

Mit einem Mal betrachtete ich den wunderschönen Raum mit neuen Augen und stellte fest, dass er geradezu grotesk war.

»Es tut mir leid, Jason.«

Ich legte eine Hand auf deinen Arm. Du stießest mich fort. Ich taumelte zurück und griff haltsuchend nach dem Kinderwagen, doch meine Hand rutschte ab, und ich ging zu Boden.

»Du denkst einfach nie nach, Rose. Immer dreht sich alles nur um dich und das, was du dir wünschst.«

Plötzlich fuhr ein stechender Schmerz durch meinen Unterleib. Ich rang nach Luft und hielt mir den Bauch.

»Die Mitleidstour zieht nicht, Rose. Ich gehe aus.«

Wieder durchzuckte mich der Schmerz. Ich krümmte mich und hielt mich an dem Kinderwagen fest.

»Hör auf mit dem Getue.«

Der Schmerz war schlimmer als die Krämpfe, die ich von meinen Perioden kannte. Er beherrschte meinen Bauch, und ich war unfähig, mich aufzurichten.

»Jason, hilf mir.«

»Nein, Rose, du willst ja nur, dass ich bleibe.«

Ich lag auf dem Boden und kniff die Augen zusammen, denn der Schmerz war unerträglich. Als Nächstes hörte ich, wie die Wohnungstür zuschlug.

24.

Cate fuhr die Coronation Road entlang und parkte ganz am Ende der Sackgasse. Sie wollte nicht, dass Mr Wilks beobachtete, wie sie ihre Unterlagen zusammensuchte, Lipgloss auflegte und sich die Wimpern tuschte, also all das tat, was sie bei ihrem hastigen Aufbruch vergessen hatte. Amelias Knöchel war inzwischen bandagiert, und alle vier Stunden brauchte sie ein Schmerzmittel. In der Nacht hatte sie bei Cate geschlafen und im Traum gewimmert. Wenn Cate ihre Tochter ansah, übermannten sie die üblichen Schuldgefühle. Doch diesmal kam noch hinzu, dass sie nicht dabei gewesen war, als Amelia vom Klettergerüst gefallen war.

Sie hatte Amelia bei Julie abgegeben, mit samt den Schmerzmitteln und dem

Versprechen, am Abend rechtzeitig zurückzukommen. Julie gegenüber war sie höflich, aber kühl gewesen, denn sie wurde das Gefühl nicht los, dass der Unfall nicht passiert wäre, wenn die Kinderfrau besser auf Amelia geachtet hätte.

Im Grunde wollte sie nicht einmal in der Coronation Road im Wagen sitzen und sich schminken, sondern zu Hause sein, sich mit ihrer Tochter aufs Sofa kuscheln und den verlorenen Schlaf nachholen. Im Rückspiegel betrachtete sie ihre verquollenen Augen und fuhr sich durch die Haare, in dem vergeblichen Versuch, einen halbwegs passablen Eindruck zu machen.

Eigentlich hasste Cate Hausbesuche, denn da war sie auf fremdem Territorium und deshalb im Nachteil. Einmal hatte sie den Vater eines Inhaftierten besucht, um zu prüfen, ob er seinem Sohn nach der Entlassung ein angemessenes Zuhause bieten konnte. Der Mann hatte sie tätlich angegriffen. Zwar war

ihr das nur ein einziges Mal passiert, aber das Unbehagen blieb. Sie erinnerte sich an den Tag, als sie die fremde Wohnung betreten hatte, an die aggressive Haltung des Vaters, wie sie versucht hatte, den Rückzug anzutreten, und der Mann auf sie zusprang und sie gegen die Wand drückte. Erst als er die Faust hob, setzte ihr Adrenalin ein. Sie stieß ihn fort, rannte zur Tür und hörte als Letztes, wie seine Faust in ohnmächtiger Wut gegen die Wand donnerte. Im Auto hatte Cate kurz und heftig geweint. Danach war sie zurück in ihr Büro gefahren.

Dazu wird es heute nicht kommen, redete sie sich gut zu. Wahrscheinlich begegnete sie gleich nur einem einsamen Ehemann, der sich nichts sehnlicher wünschte, als seine Frau wieder bei sich zu haben.

Die Coronation Road zog sich in einem Bogen durch das Stadtzentrum. Die Häuser stammten aus den Siebzigerjahren und waren in Mietwohnungen unterteilt worden.

Viele Studenten wohnten in dieser Gegend, die Vorgärten waren zumeist ungepflegt. Die Wohnung Nummer 38B erreichte man über einen Nebeneingang. Auf dem Weg bemerkte Cate ein Männergesicht, das an einem der oberen Fenster zurückzuckte. Er hatte nach ihr Ausschau gehalten. Sie drückte auf die Klingel.

Ein hochgewachsener Mann öffnete ihr die Tür. Cate schätzte ihn auf einen Meter fünfundachtzig. Er war schlank und wahrscheinlich Mitte dreißig. Gut aussehend, mit hohen Wangenknochen, das dichte rotblonde Haar hing ihm in die Augen. Dass dieser attraktive Mann Rose Wilks geheiratet hatte, wollte ihr kaum in den Sinn.

»Mr Wilks? Mein Name ist Cate Austin. Ich komme von der Bewährungshilfe.«

Einen Moment lang musterte er sie von Kopf bis Fuß. Dann öffnete er die Tür ein Stück weiter und ließ sie eintreten. Cate

blickte in einen engen Flur und bemerkte die Werbepost auf dem Läufer.

»Es ist ein bisschen unordentlich.« Er betrachtete die Briefe, als wären sie ihm gerade erst aufgefallen und hätten nichts mit ihm zu tun. Als wohnte er in einem fremden Haus. Dann führte er Cate die Treppe hoch, zögernd oder widerwillig.

In der Diele lag eine Jeansjacke auf einem Stuhl. Das Telefon stand auf einem Berg Telefonbücher. Hinter den Heizkörper waren Mülltüten gestopft.

»Mein Name ist übrigens Clark, nicht Wilks«, sagte er über die Schulter. »Rose und ich sind nicht verheiratet.«

Das hatte die Gefangene ihr gar nicht gesagt.

Er betrat ein zur Straße gelegenes kleines Wohnzimmer. Cate folgte ihm. Ihr Blick wanderte über das dreisitzige Sofa mit dem Bezug aus beigefarbener Chenille und den Kissen mit den Fransen. Dann weiter zu

einem steifen Sessel und dem Fernseher in der Ecke, aus dem das belanglose Geplapper einer Seifenoper tönte. Die Möbel sahen aus wie aus den Fünfzigerjahren. Überall stand irgendein Krimskrams oder lagen Papiere herum.

Jason Clark schien sich unwohl zu fühlen, als wäre er in eine Unterhaltung geplatzt und versuche, das Thema zu ergründen. »Möchten Sie etwas trinken? Einen Kaffee vielleicht?«

»Gern.«

Sonst lehnte sie bei ihren Hausbesuchen derlei Angebote ab, diesmal jedoch nicht. Diesmal wollte sie einen Moment lang alleine bleiben und den Raum auf sich wirken lassen. Cate setzte sich auf das Sofa, das unter ihrem Gewicht nachgab. Sie spürte die Federn unter sich.

Auf der Fensterbank standen Fotos und Postkarten. Einige andere waren auf den Teppich gefallen. Der Fernseher lief noch

immer. Ihr Blick fiel auf die CDs, die auf dem Boden verteilt lagen, glitt über die gestapelten Tageszeitungen und blieb an einer leeren Pizzaschachtel hängen. Alles Zeichen eines allein lebenden Mannes, der nicht gelernt hatte, Ordnung zu schaffen. Auf den wenigen freien Stellen des Sofats waren Ränder von Tassen und Gläsern zu erkennen. In der Mitte standen eine ungeöffnete Dose Bier und ein Aschenbecher voller Kippen. Daneben lag ein Handy. Auf dem Sofa entdeckte sie einen Karton Papiertaschentücher und einen Berg ungeöffneter brauner Briefumschläge, vermutlich Rechnungen.

Jason Clark ließ sich Zeit, doch die Küche befand sich gleich hinter der dünnen Wand, und Cate hörte eine Schranktür zuschlagen. Dann wurde der Kühlschrank geöffnet und wieder geschlossen. Als Roses Lebensgefährtin zurückkehrte, stellte er einen Becher Kaffee vor Cate auf den Tisch und setzte sich ans andere Ende des Sofas. Sie selbst hatte

er nichts zu trinken mitgebracht. Er zog eine Zigarette aus dem Päckchen Silk Cut und steckte sie sich an. Seine Brust hob und senkte sich. Er stützte die Ellbogen auf die Knie und sog an seiner Zigarette.

»Ich hatte es Ihnen ja schon geschrieben«, begann Cate. »Es geht um das Bewährungsgutachten für Ihre Frau ... Verzeihung ... Ihre Partnerin.«

»Das weiß ich schon von Rose.«

»Bisher habe ich mich zweimal mit Rose unterhalten. Unsere Gespräche bilden die Grundlage für meinen Bericht. Aber darüber hinaus kommt es auf Ihre Aussage an.«

»Wozu soll die gut sein?«

Cate antwortete mit Bedacht. »Mitunter hat jemand gemischte Gefühle, was die Freilassung seines Partners angeht. Immerhin ist Rose schon seit mehreren Jahren im Gefängnis. Ihre Freilassung würde für Sie beide eine Umstellung bedeuten.«

Er knabberte an einem Fingernagel. Als es ihm bewusst wurde, hörte er auf. »An so was bin ich gewöhnt.«

»Aber dass Rose im Gefängnis ist, muss Ihr Leben doch beeinträchtigt haben.«

»Ich wusste schon vorher, wie beschissen das Leben ist. Dass sie ins Gefängnis kam, war nur noch ein weiterer Beweis.«

»Und dennoch ist es nicht einfach, oder?«

»Ich besuche sie ja jeden Monat, schicke ihr Postkarten und so. Ich tu, was sich gehört.« Es klang, als rechtfertige er sich.

Cate trank einen Schluck Kaffee. Er war zu stark, und der Zigarettenrauch ließ sie schwindeln.

»Rose sagt, dass Sie Maurer sind.«

»Vorübergehend. Normalerweise arbeite ich in der Gastronomie, aber zurzeit ist da nicht viel los. Die Leute haben kein Geld, um auswärts essen zu gehen.«

Cate trank den nächsten Schluck. Nur um das Eis zu brechen, hatte sie ihm ein, zwei

Fragen gestellt, auf die sie die Antworten bereits kannte. Abgesehen davon erfährt niemand gern, dass ein Fremder Dinge über ihn weiß. So etwas macht die Menschen nervös. »Seit wann kennen Sie Rose?«

Jason runzelte die Stirn. »Seit knapp fünf Jahren.«

»Und Sie haben sich kennengelernt, als Sie beide im Grand gearbeitet haben?«

»Was ist das hier? Ein Frage-und-Antwort-Spiel?«

»Ich will nur sichergehen, dass meine Angaben stimmen.«

»Na, das ist ja mal was Neues! Sonst ist euch das doch immer egal. Aber bitte: Ja, ich habe da in der Bar gearbeitet und Rose in der Küche. Dann bin ich entlassen worden und bei Rose eingezogen.« Er drückte den Zigarettenstummel im Aschenbecher aus.

Cate mahnte sich zur Vorsicht. Jason Clark wirkte zornig. Er wollte nicht ausgefragt werden, aber das konnte sie ihm nun mal nicht

ersparen. »Und dann wurde Rose schwanger.«

»Richtig. Da waren wir seit ein paar Monaten zusammen.«

»Das muss sehr belastend gewesen sein«, wagte Cate sich weiter vor. »So früh in Ihrer Beziehung schon eine Schwangerschaft.«

»Irrtum, wir waren übergücklich. Klar ist es ein bisschen schnell gegangen, aber sie wollte das Kind. Wir wollten es beide.« Seine Augen wurden feucht. Er wischte sich eine Träne fort.

»Ich bedaure Ihren Verlust sehr.«

Jason schaute sie an, und sie erkannte Trauer in seinen Augen. »Alles wäre anders gekommen, wenn unser Junge nicht gestorben wäre.«

Als wäre ihm plötzlich alles zu eng, sprang Jason auf. Mit ein paar Schritten war er am Fenster, nahm ein Foto im Silberrahmen von der Fensterbank und reichte es Cate. »Als

das hier aufgenommen wurde, war Joel gerade mal zwei Tage alt.«

Das Foto zeigte ein winziges Baby in einem Brutkasten. An seiner Brust war ein Schlauch befestigt. Auch Rose war auf dem Foto zu sehen. Sie beugte sich über das Baby und lächelte verkrampft. Sie sah jünger aus und hübscher, trotz der dunklen Ränder unter den Augen. Ihr langes, dunkles Haar fiel auf die Bettdecke. Cate reichte Jason das Foto zurück.

Er betrachtete das Bild seines Sohns und wirkte gequält. Cate kannte den Drang, das eigene Kind zu beschützen, und wusste, wie stark er war. Nun hatte sie einen Mann vor sich, der dabei gescheitert war. Er war nicht anders als sie, denn das, was sie in seinem Gesicht las, hatte sie selbst gespürt, als sie nach Amelias Unfall ins Krankenhaus gerast war. Aber Amelia ging es gut, wohingegen das Kind dieses Mannes gestorben war.

»Wie war Ihre Beziehung zu Emma Hatcher? Ich hoffe, die Frage macht Ihnen nichts aus.«

Er zuckte zusammen und ließ sich schwer auf das Sofa fallen, das Foto noch immer in der Hand. Mit der anderen öffnete er die Bierdose und nahm einen großen Schluck.

»Mit der Frau habe ich nichts mehr zu tun.«

»Emma und Rose waren Freundinnen. Fanden Sie es nicht seltsam, dass sich Ihre Exfrau und Ihre neue Partnerin angefreundet haben?«

Ein angewidelter Ausdruck trat in sein Gesicht. »Was soll das? Warum müsst ihr immer so tun, als wäre daran was Anrüchiges. Es war purer Zufall, dass Emma und Rose im selben Krankenhaus lagen. Ich wusste nicht mal, dass die beiden sich kennengelernt haben. Erst am Schluss habe ich es erfahren.«

»Also hat Rose es vor Ihnen geheim gehalten.«

Er trank das Bier aus und rieb über seinen Schenkel, als hätte er einen hartnäckigen Fleck auf der Jeans. »Ich nehme an, sie wollte mich nicht aufregen. Als ich Rose kennenlernte, war ich noch nicht über Emma hinweg. Sie hatte mich wegen eines Lehrers an der Schule verlassen, an der sie gearbeitet hatte. Das hat mich damals ziemlich fertiggemacht.«

»Sie sprechen von Dominic Hatcher, ja?«

»Ja. Von einem Drecksack, der genau gewusst hat, dass sie verheiratet war. Hat ihn aber nicht abgehalten. Anfangs wusste Rose nicht mal, dass die Emma aus dem Krankenhaus dieselbe Emma war, die ich geheiratet hatte. Das hat sie erst viel später herausgefunden.«

»Glauben Sie das tatsächlich?«

»Natürlich. Rose lügt nicht.« Sein Gesicht rötete sich. »Ebenso wenig wie ich.«

»Na schön, aber irgendwann hatte Rose begriffen, dass ihre neue Freundin Ihre Ex-frau war, richtig?«

Die Frage schien ihn aus dem Konzept zu bringen. »Irgendwann schon, aber ich weiß nicht, wann. Als sie Emma näher kennenlernte, wahrscheinlich. Aber nicht von Anfang an. Emma hatte sich optisch verändert. Außerdem hatte sie wieder geheiratet und einen neuen Nachnamen, den Rose nicht kannte.«

»Würden Sie sagen, dass Rose zur Eifersucht neigt?«

»Was hat denn das mit Ihrem Bericht zu tun?«

»Um den Fall richtig einschätzen zu können, muss ich mir ein umfassendes Bild machen. Ich muss wissen, ob Rose nach ihrer Freilassung für Emma eine Gefahr bedeuten könnte.«

»Rose würde Emma niemals schaden.«

»Trotzdem muss ich das Risiko abwägen.«

»Rose hat das Feuer nicht vorsätzlich gelegt.«

»Die Geschworenen waren anderer Meinung. Dennoch ist Rose nachts in das Haus der Familie Hatcher eingedrungen. Sie ist in Lukes Zimmer gegangen und hat ihn dort offenbar gestillt. Und das Feuer wurde durch ihre Zigarette ausgelöst.«

Jason nagte an seiner Lippe und starrte auf das Zigarettenspäckchen auf dem Tisch. »Es war ein unglücklicher Zufall.« Wieder begann er, an seinem Fingernagel zu knabbern. »Rose war ein wenig besessen. Aber das hatte nichts mit Emma zu tun, sondern mit Luke. Er und unser Junge kamen zur gleichen Zeit auf die Welt.«

Er legte das gerahmte Foto auf den Tisch, strich darüber und schob es fort. »Rose ist mit Emma in Verbindung geblieben, weil Joel so alt wie Luke gewesen wäre, hätte er noch gelebt. Wahrscheinlich dachte sie, Emma ahnte, was sie durchmachte.«

»Wussten Sie, was Rose durchgemacht hat?«, erkundigte Cate sich leise.

Er hob die Hände. Die Hand, die auf seinem Schenkel gelegen hatte, hinterließ einen feuchten Schweißabdruck. »Klar hab ich das gewusst. Es hat mich ja selbst fast umgebracht. Aber Frauen reden bekanntlich mehr über so was.«

»Ist es Ihnen schwergefallen, mit Rose darüber zu reden?«

»Das habe ich nicht gesagt. Aber Rose hat den Jungen neun Monate lang in sich gespürt, ich nicht. Ich habe ihn nur abends für ein paar Minuten auf der Intensivstation gesehen. Sein Tod hat mir das Herz gebrochen, aber für Rose war es noch schlimmer.«

Offenbar versuchte er Haltung zu bewahren, doch seine Augen waren feucht, die Hände ineinandergekrallt und die Schultern verspannt, als würde er jeden Moment in

Tränen ausbrechen oder aufspringen und mit der Faust gegen die Wand schlagen.

»Kommen wir noch mal auf Emma zurück.«

»Herrgott noch mal, das ist doch ...«

Cate unterbrach ihn. »Wo haben Sie sich kennengelernt?«

Jason stand auf und verließ den Raum. Cate hörte ihn nebenan rumoren. Eine Schranktür wurde geöffnet und wieder zugeknallt. Als er zurückkehrte, hatte er die nächste Dose Bier in der Hand und trank einen großen Schluck.

»Ich war fünfundzwanzig, als ich sie kennengelernt habe. Damals arbeitete ich im Café der Kunsthochschule von Newcastle. Emma war schon im letzten Studienjahr. Sie fiel mir auf, weil sie immer rote Limonade mit Wodka trank. Es war das ekelhafteste Getränk, das ich mir vorstellen konnte.«

Aber warmes Bier um zehn Uhr morgens ist in Ordnung?, fragte sich Cate. »Wie ging es dann weiter?«

»Sie kam oft nach dem Unterricht vorbei, in ihrem Ballettdress. Die meisten Studenten hielten sich für was Besseres und behandelten die Angestellten wie Dreck. Emma nicht.«

»Sie war also anders.«

»Zumindest machte sie den Eindruck. Eines Abends kamen wir ins Gespräch und so weiter.«

»Was und so weiter?«

Er seufzte und wirkte aufgewühlt. »Na, was schon? Wir waren jung. Im Handumdrehen wurde daraus was Ernstes. Wir waren kopflos und haben spontan geheiratet. Auf dem Standesamt, ohne Familie, nur mit ein paar Freunden.«

»Und dann?«

»Mann, sind Sie hartnäckig. Nach dem Studium bekam sie eine Stelle als

Ballettlehrerin in einem Internat außerhalb von Ipswich. Ich kannte die Stadt nicht mal dem Namen nach, aber ich hatte nichts gegen einen Umzug. Ich finde überall Arbeit. Hätte ich gewusst, was danach passieren würde, hätte ich allerdings niemals eingewilligt.«

»Worauf beziehen Sie sich? Darauf, dass Emma Dominic Hatcher begegnet ist?«

»Genau. Einem Typen, der sich an verheiratete Frauen ranmacht. Ein Schwein, das die Finger nicht bei sich behalten kann. Er war der stellvertretende Direktor des Internats. Ging alles ganz schnell. Ich habe versucht, ihn ihr auszureden, aber Emma sagte, sie sei ›verrückt nach ihm‹. Genau so hat sie es ausgedrückt.«

»Das muss sehr verletzend für Sie gewesen sein.«

»Logisch, aber das war ihr egal. Angeblich kam sie nicht dagegen an. Sie ist sofort zu ihm gezogen. Das ist Emma, wie sie leibt und

lebt. Handelt, ohne nachzudenken. Auch die Scheidung ging ruckzuck über die Bühne. Sie nahm alle Schuld auf sich. Sechs Monate später waren wir geschieden. Kurz darauf hat sie ihn dann geheiratet. Und es bereut.«

»Inwiefern?«

Jason trank sein Bier aus und knallte die Dose auf den Tisch. »Ach, nichts.«

»Wann haben Sie Rose kennengelernt?«

»Als Emma mich gerade verlassen hatte. Einige würden sicher sagen, ich hätte nur einen Ersatz gesucht, aber Rose und ich sind zusammengeblieben. Anders als Emma und ich. Und Emma ist bei Hatcher geblieben, aber das habe ich erst bei der Gerichtsverhandlung erfahren.« Er hielt inne. »Sie sah schrecklich aus, konnte kaum gehen. Wahrscheinlich stand sie unter Beruhigungsmitteln. Wir haben kein Wort miteinander gewechselt.«

Cate nickte. »Das muss für Sie beide sehr schwierig gewesen sein. Opfer und Zeugen

der Verteidigung sollten nicht zusammen vor dem Gerichtssaal warten müssen. Das ist grausam.« Mitten im Satz wurde ihr bewusst, dass sie Jason im Geiste als Mitwisser einstufte. Er war der Lebensgefährte von Rose. Hätte er nicht wenigstens ahnen müssen, was sie vorgehabt hatte?

»Also gut, Sie haben Rose kennengelernt, als Sie und Emma sich getrennt hatten. Warum haben Sie Rose nach Ihrer Scheidung nicht geheiratet?« Die Frage ging ein wenig zu weit, aber die Antwort konnte aufschlussreich sein.

»Ein gebranntes Kind scheut das Feuer, könnte man sagen. Aber genau genommen habe ich darin keinen Sinn gesehen. Ein Ehering ist keine Garantie für die Dauer einer Beziehung, das hatte ich gerade erst auf die harte Tour gelernt. Ab und zu hat Rose vom Heiraten gesprochen, aber es schien ihr nicht wichtig zu sein. Immerhin bin ich bei

ihr geblieben. Wir brauchten keinen offiziellen Segen.«

Cate fragte sich, ob Rose in dem Punkt tatsächlich so gleichgültig gewesen war. Oder ob sie Emma womöglich verfolgt hatte, gerade weil diese mit Jason verheiratet gewesen war und es keineswegs nur um Luke gegangen war. Aber sie wollte Jason nicht noch mehr in die Enge treiben, schließlich war es ihr erstes Gespräch. Abgesehen davon war ihr der Mann nicht ganz geheuer, und sie fürchtete sich vor seiner Reaktion. Deshalb entschied sie, ein neues Thema anzuschneiden. »Wie kommt Rose Ihrer Meinung nach im Gefängnis zurecht?«

»Ganz gut. Jedenfalls besser, als ich es täte.«

»Hat Sie das überrascht?«

»Rose hat mich schon immer überrascht.« Er gestattete sich ein kleines Lächeln, das so etwas wie Stolz verriet. Dann sah er Cate

direkt an und fragte: »Gefällt Ihnen die Arbeit im Gefängnis?«

Für einen Moment geriet Cate aus dem Takt. Dann fing sie sich wieder. »Ich habe dort erst vor Kurzem angefangen.« Hastig setzte sie hinzu: »Aber ich bin sicher, dass es mir gefallen wird.«

»Sie kommen mir nicht wie eine typische Bewährungshelferin vor.« Sein Blick wurde prüfend. Cate spürte, dass sie rot wurde. Er neigte sich zu ihr, und sie roch seinen Bieratem. »Was hält denn Ihr Mann von Ihrem Job?«

Unwillkürlich schaute Cate auf den Ringfinger ihrer linken Hand, an dem nie ein Ehering gesteckt hatte. »Um mich geht es hier nicht.«

»Typisch!«, brach es aus Jason hervor. »Ihr dürft immer alles fragen. Ihr dürft die Finger in jede Wunde stecken ...« Er verstummte und kniff die Lippen zusammen.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich sage jetzt gar nichts mehr. Sie würden es ja doch nicht verstehen.«

»Was würde ich nicht verstehen, Jason?«

»Sie wollen alles wissen, obwohl es nichts mehr ändert. Sie machen keinen der Jungen wieder lebendig und haben keine Ahnung, wie es ist, wenn man ...«

»Doch, das habe ich. Ein Kind zu verlieren ist der größte Schmerz, den ein Elternteil erleiden kann.«

»Rose wird nie mehr eins bekommen, aber das wissen Sie ja sicherlich.«

»Nein, das wusste ich nicht.«

»Sie kann keine Kinder mehr kriegen. Irgendwas ist bei der Geburt schiefgelaufen. Schon vor Joels Tod wussten wir, dass wir kein zweites Baby bekommen würden. Deshalb hat sie sich ja auch so an Luke geklammert.«

»Das tut mir leid. Auch das muss sehr hart gewesen sein.«

»Ach, hören Sie doch auf, Ihnen ist das doch sowieso scheißegal.« Er rutschte näher und ballte die Hände zu Fäusten.

Ich muss gehen, schoss es Cate durch den Kopf. *Ich muss so schnell wie möglich hier raus*. Eilig stand sie auf und griff nach ihrer Aktentasche. Dabei stieß sie gegen den Tisch. Der halb volle Becher Kaffee kippte um.

Mit brennenden Wangen sah sie zu, wie Jason auf die Knie ging und den verschütteten Kaffee mit Papiertaschentüchern vom Teppich tupfte.

»Auch das noch«, murmelte er. »Was für eine Schweinerei.«

Dann sackte er in sich zusammen, schluchzte auf und schlug die Hände vors Gesicht. »Sehen Sie doch nur, was Sie angerichtet haben«, stieß er hervor. »Das ist alles Ihre Schuld.«

Selbst als Cate wieder in ihrem Büro war, hatte sie sich noch nicht gefangen und starrte blicklos auf den leeren Bildschirm. Sie hätte längst mit dem Gutachten beginnen sollen, fühlte sich jedoch außerstande. Immer wieder kehrten ihre Gedanken zu dem Besuch bei Jason Clark zurück. Im Geist sah sie sein zorniges Gesicht, dann ihren abrupten Aufbruch und den Kaffee, der sich über den Teppich ergoss. Jason, der auf dem Boden hockte, die Hände vors Gesicht geschlagen.

Er hatte an ihren Fragen Anstoß genommen, war von Anfang an defensiv gewesen. Wenn er vom Tod seines Sohns gesprochen hatte, war er den Tränen nahe gewesen. Auch als sie ihn über seine Ehe ausgefragt

hatte, glänzten Tränen in seinen Augen. Jason Clark war verletzt und aufgebracht. Doch er war bei Rose geblieben. Nicht ein einziges Mal hatte er sich abfällig über sie geäußert und schien auch nicht zu glauben, dass sie Emma verfolgt hatte. Aber wie konnte er Rose den Tod des kleinen Luke verzeihen haben? Oder sogar so tun, als hätte sie sich nicht das Geringste zuschulden kommen lassen? Er wusste doch, dass Rose in das Haus der Hatchers eingedrungen war und den Brand verursacht hatte.

Cates Gedanken wanderten zu Rose, die nie mehr ein Kind bekommen würde. Sie versuchte sich auszumalen, wie sie sich an ihrer Stelle fühlen würde, und ihr Magen zog sich unwillkürlich zusammen. Die Erkenntnis dürfte auch für Jason nicht einfach gewesen sein, und doch war noch etwas anderes an seinem Verhalten gewesen, irgendetwas, das sie hatte aufmerken lassen. Er verbarg etwas, dessen war sie sich so gut wie

sicher. Dass sie den Kaffee verschüttet hatte, war ihr peinlich, aber warum hatte er darauf so heftig und emotional reagiert?



In drei Wochen würde die Bewährungskommission tagen. Cate musste das Gutachten schleunigst in Angriff nehmen. Aber vorher wollte sie noch einmal mit Jason sprechen.

Sie zog ihr Telefon zu sich heran und wählte die Nummer seines Handys. Er meldete sich nicht. Irgendwann sprang die Mailbox an.

»Mr Clark? Hier ist Cate Austin. Es tut mir leid, dass unser Gespräch so unschön ausgegangen ist. Könnten wir uns vielleicht noch einmal treffen? Wenn es Ihnen recht ist, komme ich am Montagmorgen um zehn Uhr noch mal bei Ihnen vorbei. Wenn ich nichts mehr von Ihnen höre, gehe ich davon aus, dass Ihnen dieser Termin passt.«

Sie legte den Hörer auf, der von ihrer schweißnassen Hand feucht geworden war. Ruhelos trommelte sie auf die Schreibplatte. Dann rief sie im Flügel D des Gefängnisses an.

Nach nur einmaligem Klingeln meldete sich eine unfreundliche Stimme. »Ja?«

»Cate Austin hier, Bewährungsdienst. Könnte ich kurz vorbeikommen und die Gefängnisakte von Rose einsehen?«

Eine Pause entstand. »Sie meinen die Akte Wilks. Hier werden keine Vornamen benutzt.«

Cate seufzte und ärgerte sich über die Belehrung. »In ein paar Minuten bin ich da.«

Aber am anderen Ende war bereits aufgelegt worden.

Um ins Innere des Gefängnisses zu gelangen, musste Cate sich wieder zig Türen aufsperrn lassen, die geräuschvoll hinter ihr zugeschlagen wurden. Sie überquerte

mehrere düstere Flure, die sie tiefer und tiefer in das Hauptgebäude führten. Dann hatte sie den Trakt erreicht, den Dave Callahan als »Käfig« bezeichnete. Cate lief an den Zellenreihen entlang, die sich übereinandertürmten und einen offenen quadratischen Platz umschlossen. Es war der Ort, an dem die Gefangenen zusammenkamen, um einander zu quälen, zu bestechen, zu hänseln oder zu tratschen. Inmitten dieses Treffpunkts stand ein Billardtisch, nicht weit davon entfernt ein riesengroßer Fernseher, auf dem eine Vormittagssendung lief, so laut aufgedreht, dass es Cate in den Ohren schmerzte.

Verwundert registrierte sie die vielen Frauen, die vor dem Apparat hockten, und warf einen Blick auf ihre Uhr. Es war Punkt zwölf. Demnach war der Unterricht vom Vormittag beendet, und es war kurz vor dem Mittagessen. Zwei Frauen spielten Billard. Das hatte Cate zuletzt am College getan und

nie gemocht. Einige Frauen verfolgten das Spiel. Eine von ihnen fläzte sich auf einem Stuhl, eine andere hatte sich an ihrer Seite auf ein Knie niedergelassen. Die Frau auf dem Stuhl zog genüsslich an einer Zigarette. Dann beugte sie sich vor, legte ihre Lippen auf die ihrer Mitgefangenen und blies ihr den Rauch in den geöffneten Mund. Es war eine verstörend sinnliche Geste. Cate hatte noch nie zwei Frauen dabei beobachtet.

Eine drahtige Frau mit wasserstoffblondem Haar beugte sich mit ihrem Queue über den Tisch und machte sich bereit, den Ball anzustoßen. Als Cate den Platz überquerte, grinste die Frau sie an.

»Na, Lust auf ein Spielchen?«

Die anderen kicherten.

Davon angestachelt, richtete die Spielerin sich auf und hielt Cate das Queue hin. »Sie sehen aus, als könnten Sie einen Stoß vertragen. Falls Sie überhaupt wissen, wie man einlocht.«

»Noch ein Wort in dieser Richtung, und Sie kassieren einen Vermerk in Ihrer Gefängnisakte«, erwiderte Cate und versuchte ihre Nervosität zu bezwingen.

Mit schnellen, festen Schritten ging sie weiter und betrat kurz darauf das Büro des Wachhabenden. Dave Callahan saß am Schreibtisch und las *The Sun*. Wie immer verströmte er eine Mischung aus Trägheit und Arroganz.

Er schaute auf. »Reynolds wollte Sie bloß ein bisschen ärgern, Schätzchen. Sie ist harmlos.«

Cate beschloss, sofort zum Angriff überzugehen. »Ich habe vorhin hier angerufen und hatte einen extrem unhöflichen Menschen am Apparat.«

»Das dürfte Kevin gewesen sein. Machen Sie sich wegen dem keine Gedanken.« Er schob ihr eine Packung Zigaretten hin. »Möchten Sie eine?«

Cate wehrte sich gegen die Versuchung.
»Nein, danke. Ich möchte nur die Gefängnisakte von Rose Wilks.«

»Kein Problem.« Callahan zog die Schublade eines Stahlschranks auf. »Ich betreue Wilks. Wenn Sie Fragen haben, bin ich Ihr Mann.«

»Könnten Sie mir noch einmal kurz sagen, was diese Betreuung beinhaltet?«

»Klar. Ich vergewissere mich, dass es ihr gut geht. Überprüfe ihren Status. Sie hat sich übrigens verbessert. So was geschieht hier nur bei den ganz Zuverlässigen, also den Frauen, die sich ordentlich benehmen. Rose hat ein paar Privilegien bekommen, was bei einer Perversen selten ist. Sie hat das Rote Band, das heißt, sie darf einen Job machen, bei dem wir ihr vertrauen.«

»Was für einen Job?«

»Den besten. Rose arbeitet in der Kantine. Auf die Weise kann sie Essensreste in die Zellen schmuggeln und so ihre Freundinnen

bei der Stange halten. Und von denen hat sie eine ganze Menge, falls Sie wissen, was ich meine.« Er zwinkerte Cate anzüglich zu.

Sie schlug die dünne Akte auf. Zuoberst lag ein Inhaltsverzeichnis, das die Rubrik *Gespräche mit Betreuer*, mit den Unterpunkten *Einweisung, Aufwertung (möchte in der Küche arbeiten), bedrückte Stimmung (besprochen), Sorge um Jason* enthielt.

Cate tippte auf den letzten Punkt. »Worum ging es da genau?«

Callahan warf einen Blick auf die Seite. »Das Übliche, schätze ich mal. Sie wird Angst gehabt haben, dass er sie betrügt.«

»Und? Tut er das?«

Callahan zuckte die Achseln. »Woher soll ich das wissen? Wahrscheinlich. Würde ich ihm nicht mal übelnehmen. Vier Jahre ohne ... das schafft kein richtiger Mann.«

Cates Blick fiel auf den Kalender hinter dem Officer. Darauf war eine barbusige Frau abgebildet, die eine Hand in ihren Slip

gesteckt hatte. Sie fühlte sich peinlich berührt.

»Sind Sie verheiratet, Schätzchen?« Callahan fuhr mit dem Stuhl zu ihr herum, spreizte die Schenkel und lehnte sich zurück. Sein Bauch quoll über den Gürtel der Hose.

»Nein.«

»Haben Sie denn einen Freund?«

Cate zögerte. Sie war versucht zu lügen, entschied sich aber dagegen. »Nein. Obwohl Sie das nichts angeht.«

Er zog die Schreibtischschublade auf und holte ein Handy hervor. »Na, das werden wir gleich haben. Wie ist Ihre Telefonnummer?«

Zu ihrem Entsetzen sah sie, dass er etwas in sein Handy eingab, vermutlich tippte er ihren Namen in sein Adressverzeichnis, doch er wurde von einer Stimme unterbrochen.

»Ich dachte, Handys sind hier verboten.«

Mark Burgess stand im Türrahmen. Sein Gesicht war gerötet, doch offenbar versuchte er, einen selbstbewussten Eindruck zu

machen. Callahan warf sein Handy zurück in die Schublade. »Richtig gedacht, Junge, und deshalb behältst du das hier auch schön für dich.« Er stand auf. »Ich geh mal kurz pissen.« Damit verschwand er.

»Alles in Ordnung?«, fragte Mark.

»Nicht wirklich«, bekannte Cate. »Ich glaube, es liegt an diesem Ort, dass sich jeder so ... unangemessen verhält. Tut mir leid, wenn ich jetzt pröde klinge.«

»Ach nein, das ist doch verständlich.« Seine Gesichtsfarbe vertiefte sich.

Cate betrachtete Marks pickliges Gesicht und dachte an die Hänseleien der Billardspielerin. »Machen die Gefangenen sich manchmal über Sie lustig?«

»Klar. Aber das sind bloß Neckereien. Ich nehme das nicht weiter ernst.«

Aber ich nehme es ernst, dachte Cate. *Vielleicht ist das mein Fehler.*

Mark spähte nach draußen. »Oje, das sieht nach Ärger aus.«

Cate trat zu ihm.

Rose Wilks stand am Billardtisch und stritt sich mit Reynolds. Rose wirkte wütend. Reynolds wich zurück und senkte den Kopf wie ein gescholtenes Kind. Nicht weit entfernt stand Janie mit ausgebreiteten Armen, um die anderen zurückzuhalten.

Mark betrachtete die Szene, schien jedoch nicht einschreiten zu wollen. »Wilks ist hier der Chef«, erklärte er. »Reynolds muss verrückt sein, sich mit ihr anzulegen.«

Rose trat noch einen Schritt auf Reynolds zu, die ihr Queue wie einen Schutzschild vor sich hielt.

»Ich glaube, sie streitet sich meinetwegen«, sagte Cate. »Ich rede mal mit ihr.«

»Sind Sie wahnsinnig? Wir sind allein. Das regelt sich von selbst.« Marks Stimme klang schrill vor Angst.

Cate ignorierte ihn und ging auf die Frauen zu. Doch der Streit war schon vorüber. Reynolds entfernte sich mit

schleppendem Schritt, während die anderen Frauen ihr interessiert nachsahen. Unmittelbar vor Cate blieb die Gefangene stehen.

»Tut mir leid, dass ich mich schlecht benommen habe. Soll nie wieder vorkommen.« Ihre Stimme war kaum hörbar, und sie schaute dabei zu Boden.

»Wie heißen Sie?«

»Reynolds.«

»Und mit Vornamen?«

»Natalie.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Entschuldigung, Natalie.«

Die Übeltäterin huschte die Treppe hoch zu den Zellen, Rose und Janie gingen ihr nach. Als Natalie in einer Zelle verschwand, blieb Rose an der Brüstung stehen und nickte Cate kurz zu, ehe sie der anderen in die Zelle folgte und die Tür hinter sich zuschlug.

Dann war Mittagessenszeit. Am ersten Tag hatte Callahan Cate erklärt, dass der

reibungslose Ablauf bei der Verpflegung eine der Voraussetzungen für eine ruhige Gefängnisbelegschaft sei. Deshalb dürften auch nur die privilegiertesten Insassen in der Küche arbeiten, Männer und Frauen, denen man scharfe Messer und heißes Fett anvertrauen konnte.

Cate und Paul Chatham standen an der Theke und beäugten die verkochten Gerichte.

Cate entschied sich für Blumenkohl mit Käsesoße und Pommes frites.

»Sind Sie Vegetarierin?«, fragte Paul, als sie einen freien Tisch gefunden hatten.

»Das ist Trostnahrung«, bekannte Cate. »Ich bin noch immer nicht ganz auf der Höhe, und heute Morgen habe ich den Lebensgefährten von Rose Wilks besucht. Es endete damit, dass er auf dem Boden hockte und weinte und ich das Weite gesucht habe, ehe er mich schlagen konnte.«

»Das ist jetzt nicht wahr, oder?«

»Doch. Ich habe ihm einen neuen Termin für kommenden Montag angeboten.«

»Soll ich mitkommen?«

»Das würde es nur noch schlimmer machen. Ich hoffe, bis dahin hat er sich wieder abgeregt.«

»Immerhin haben Sie das Wochenende, um sich zu erholen. Unternehmen Sie was Schönes mit Ihrer Tochter. Etwas, das auch der hübschen Mutter gefällt.«

»Dazu wird es nicht kommen. Es wird ein trauriges Wochenende werden, denn Amelia wird bei ihrem Vater sein. Tim zeigt seiner neuen Freundin gern, wie gut er glückliche Familie spielen kann, obwohl er unsere Familie zerstört hat, um mit ihr zusammen zu sein.«

»Das tut mir leid.«

»Mir auch.« Cate tunkte eine Fritte in die Käsesoße und knabberte appetitlos daran.

»Aber wenigstens brauche ich mich jetzt

nicht mehr mit einem Mann herumzuschlagen.«

Paul hob beide Hände und wich zurück.
»Okay, okay, Botschaft angekommen. Aber wie wär's denn mit Folgendem? Am Freitag gebe ich eine kleine Cocktailparty, und Sie sind herzlich eingeladen. Vielleicht findet sich dort ja ein netter Mann, mit dem Sie sich herumschlagen wollen.«

—

Cate entschuldigte sich und ging zur Toilette. Als sie sich die Hände wusch, betrachtete sie sich im Spiegel über dem Waschbecken. Sie musste dringend zum Friseur. Und sie brauchte was Neues zum Anziehen. Außerdem sah sie müde aus. Seit Tims Auszug hatte sie kein einziges Date gehabt. Anfangs war ihr das nur recht gewesen, denn das Letzte, was sie gewollt hatte, war eine neue

Beziehung, und die Liebe, die sie brauchte, schenkte ihr Amelia.

Aber inzwischen war ihr Herz dabei zu heilen, und auf der Wunde hatte sich eine Kruste gebildet. Eine innere Stimme sagte ihr, dass sie ihren Kokon demnächst verlassen würde und sich wieder begehrt fühlen wollte. Die Frage war nur, von wem? Im Gefängnis arbeiteten jede Menge Männer, aber keiner von ihnen war ihr Typ. Sie mochte keine Machos mit übertriebenem Selbstwertgefühl. Aber wer war überhaupt ihr Typ? Nach den zehn Jahren mit Tim wusste sie das gar nicht mehr so genau.

Pauls gutes Aussehen wirkte nicht auf sie. Abgesehen davon hielt sie ihn für schwul. Er verbarg es, weil er in einem Gefängnis arbeitete und sein Ruf ruiniert wäre, sollte es herauskommen, doch wenn er sich auf seine »bessere Hälfte« bezog, dachte Cate unweigerlich an einen Mann.

Ich bin vertrocknet, sagte sie sich bekümmert. Seit vier Jahren hatte sie nicht mehr mit einem Mann geschlafen. Der Sex fehlte ihr.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Als Erstes hörte ich Laute, beruhigend und angenehm. Der leise, melodiöse Klang von Frauenstimmen, die in meiner Nähe murmelten. Als Nächstes spürte ich ein Ziehen im Unterleib. Als wäre mein Gehirn mit leichter Verspätung erwacht, erkannte ich, dass mir etwas wehtat, dann raste ein glühender Schmerz durch mich hindurch, der nur langsam verging. Gleich darauf kam er wieder, kehrte mit jedem Atemzug zurück. Ich wusste nicht, wo ich war.

Mit geschlossenen Augen versuchte ich mich zu konzentrieren und fragte mich, was mit mir geschehen war. Ich lag auf dem Rücken, fühlte mich verwundbar und spürte etwas Schweres auf mir, das mich niederdrückte. Unter mir war eine feste Fläche. Ich

versuchte, mich zu bewegen, doch sofort durchzuckte mich wieder dieser Schmerz, und ich stöhnte. Langsam öffnete ich die Augen. Es half nichts, denn es war, als starrte ich in ein schwarzes Loch. Dann gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit, und ich erkannte einen Vorhang, der halb zugezogen an einer Metallleiste hing. Durch die Lücke fiel das weiche Licht einer Lampe. Von dort kamen auch die Stimmen. Zwei Frauen, die sich leise unterhielten. Alles wirkte irgendwie bekannt, und dennoch fehlten mir die Worte, um diesen Ort zu beschreiben.

Wieder wurde ich wach. Diesmal öffnete ich die Augen sofort. Im Zimmer war es ein wenig heller als zuvor. Ich versuchte, mich aufzurichten, doch der Schmerz in meinem Unterleib raubte mir den Atem. Wimmernd fiel ich zurück. Wenig später drehte ich den Kopf ein wenig zur Seite. Jetzt war nur noch eine einzige Frau da. Sie schrieb etwas nieder. Dann saß sie mit gesenktem Kopf da,

sodass es aussah, als betete sie. Mit einem Mal begriff ich, dass ich im Krankenhaus lag.

Irgendetwas war in meiner rechten Hand. Ich schaffte es nicht, den Arm zu heben, deshalb befühlte ich den Gegenstand. Glatt war er und aus festem Material, mit einer Delle in der Mitte, auf die ich drückte. Der Kopf der Frau zuckte hoch. Demnach hatte ich irgendeinen Alarmauslöser in der Hand. Im Nu war die Frau auf den Beinen. Als sie näher kam, hörte ich das Quietschen ihrer Gummisohlen. Ihr Gesicht tauchte über mir auf. Sie berührte mich am linken Arm und schien etwas zu überprüfen. Ich erkannte, dass ich an einen Tropf angeschlossen war. Für eine Krankenschwester erschien die Frau mir zu jung, denn ihre Haut war rosig, und in ihrem lila Lidschatten war irgendein Glitzerzeug. Wortlos umfasste sie mein Handgelenk und kontrollierte etwas auf einem silbrigen Messgerät, das um ihren Hals hing. Sie wirkte zufrieden und ließ mein Handgelenk wieder

los. Als sie sprach, flüsterte sie, woraus ich schloss, dass es noch immer Nacht war.

»Haben Sie Durst?«

Der Gedanke war mir noch gar nicht gekommen. Erst als sie nachfragte, merkte ich, dass sich mein Mund anfühlte wie Sandpapier. Ich nickte und biss die Zähne zusammen, denn selbst die kleinste Bewegung tat mir weh. Die Schwester nahm eine Plastikkaraffe von meinem Nachttisch und füllte einen Plastikbecher mit Wasser. Mit routiniertem Griff stützte sie meinen Oberkörper, zog die Kissen unter mir höher und ließ mich halb sitzend zurücksinken. Dann hielt sie mir den Becher an den Mund. Vorsichtig nahm ich einen winzigen Schluck. Als der Schmerz ausblieb, trank ich gieriger.

Ehe ich alles ausgetrunken hatte, zog sie den Becher fort. Ein paar Wassertropfen liefen mir übers Kinn.

»Nicht so viel auf einmal«, mahnte sie.
»Das schafft Ihr Körper noch nicht. Sie haben eine schwere Operation hinter sich.«

In dem Moment durchzuckte es mich wie ein Blitz. Mein Baby. Ich packte ihre Hand so hastig, dass sie Wasser aus dem Becher verschüttete.

»Wo ist mein Baby?«

Sie griff nach einem Papiertaschentuch. Als sie sich über mich beugte, dachte ich, sie wollte mich umarmen, doch sie wischte mir nur über Kinn und Wange, steckte das Taschentuch in ihre Tasche und drückte mir ein frisches in die Hand. Als sie sich mit ihrer Antwort Zeit ließ, ahnte ich, dass etwas Schlimmes vorgefallen war und sie nicht wusste, wie sie mir die schlechte Nachricht beibringen sollte.

»Am Morgen kommt Ihre Ärztin zu Ihnen. Sie wird Ihnen alles erklären.« Nach weiterem Zögern setzte sie hinzu: »Ihr Baby ist auf der Intensivstation.«

»Warum? Wie geht es ihm?«

Sie biss sich auf die Lippe. »Das wird Ihnen die Ärztin sagen. Aber Ihr Sohn ist in den besten Händen.«

Mein Sohn. Ich hatte meinen Sohn zur Welt gebracht. »Warum liegt er auf der Intensivstation?«

»Bitte regen Sie sich nicht auf. Die Klinik hat die beste Ausstattung, die man sich denken kann.«

Ich schloss die Augen und fragte mich, was geschehen war, denn ich erinnerte mich nur noch an den jähen Schmerz und die Gewissheit, dass ich ins Krankenhaus gebracht werden musste.

»Als Sie eingeliefert wurden, hatten Ihre Wehen bereits eingesetzt. Ihrem Baby ging es nicht gut, denn Ihre Gebärmutter war gerissen. Wir haben das Kind daher per Kaiserschnitt entbunden. All das wird Ihnen die Ärztin noch genauer erklären. Ich weiß nur, dass Ihr Körper gelitten hat und es eine

Weile gedauert hat, bis Sie wieder zu sich gekommen sind. Nach und nach werden Sie sich besser an alles erinnern, aber lassen Sie sich ruhig Zeit. Aus einer Vollnarkose erholt man sich nicht so schnell.«

»Warum ist mein Junge auf der Intensivstation? Was fehlt ihm?«

Sie legte ihre Hand auf meine, und ich spürte ihre raue Haut, als sie mir über den Handrücken strich. »Dass die Gebärmutter reißt, ist ungewöhnlich, vor allem bei einer ersten Geburt. Aber es kommt vor. Deshalb haben Ihre Wehen vorzeitig eingesetzt, was für sich genommen kein Problem ist, doch bei Ihnen war das Kind in Gefahr. Aber wir kümmern uns um Ihr Baby. Am besten, Sie ruhen sich noch ein wenig aus.«

Auf quietschenden Sohlen entfernte sie sich. Ich versuchte, an nichts zu denken.

Später weckte mich dieselbe Krankenschwester, indem sie sich über mich beugte. Ihr dunkles Haar hatte rosa gefärbte

Spitzen. Der Raum wurde von hellem Morgenlicht durchflutet.

»Haben Sie Hunger?«

Sie sprach wie die Leute in Suffolk. Also kam sie hier aus der Gegend, was ich irgendwie tröstlich empfand. Ich schüttelte den Kopf. Nahrung war nicht das, was ich brauchte.

»Sie sollten aber etwas essen.« Sie kippte das restliche Wasser aus dem Becher zurück in die Karaffe und nahm sie an sich. »Ich hole Ihnen frisches Wasser. Bin gleich wieder da.«

Damit verschwand sie und ließ die Tür offen stehen. Ich lag in einem Einzelzimmer. Hinter der geöffneten Tür erkannte ich einen langen Flur. Ich hörte Stimmen und das Klappern eines Wagens, der über den Gang geschoben wurde.

Die Schwester kehrte zurück. »Sind Sie sicher, dass Sie nichts essen möchten? Oder sollen wir es nicht doch mal versuchen?« Sie

hielt einen Teller mit gebutterten Toastscheiben in der Hand.

Ich schüttelte den Kopf, denn ich wusste, wenn ich etwas essen würde, müsste ich mich übergeben.

Sie nagte an ihrer Lippe und stellte den Teller auf dem Nachttisch ab. »Wahrscheinlich machen Sie sich große Sorgen, aber Ihr Baby ist wirklich in guten Händen.«

Tränen stiegen mir in die Augen, meine Sicht verschwamm. Der Schmerz in meinem Bauch verstärkte sich. Immer wieder denselben Satz zu hören war mir unerträglich. Ich fing an zu weinen. Nur am Rande nahm ich wahr, dass die Schwester mir einen Arm um die Schultern legte und mich an sich drückte, während sie ein ums andere Mal murmelte: »Alles wird gut.«

Trotz meiner Verzweiflung erkannte ich die Lüge.

Ich schlief ein, wurde wach, dämmerte wieder weg. Bald verlor ich jegliches Gefühl

für die Zeit, aber der Wundschmerz hatte nachgelassen. Irgendwann hatte man mir aus einer kleinen Plastiktasse Tabletten verabreicht. Womöglich ein Antidepressivum. Oder Morphinum. Ganz gleich, was es war, es betäubte die Schmerzen. Mein Gesicht war trocken, die Augen waren tränenlos. Der Geruch von Schulessen stieg mir in die Nase. Gleich darauf brachte mir eine neue Schwester einen Teller mit gräulichem Fleisch und Kartoffeln. Mein Magen hob sich. Ich stocherte in dem Essen herum, kostete schließlich einen Happen. Es schmeckte scheußlich, und dennoch sammelte sich Speichel in meinem Mund, und eine innere Stimme riet mir, mich zu stärken. Es wunderte mich, dass mein Körper überleben wollte, obwohl er so kraftlos und geschunden war.

Eine Weile später kam die Schwester herein, die nachts bei mir gewesen war, diejenige mit dem lila Lidschatten und den

rosa gefärbten Haarspitzen. Sie nahm mir den leeren Teller ab und belohnte mich mit einem Lächeln. »Na also. Bestimmt geht es Ihnen jetzt besser.«

Ich las das Namensschild auf ihrer Tracht. Nurse Hall.

Dann kam jemand Neues herein. Diesmal war es keine Krankenschwester, denn die Frau trug einen weißen Kittel. Sie hatte ihn aufgeknöpft, sodass ich das schicke Kostüm darunter erkannte und mich fragte, warum jemand so etwas in einem Krankenhaus trug. Ihr kastanienroter Lippenstift hatte die gleiche Farbe wie ihre Bluse, ihre Fingernägel waren kurz geschnitten und nicht lackiert.

Sie hatte eine Aktentasche bei sich, der sie einige Unterlagen entnahm. Dann schraubte sie die Kappe ihres Füllers ab.

»Ich bin Doktor Marion Cross. Hat die Schwester Ihnen gesagt, dass ich vorbeikomme?«

Ich nickte.

»Ich möchte mit Ihnen über Ihr Baby sprechen.«

O Gott, dachte ich, denn ich wollte die Nachricht gleichzeitig hören und nicht hören.

»Der Zustand des Jungen ist kritisch, aber stabil.«

Demnach klammerte mein Kind sich an sein Leben.

Dr. Cross nahm einen Stuhl und setzte sich an mein Bett. »Die Wehen haben bei Ihnen vorzeitig eingesetzt. Die Wand Ihrer Gebärmutter war an der dicksten Stelle gerissen, und Sie bluteten. Wir haben einen Notkaiserschnitt vorgenommen, doch durch den Riss der Gebärmutter hat Ihr Baby zu wenig Sauerstoff bekommen.«

»Wird mein Kind sterben?«

»Es kommt selten vor, dass die Gebärmutter reißt, aber wenn, dann kann es für Mutter und Kind ernsthafte Folgen haben. Von

zwanzig Säuglingen überlebt einer so etwas nicht.«

Ich schloss die Augen. In meinem Bauch pochte dumpf der Schmerz.

»Aber Ihr Sohn ist stabil, und wir haben große Hoffnung, dass er durchkommen wird. Nur Ihren Uterus konnten wir leider nicht retten.«

»Was soll das heißen?«

»Dass wir aufgrund Ihrer schweren Blutungen eine Hysterektomie durchführen mussten. Es tut mir leid, Miss Wilks.«

Keine Gebärmutter mehr. Keine weiteren Kinder. Die Nachricht traf mich mit solcher Wucht, dass ich kaum noch Luft bekam.

»Um Infektionen zu verhindern, werden Ihnen über den Tropf Antibiotika zugeführt. Die Wunde ist schon dabei zu heilen.«

»Kann ich mein Baby sehen?«

Dr. Cross nickte. »Selbstverständlich. Sie werden im Rollstuhl zu ihm gefahren. Sie müssen sich noch schonen, immerhin haben

Sie einiges durchgemacht. Und bitte erschrecken Sie nicht, wenn Sie sehen, wie zerbrechlich der Junge wirkt. Versuchen Sie, ein wenig Milch abzupumpen, denn Muttermilch ist für Ihr Kind jetzt das Beste. Es wird Ihnen zudem das Gefühl geben, zu dem Genesungsprozess Ihres Kindes beizutragen.«

Genesungsprozess. Dieses Wort war wie ein Hoffnungsschimmer.

»Ihr Baby wird ständig überwacht. Ob es bei der schwierigen Geburt Schaden genommen hat, können wir im Moment noch nicht abschätzen, aber Ihr Sohn hat eine Kämpfernatur. Sein Vater hat ihn schon gesehen. Sollen wir ihm sagen, dass Sie aufgewacht sind?«

Aber du warst nicht der, den ich sehen wollte.

Nurse Hall fuhr mich im Rollstuhl zur Intensivstation. Auf dem Weg dorthin sagte ich kein Wort. Sie dagegen plapperte unentwegt.

Nichts von dem, was sie sagte, konnte mir helfen. Sie erzählte mir von dem Hund, den sie sich gerade gekauft hatte, und dass er in ihr Bett pinkelte, wenn sie in der Arbeit war. Als wir an der Intensivstation ankamen, rollte sie mich zu einem Waschbecken, wo wir uns gemeinsam die Hände wuschen. Dann schob sie mich zum Brutkasten.

In dem Kasten lag mein Baby. Mein Sohn sah ganz anders aus, als ich es mir vorgestellt hatte. Er war weder rosig noch dick, sondern winzig und unglaublich mager. Seine Gesichtsknochen zeichneten sich ab, und seine Augen waren geschlossen. Er war bleich, beinahe bläulich. Ein winziger Schlauch war an seiner Wange befestigt und führte in ein Nasenloch. Mein Herz pochte wie wild, und ich konnte kaum atmen.

»Er ist so schrecklich klein«, flüsterte ich.

»Ja schon, aber Babys sind erstaunlich. Viel zäher, als man denkt.« Nurse Hall legte mir eine Hand auf die Schulter und hob die

Karte an, die an dem Brutkasten steckte. »Er wiegt knapp über vier Pfund. Ihr Baby muss zunehmen. Was meinen Sie, sollen wir Ihnen ein wenig Milch abpumpen?«

Sie deutete auf ein großes Gerät in der Ecke mit zwei Schläuchen, die in Saugnäpfen endeten. Ein solches Gerät hätte ich eher in einem Kuhstall als in einem Krankenhaus erwartet.

»Sollen wir es mal versuchen? Je früher, desto besser.«

Das Gerät hieß Daisy. Es war ein typischer Name für eine Kuh, nur für den Fall, dass eine Mutter nicht wusste, welche Rolle sie hier spielte. Nurse Hall schob mich zu dem Gerät, hob meinen Krankenhauskittel hoch und entblößte meine Brüste. Über jede stülpte sie einen Saugnapf, und das Gerät zapfte mir die Milch abwechselnd aus beiden Brüsten. Über das Stillen hatte ich bisher nichts gelesen, hatte gedacht, dazu hätte ich noch Zeit.

Nurse Hall redete beruhigend auf mich ein. »Schauen Sie Ihr Baby an. Das wird Ihre Milchdrüsen stimulieren. So ist's gut. Braves Mädchen.«

Während ich gemolken wurde, konzentrierte ich mich auf meinen Sohn und wünschte, er läge statt der Saugnäpfe an meiner Brust.

»Das, was Sie jetzt produzieren, nennt man Kolostrum. Schauen Sie nur, wie gelb die Milch ist. Sie ist sehr reichhaltig und gibt Ihrem Baby alles, was es zurzeit braucht. Es wird nicht viel zu sich nehmen, denn sein Magen ist kaum größer als eine Weintraube.« Sie füllte die Milch in eine Spritze. »Wir dürfen ihn momentan nicht anstrengen, deshalb wird er im Moment noch über eine Magensonde ernährt. Nach und nach stellen wir ihn dann auf die Flasche um, und wenn er kräftiger ist, dürfen Sie ihn sogar stillen.«

Sie hob meinen Sohn aus dem beheizten Brutkasten, schlug ihn rasch in eine Wolldecke ein und reichte ihn mir. Er war so leicht wie ein winziger Vogel und verschwand beinah ganz in seiner Windel. Auf dem Köpfchen wuchsen feine blonde Härchen.

Nurse Hall und ich fütterten ihn gemeinsam. Sie steckte die Spritze in ein Verbindungsstück des Schlauchs und drückte sachte ein paar Tropfen heraus, die wie Tränen aussahen. Mein Baby schien kaum etwas anzunehmen, aber Nurse Hall war zufrieden.

»Haben Sie schon einen Namen für ihn?«, fragte sie.

»Joel fände ich schön.«

»Joel.« Nurse Hall lächelte. »Ich glaube, das passt zu ihm.«

Mit einem Mal war mir nichts wichtiger, als meinem Baby einen Namen und damit eine Identität zu geben, fast, als hinge sein

Leben davon ab. Ich schaute in sein Gesicht
und sagte erstmalig seinen Namen. Joel.
Mein Sohn.

Cate hatte sich entschlossen, Pauls Einladung anzunehmen. Schon kurz nach drei Uhr nachmittags verließ sie ihre Wohnung. Dann würde sie zwar zu früh auf der Party erscheinen, aber sie wusste einfach nicht, wie sie sich länger die Zeit vertreiben sollte. Paul wohnte am Acacia Way, nicht weit vom Stadtzentrum entfernt. Wenig später hatte sie die Straße gefunden, stieg aus dem Wagen und ging auf das schlichte Doppelhaus zu, dessen eine Hälfte er bewohnte. Das Haus wirkte neu, doch die wild wuchernden Bäume und Sträucher im Vorgarten schienen schon vor langer Zeit gepflanzt worden zu sein. Die Eingangstür war leuchtend gelb gestrichen und hob sich von denen der konservativeren Nachbarn ab.

Cate drückte auf die Klingel und versuchte sich krampfhaft an den Namen von Pauls Partner zu erinnern. Irgendetwas Gleichgeschlechtliches war es gewesen. Nicky oder Jo. Ein gut aussehender Mann mittleren Alters öffnete die Tür. Er war lässig gekleidet, in Shorts und Leinenhemd. In der Hand hielt er eine Gartenschere.

»Ich weiß, ich komme zu früh«, begann sie. »Mein Name ist Cate Austin.«

Er reichte ihr eine manikürte Hand.
»Willkommen. Ich bin Sam. Paul hat mir schon viel von Ihnen erzählt.«

Er strahlte etwas Gesundes, Fröhliches aus, hatte drahtiges dunkles Haar und warme braune Augen. Wie ein kleiner Dackel, dachte Cate und mochte ihn auf der Stelle.

Sam führte sie über einen Flur mit makellos cremefarbenem Läufer und durch eine Küche im Shaker-Stil, erbsengrün gestrichen und gefliest. Die Kücheninsel

hatte eine Platte aus Granit. Darauf warteten bereits Wein- und Sherryflaschen und mit Klarsichtfolie überzogene Schalen, in denen Cate Cocktailhäppchen erkannte.

Am anderen Ende stand eine Flügeltür weit offen und ließ das Sonnenlicht herein. Sie betraten den Garten. Dort lag Paul in einem Liegestuhl und las Zeitung.

Im ersten Augenblick wirkte er überrascht, die Besucherin zu sehen, doch dann malte sich Freude in seinem Gesicht. »Cate! Ich hatte eigentlich befürchtet, Sie würden gar nicht kommen. Was möchten Sie trinken?«

Sam zählte die Getränke auf. »Wie wär's mit einem schönen kalten Glas Sancerre?«

»Gern.« Cate ließ den Blick über den gepflegten Garten wandern. »Ist das schön hier.«

»Gärtnern Sie?«, rief Sam aus der Küche. Cate schüttelte den Kopf. Er kam heraus und reichte ihr ein Glas gekühlten Wein. »Wahrscheinlich fehlt Ihnen dazu die Zeit. Sie sind

ja berufstätig und auch noch alleinerziehende Mutter.« In seiner Stimme schwang nichts Abfälliges mit. Es war einfach eine Feststellung.

Cate trank den Wein schneller, als es vielleicht ratsam war. Sie schmeckte ihn kaum, spürte nur, wie angenehm er sie entspannte. Sam holte seine Gartenschere und schnitt an den Büschen herum, blieb jedoch in Hörweite. Cate saß neben Paul und plauderte mit ihm. Sie fühlte sich schon leicht beschwipst. Die Gedanken summten wie Bienen durch ihren Kopf.

Paul tippte auf ihr Knie. »Ich habe über Ihr Alleinsein nachgedacht und vielleicht eine Lösung gefunden. Was halten Sie von den Wärtern im Gefängnis?«

»O Paul, bitte. Nicht diese Machotypen. So viel Testosteron finde ich erdrückend.«

»Sie sollten nicht verallgemeinern, Cate. Ich denke da an einen sehr netten Mann, der Sie geradezu anbetet.«

Cate stöhnte. »Etwa Dave Callahan?«

»Um Himmels willen. Doch nicht diesen ungehobelten Klotz. Nein, mir schwebt da eine empfindsame Seele namens Mark Burgess vor.«

»Mark? Aber der ist noch ein Kind.« Cate lachte. Die Vorstellung, dass dieser Jüngling für sie schwärmte, war ein Witz.

»Er ist nur fünf Jahre jünger als Sie. Sicher, er muss seine Pickel noch loswerden, aber danach wird er richtig hübsch aussehen. Ein jüngerer Mann hat so seine Vorteile, stimmt doch, Sam, oder?«

Sam kam auf sie zugetrippelt, und Cate kicherte. Er hockte sich auf die Kante von Pauls Liegestuhl, nahm ihm das Weinglas ab und nippte nachdenklich daran. »Mit der Liebe ist das so eine Sache«, sagte er und warf Paul einen Blick zu. »Die kann man nicht herbeiwünschen. Sie kommt, oder sie kommt nicht.«

Paul nahm ihm das Weinglas aus der Hand. »Von Liebe war bisher keine Rede. Unsere Freundin hier muss nur mal flachgelegt werden.«

Cate verschluckte sich an ihrem Wein.

»Doch, meine Liebe, das ist so. Sie sind doch erst ... wie alt? Siebenundzwanzig?«

»Im August werde ich dreißig.«

»Also sollten Sie sich amüsieren und nicht Trübsal blasen, wenn Ihre Tochter bei ihrem Vater ist. Suchen Sie sich einen netten Kerl fürs Bett. Das wird Ihnen guttun.« In dem Moment ging die Türklingel.

»Könnte der erste Kandidat sein«, sagte Sam und stand auf.

Um fünf Uhr tummelte sich eine bunt gemischte Menge aus Pauls Kollegen und Freunden im Garten. Diejenigen unter den Gästen, die im Gefängnis arbeiteten, waren, wie Paul, anders als der Durchschnitt. Da war zum einen Ray, der scheue Bibliothekar, der im

Gefängnis mit seinem Bücherwagen über die Flure zog, in der vergeblichen Hoffnung, einer der Insassen wollte statt über die Krays *Anna Karenina* lesen. Bei einem anderen handelte es sich um einen exzentrischen Soziologen, mit Schweinsaugen und Rauschebart, den die Gefangenen in der Regel respektierten. Schließlich entdeckte Cate noch Wayne Bugg, das »Weichei« aus der Einweisung, über den sich die Wärter wie auch die Gefangenen lustig machten. Es waren Menschen, denen Pauls Homosexualität offenbar einerlei war. Der Gefängnisdirektor war nicht eingeladen, und zu Cates Erleichterung fehlte auch Dave Callahan.

Als Mark Burgess erschien, dachte Cate, dass er tatsächlich nicht viel älter als ein Schuljunge wirkte. Ohne die Uniform aus schwarzer Hose, weißem Hemd und Krawatte sah er sogar noch jünger aus als sonst, denn er hatte sich für eine schwarze Jeans und ein blaues T-Shirt entschieden,

beides so eng anliegend, dass man seinen knabenhaft dünnen Körper erkannte. Beim Eintreten machte er einen panischen Eindruck und schien verzweifelt nach einem bekannten Gesicht Ausschau zu halten. Als er Cate entdeckte, leuchteten seine Augen auf.

Er schenkte sich ein Glas Bier ein und kam so eilig auf sie zu, dass das Bier über den Rand des Glases schwappte. Als er vor ihr stand, kam er ihr auch kleiner vor als sonst. Wahrscheinlich weil er statt der Gefängnisstiefel diesmal einfache Slipper trug.

Er betrachtete sie anerkennend. »Sie sehen sehr hübsch aus.«

»Das kann nicht sein«, entgegnete Cate verlegen. »Ich bin schon ein wenig betrunken.«

»Nur ein wenig? Warten Sie, dagegen werden wir etwas unternehmen.« Er stürzte ins Haus und verschwand in der Küche.

Cate fing Sams Blick auf, der ihr zuzwinkerte.

»Hilfe«, formte sie mit den Lippen. Da kehrte Mark auch schon mit einem großen Glas Wein für sie und einem zweiten Bier für sich zurück. Sam machte Anstalten, zu ihnen zu kommen, doch ein anderer Gast trat ihm in den Weg und verwickelte ihn in ein Gespräch. Sam warf Cate einen entschuldigenden Blick zu.

»Ich bin froh, dass Sie auch hier sind«, sagte Mark und stand so dicht bei ihr, dass es ihr unangenehm war.

Sie rang sich ein Lächeln ab. Es fehlte nicht viel, und er glaubte tatsächlich, er habe bei ihr eine Chance. Wie ein bettelndes Hündchen kam er ihr vor. *Ich muss noch was trinken*, sagte sie sich. *Sonst stehe ich diese Party nicht durch*. Am nächsten Morgen konnte sie ja ausschlafen.

O Gott, dachte Cate. *Wenn ich doch nur nicht so viel getrunken hätte*.

Sie lag auf einem Bett, während sich um sie herum der Raum drehte. Sie hoffte, dass sie sich nicht übergeben musste. Scheußliche Poster umkreisten sie, halb bekleidete Frauen auf Motorrädern und irgendein Filmsternchen, das ihr halbwegs bekannt vorkam.

»Trinken Sie das.«

Mark reichte ihr ein Glas Wasser und setzte sich auf die Bettkante. Cate spürte, wie die Matratze nachgab. Die Bettdecke war mit einem billigen glatten Stoff bezogen.

»Danke. Ich glaube, ich hätte wirklich nicht fahren können.«

Sie war in seinem Schlafzimmer gelandet, zu betrunken, um noch Auto fahren zu können. So betrunken, dass es ihr egal gewesen war, wohin er sie brachte. Ihr Kopf wurde ein wenig klarer. Mark würde sie sich vom Leib halten können, tröstete sie sich. Er war ja noch ein Junge. Sie trank das Wasser, und ihr Magen hob sich.

»Ich ... ich muss mich übergeben.«

Hastig reichte Mark ihr den Papierkorb. Als Cate sich darüberbeugte, erkannte sie Verpackungen von Süßigkeiten und einen Pappstreifen von einer Sockenmarke. Mark legte ihr eine Hand auf den Rücken. Ihr war zu übel, um die Hand abzuschütteln. Als sie sich erbrach, schmeckte sie eine bittersüße Mischung aus Wein, Käse und Ananas. Hinterher blieb in ihrem Mund ein saurer Geschmack zurück, aber ihr war immer noch schwindelig, und auf ihrer Stirn stand Schweiß. Kraftlos ließ sie sich zurücksinken.

Ohne den Papierkorb loszulassen, legte Mark sich zu ihr und küsste ihre schweißfeuchte Wange. Sie drehte den Kopf weg. Er stellte den Papierkorb auf dem Fußboden ab.

Zu Cates Entsetzen begann Mark, sich die Jeans aufzuknöpfen. Sie stöhnte und dachte, auch das hatte sie nur sich selbst zuzuschreiben.

»Mark«, murmelte sie. »Mir geht es nicht gut.«

Er trug jetzt nur noch ein T-Shirt und Boxershorts. Sie konnte nicht fassen, dass er eine Erektion hatte, schließlich hatte er gerade gesehen, wie sie sich übergab.

Cate dachte an Amelia, und die Schamröte schoss ihr ins Gesicht. Was um alles in der Welt tat sie hier? Sie war doch kein Teenager mehr, sondern Mutter, allerdings eine, die betrunken im Schlafzimmer eines Typen gelandet war.

»Darf ich dich wenigstens festhalten, Cate? Bitte.«

Plötzlich kam er ihr so bemitleidenswert vor, dass sie es nicht über sich brachte, ihn fortzustoßen. Abgesehen davon war sie ja noch vollständig bekleidet. Doch dann spürte sie seine Hand, die ungeschickt unter ihren Rock glitt und über ihren nackten Schenkel strich.

»Mark, nicht! Das ist keine gute Idee.«

Sie schob seine Hand fort und zog ihren Rock herunter. Als sie sich aufsetzte, wurde ihr so schwindelig, dass sie sich wieder zurückfallen ließ. Offenbar hatte sie noch mehr getrunken, als sie gedacht hatte.

Mit flehendem Hündchenblick sah Mark sie an und legte einen verschwitzten Arm über ihre Brust. Auf den Beinen spürte Cate die klebrige Nyllondecke.

»Bitte, Cate.«

Mit offenem Mund wälzte er sich auf sie. Zwischen seinen Zähnen steckten Essensreste, sein Atem roch nach Bier. Cate versuchte, ihn fortzuschieben, doch seine Hand kroch unter ihre Bluse und umschloss ihre linke Brust. Er begann sie zu kneten, und sie hatte das Gefühl, erdrückt zu werden.

»Mark! Hören Sie auf. Ich will ...«

Er erstickte ihre Worte mit einem feuchten, gierigen Kuss. Kate schmeckte seinen Speichel und musste würgen. Mit letzter Kraft stieß sie ihn von sich, doch das Bett

war so schmal, dass er auf den Boden fiel. Cate versuchte, über ihn hinweg an den Papierkorb zu gelangen, aber es war schon zu spät. Sie erbrach den Rest ihres Mageninhalts über Mark. Diesmal schmeckte sie Galle im Mund, ihr Kopf dröhnte.

»O Gott«, keuchte sie. »Mark, das wollte ich nicht.«

Sie hatte sein Gesicht und das T-Shirt getroffen. Mit dem Arm fuhr er sich über die Wange, entdeckte Erbrochenes auf seinem Ärmel und streifte sich das T-Shirt ab. Auf seinem mageren Brustkorb wuchsen ein paar dunkle Haare.

»Es tut mir leid«, entschuldigte sich Cate und betrachtete den befleckten Teppich.

»Ich mache das wieder sauber.«

Sie fühlte sich leer, ihr Rachen schmerzte. Außerdem hatte sie rasende Kopfschmerzen und das Gefühl zu verdursten. Sie hätte literweise Wasser trinken können und wollte in einem abgedunkelten Raum schlafen –

allein. Aber hauptsächlich wollte sie fort von hier, nur dass sie sich noch immer nicht in der Lage fühlte, Auto zu fahren. Sie überlegte, ob sie sich per Handy ein Taxi bestellen sollte, doch der Gedanke, bis zur Ankunft des Wagens hier zu warten, war ihr unerträglich.

Mühsam stand sie auf. Einen Schuh entdeckte sie unter dem Bett, der andere lag an der Tür. Mark saß noch immer auf dem Boden und hielt den Kopf in den Händen. Cate schaffte es kaum, ihn anzusehen.

»Es tut mir leid«, sagte sie noch einmal.
»Aber ich fürchte, Sie haben da etwas falsch verstanden.«

»Muss sowieso schlafen«, entgegnete er verdrießlich. »Hab morgen Frühschicht.«

Wortlos verließ Cate den Raum und tastete sich über den dunklen Flur zur Vordertür. Dann stand sie im Freien und atmete die Nachtluft ein.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Als du in mein Krankenzimmer kamst, warst du blass und wirktest nervös. »Wie geht es dir?« Du hattest Mühe, mir in die Augen zu sehen.

»Mir tut alles weh.«

Du schobst die Hände in die Taschen deiner Jeans und starrtest zu Boden. »Keiner scheint zu wissen, warum das passiert ist. Oder sonst irgendetwas.«

»Es war einfach Pech.«

»Oder lag es daran, dass ich dich gestoßen ...« Deine Stimme verebbte.

»Kannst du mir helfen aufzustehen?«

Du stütztest meinen Rücken und halfst mir aus dem Bett in den Rollstuhl. Du warst sehr sanft.

»Sitzt du gut?«

»Wenn ich Joel sehe, wird es mir besser gehen.«

Du schobst mich über den Flur, haarscharf vorbei an einer Frau, die gerade ihr Zimmer verließ. »Entschuldigung«, sagtest du zu ihr, »aber diese Dinger hier sind wie Einkaufswagen.«

Wir erreichten die Tür zur Intensivstation. Als du mich ansahst, lag tiefe Trauer in deinem Blick.

»Das werde ich mir nie verzeihen«, sagtest du.

Auf der Intensivstation war es still, als wären die Babys zu krank und schwach, um zu schreien. Im Büro saß eine Schwester an einem Schreibtisch und machte Eintragungen. Sie lächelte, als wir ankamen, denn inzwischen kannte sie uns.

»Wie geht es ihm?«, fragte ich.

»Joel hat eine gute Nacht hinter sich. Er macht Fortschritte.«

Du drücktest meine Schulter und schobst mich zu seinem Bettchen. Joel schlief. Noch immer war er mit einem Schlauch an ein Gerät angeschlossen, das seinen Herzschlag kontrollierte. Du blicktest auf ihn hinab.

»Er ist wunderschön.«

Deine Augen wurden feucht. Mit einem Finger strichst du ihm über Wange und Stirn und berührtest seine Nasenspitze. »Hallo, mein Schätzchen.«

Joels Mund bildete ein O. Er gähnte mit geschlossenen Augen. Du schnapptest nach Luft, als hättest du gerade ein Wunder erlebt.

Ich sah, wie du dich in deinen Sohn verliebtest, und spürte eine nahezu unerträgliche Mischung aus Kummer und Stolz. Wenn du mich nur einmal auf diese Weise angeschaut hättest.

»Joel«, sagtest du. »Ich bin dein Daddy. Schlaf schön, mein Kleiner, und werd bald gesund.«

Falls es dich wunderte, dass ich ihm einen Namen gegeben hatte, ohne dich vorher zu fragen, sagtest du dazu nichts.

Wir blieben bei ihm. Ich im Rollstuhl, du auf einem Stuhl. Wieder legtest du die Hand auf Joel. Nach einer Weile kam die Schwester, überprüfte den Schlauch und das Gerät.

»Wird er gesund werden?«

»Es geht ihm gut. Seine Blutwerte sind ein bisschen niedrig, doch dagegen gehen wir an. Ehe Sie es sich versehen, wird er herumlaufen und Fußball spielen.«

»Hoffentlich!«

Ich kannte den Ausdruck in deinen Augen, denn da war der gleiche unverhüllte Schmerz wie damals, als ich dich kennenlernte und Emma dich gerade verlassen hatte. Ich wusste, dass ich für uns beide stark sein musste. Die Schwester trat an ein anderes Bettchen.

»Er wird gesund werden«, sagte ich. »Er ist in guten Händen.«

Du konntest deinen Blick nicht von unserem Jungen lösen und streicheltest seinen winzigen Arm.

»Kommst du zu Hause klar?«, fragte ich. Seit wir zusammenlebten, hatte ich immer gekocht, geputzt und die Rechnungen bezahlt.

»Der Kühlschrank ist fast leer. Aber in den ersten Tagen können wir uns ja was kommen lassen.«

»Nicht wir, Jason. Ich muss noch eine Weile im Krankenhaus bleiben.«

»Ja, natürlich. Am besten, du hörst gar nicht auf das, was ich sage.«

Ich hauchte dir einen Kuss auf die Wange und strich dir eine rotgoldene Locke hinter das Ohr. Innerhalb eines Jahres war ich dein Halt geworden. Du warst bei mir eingezogen, und wir waren zusammengeblieben. Ich hatte eine Rolle eingenommen, war nun deine Geliebte, Freundin und Vertraute

geworden. Dass du mich nicht liebtest, war nicht weiter wichtig. Du brauchtest mich.

An meine Rückkehr in unsere Wohnung konnte ich nicht denken. Meine ganze Welt, der ganze Sinn meines Lebens, befand sich in einem Brutkasten, der die Wärme konstant hielt. Joels Herzschlag wurde überprüft, die Schwester behielt ihn im Auge, aber er lag allein in diesem Kasten und kämpfte um sein winziges Leben.

»Wenn ich doch nur nicht so grob gewesen wäre«, sagtest du mit gesenktem Kopf. »Es ist alles meine Schuld.«

Du wolltest Vergebung. Zum ersten Mal hatte das Leid in deinem Blick etwas mit mir zu tun statt mit Emma. Ich begriff, dass sich etwas verändert hatte zwischen dir und mir, zwischen dir und ihr. Wie traurig, dass es ein krankes Kind gebraucht hatte, um dich von ihr zu befreien.

Du sagtest: »Wenn er stirbt, werde ich mir das nie verzeihen.«

Ich legte dir eine Hand auf den Kopf.
Deine Locken wanden sich um meine Finger.
Ich zog dich an mich, und du sacktest an
meine Brust. Ein erwachsener Mann, der
wieder zu einem kleinen Jungen wurde und
weinte, während ich dich an mich drückte.

Dann sagtest du: »Ich wünschte, ich könnte dich lieben, Rose.«

Ich erstarrte, denn das zu hören tat mir noch immer weh.

Du befreitest dich aus meinen Armen und schautest wieder auf unser schlafendes Kind.
»Doch ihn werde ich lieben. Mehr, als ich jemals einen Menschen geliebt habe.«

Du gingst, denn du hattest Hunger, und im Krankenhaus wurden nur die Patienten mit Essen versorgt. Wie in den meisten Kliniken wurden auch hier Mahlzeiten angeboten, die eher für Kinder geeignet waren und zu Kinderzeiten gebracht wurden. Abendessen gab es um halb fünf. Man reichte es mir auf einem grauen Plastiktablett. Neben dem

Teller stand ein durchsichtiger Becher mit drei Tabletten. Sie waren die einzigen Farbleckse, bunt wie Smarties. Ohne nachzudenken, schluckte ich sie mit lauwarmem Wasser und gab der Schwester den Becher zurück. Hochzufrieden verließ sie das Zimmer.

Ich betrachtete mein Essen, einen abstoßenden beige-braunen Brei mit etwas Weißem darin. Zerkochte Kartoffeln in Minzsoße, eine bleichsüchtige Scheibe Brot und eine Portion Margarine im Plastiknapf. In einer kleinen Schale zitterte dunkelroter Wackelpudding unter einem Klecks Sahne. Nahrung für Kranke. Aber ich war ja auch krank. Nur dass meine Krankheit vorwiegend innerlich war. Ich war krank vor Angst, denn ich bangte um das Leben meines kleinen Jungen.

Ich spürte, dass Rita und meine Mutter über mich wachten, und schickte ihnen ein Gebet. *Bitte macht, dass er gesund wird.*

Ich konnte nur an Joel denken. Den größten Teil des Tages hatten wir auf der Intensivstation verbracht, unser Baby angeschaut und es mit einer Spezialflasche gefüttert. Zwischendurch hatte ich mich von Daisy melken lassen. Doch jetzt warst du fort, und ich lag wieder in meinem Krankenzimmer und hasste jede Minute, die ich nicht bei meinem Jungen sein konnte.

Auf dem Flur hörte ich fröhliche Stimmen. Sie kamen mir seltsam vor, diese Stimmen, die mit einem gesunden Baby säuselten und gurrten. Es war, als hörte ich Ausländern zu. Ich dachte an die Mütter, umringt von Blumen und Glückwunschkarten, wohingegen ich weder das eine noch das andere bekommen hatte. Die Geburt eines kranken Babys wird nicht gefeiert, deshalb lag ich getrennt von den anderen in einem Einzelzimmer. Ausgegrenzt. Denn die anderen Frauen wollten nicht in meiner Nähe sein. Mein Unglück

könnte sie ja anstecken. Aber ich war froh, allein zu sein.

Von meinem Bett aus konnte ich durch das Fenster nur den Himmel erkennen. Ich lag in einem der oberen Stockwerke und erinnerte mich an den Anblick dieses kastenartigen Gebäudes von unten. Ich hatte es gesehen, als ich Joel noch in mir trug, als er noch in Sicherheit war.

Die Intensivstation befand sich auf demselben Stock wie die Säuglings- und Entbindungsstation. Ich dachte an Joels winziges kämpfendes Herz und spürte, wie der Gedanke sich auch auf mein Herz übertrug, denn es begann schneller zu schlagen, und im Geist hatte ich die dünnen Ventile vor Augen, die Leben in Joels Körper pumpten.

Als sich die Tür öffnete, zuckte ich zusammen, doch es war nur die Schwester, die kam, um das Tablett zu holen. Ich nahm sie kaum wahr, sah nur die weiße Kleidung aus dem Augenwinkel, doch dann hörte ich ihre

Stimme. Es war Nurse Hall, die in der ersten schrecklichen Nacht so freundlich zu mir gewesen war.

»Oh, Sie haben ja alles aufgegessen. Das nenne ich eine Leistung. Geht es Ihnen besser? Sie haben wieder mehr Farbe im Gesicht.«

Ich nickte und wagte ein Lächeln. Schließlich lebte Joel noch.

»Was meinen Sie? Ob Sie sich schon allein anziehen können? Ich glaube, den Rollstuhl brauchen wir jetzt nicht mehr.«



Ich schlurfte über den Flur in Richtung Intensivstation. Auf dem Weg erkannte ich durch die geöffneten Türen Besucher, die auf den Kanten von Krankenbetten hockten, und Hilfskräfte, die von Zimmer zu Zimmer gingen und Tee ausschenkten. Menschen überholten mich, mit Blumensträußen und

pastellfarbenen Pralinenschachteln in den Händen. Ich erreichte das Ende des Flurs und folgte dem Schild zur Säuglingsstation. Darauf war ein Klapperstorch abgebildet, dessen Schnabel mir die Richtung wies.

Die einzelnen Stationen waren alle nach Flüssen in Suffolk benannt worden und gingen von einem Hauptflur ab. Auf der Säuglingsstation lagen die gesunden Babys. Ich kam an zwei Krankenschwestern vorüber, die in eine geflüsterte Unterhaltung vertieft waren. Wenig später sah ich das Einzelzimmer, aus dem die Frau getreten war, die du mit dem Rollstuhl beinahe angefahren hättest. Ich dachte, das Zimmer sei leer, doch hinter der offenen Tür saß eine andere Frau auf dem Bett und redete zärtlich auf das Baby in ihren Armen ein.

Ich verharrte, denn mir war, als hätte ich diese Frau irgendwo schon einmal gesehen.

Wie ich trug sie einen Krankenhauskittel und Pantoffeln. Wir sahen aus wie die

Insassen einer psychiatrischen Klinik. Sie schaute auf und lächelte. Das Baby in ihren Armen trug ein blaues Mützchen, unter dem ein paar zarte blonde Löckchen hervorquollen. Ich dachte daran, wie leicht einem das Lächeln fallen muss, wenn man ein gesundes Baby hat. Die Schönheit dieser Frau zog mich an.

»Ist es ein Junge?«, fragte ich.

Sie nickte und lupfte die Decke über ihrem Kind. Es war größer als Joel und sah entzückend aus. Als es anfang zu weinen, gurrte sie und griff nach dem Fläschchen auf ihrem Nachttisch. Ganz versunken betrachtete sie ihr Baby.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte ich und schleppte mich weiter. Gleich darauf begegnete ich einem Mann, der in Richtung des Zimmers lief. Er war älter, mit schneeweißem Haar, elegant gekleidet und hielt einen riesigen Strauß gelber Rosen in der Hand. Er streifte mich, sodass ich taumelte,

doch er marschierte einfach weiter in das Zimmer, legte die Rosen ab und schloss die Frau und das Baby besitzergreifend in die Arme.

Auf der Intensivstation standen sechs durchsichtige Brutkästen an der Wand. Vier von ihnen waren leer.

Ich ging an der diensthabenden Krankenschwester vorbei zu Joels Bettchen. Bleich und still lag er da. Besorgt wandte ich mich zu der Schwester um, doch sie war in ihren Papierkram vertieft und schaute nicht auf. Ich wollte, dass sie mit mir redete, wollte sie fragen, ob es Fortschritte gab, aber ich wagte es nicht, sie zu stören.

Schließlich kam Dr. Cross, die ihre Visite gerade begonnen hatte, auf mich zu. »Hallo, Miss Wilks. Wie fühlen Sie sich?«

»Gut.« Aber ich war nicht die Patientin.
»Wie geht es meinem Jungen?«

Sie nahm das Klemmbrett, das an dem Brutkasten hing, und warf einen Blick auf die Daten. »Wie erwartet. Die bläuliche Hautfarbe deutet auf die Möglichkeit einer Herzschwäche hin, doch mit den Untersuchungen warten wir noch, bis er gesünder ist. Er hat noch ein bisschen Mühe zu atmen. Das wird ihm leichter fallen, wenn er zugenommen hat und kräftiger geworden ist. Dieses Gerät hier unterstützt ihn und atmet für ihn, wenn seine Lungen nachlassen.«

Ich schaute auf den grünlich leuchtenden Monitor und den Computerausdruck und überlegte, was ich sie noch fragen könnte. Aber die einzige Frage, die meinen Kopf beherrschte, wagte ich nicht zu stellen. Dr. Cross schien mein Schweigen als Einsicht auszulegen und trat an das nächste Bettchen. Eine Hand legte sich auf meine Schulter. Sie gehörte der Schwester, die ihre Eintragungen beendet hatte.

»Haben Sie noch eine Frage, Rose?« Sie musste meine Gedanken gelesen haben, oder aber sie kannte sich in den Herzen der Mütter aus. »Bei uns ist er gut aufgehoben«, fuhr sie fort. »Schauen Sie, vor ein paar Jahren hatten wir diese Technologie noch gar nicht. Damals wären seine Überlebenschancen gering gewesen. Heute können wir so viel mehr ausrichten. Sagen Sie sich nur immer wieder, dass wir einen Schritt nach dem anderen machen.«

Joels Lider zuckten. Dann schlug er die blauen Augen auf und war wach. Sein Blick glitt über mein Gesicht, weise wie der eines alten Mannes. Sein Erinnerungsvermögen war eigentlich noch gar nicht vorhanden, doch er reckte mir die winzigen Fäuste entgegen, als wüsste er, wer ich bin. Ich stützte mich auf den Rand seines Bettchens und reichte ihm einen Finger, den er umklammerte.

»Joel«, flüsterte ich und probierte den Klang seines Namens aus.

Als ich mich in meinem Zimmer auf das Bett setzte, war Nurse Hall gerade gegangen. Eine andere Frau erschien im Türrahmen, ganz in Weiß, wie ein Engel. Sie blinzelte, denn die Sonne schien ihr in die Augen, dann lächelte sie mich an. Ich erkannte sie sofort wieder: Sie war die Frau mit dem süßen Baby. Noch immer konnte ich sie nicht zuordnen, war mir nur sicher, dass ich sie irgendwo schon mal gesehen hatte.

Ungebeten trat sie ein, und ich verkrampfte mich wie ein Tier, das Gefahr wittert. Sie setzte sich neben mich, und ich erkannte, wie klein sie im Vergleich zu mir war. Auch sie hatte erst vor Kurzem entbunden, aber sie wirkte ganz zierlich, und ihre Gesichtszüge waren zart wie die einer Porzellanpuppe. Ihr weißer Morgenmantel ließ sie regelrecht ätherisch scheinen.

»Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus, dass ich einfach so hereingeschneit komme. Aber mein Baby schläft, und ich hatte Lust auf einen kleinen Spaziergang.«

Ihre Worte kamen zögernd, und ihr schönes Gesicht war sorgenvoll. »Nurse Hall hat mir erzählt, dass Ihr Junge auf der Intensivstation liegt. Die Station ist zwar die beste in ganz East Anglia, aber trotzdem muss es schrecklich für Sie sein.«

Inzwischen wusste ich, wie diese zerbrechliche Kindfrau einzuschätzen war, die blasse Haut, das weißgoldene Haar und das Muntere ihres Wesens. Sie gehörte zu den optimistischen, sonnigen Menschen, die Leute wie mich in der Regel mieden. Aber jetzt trugen wir beide ein Krankenhausarmband, und das Kinderbettchen in meinem Zimmer war leer. Wahrscheinlich hatte sie das blind gemacht.

Oder sie war gefühlvoller, als ich dachte, denn selbst wenn wir uns nicht ähnelten,

hatten wir doch beide ein Kind zur Welt gebracht, hatten beide in den Wehen gelegen. Nur dass mein Sohn mit einem Messer aus mir herausgeschnitten worden war. Zwei Babys, zwei kleine Jungen, von denen einer in einem Brutkasten um sein Leben kämpfte, während der andere friedlich schlief.

Die Frau erkundigte sich nach Joel. Dann kam sie auf sich zu sprechen. »Mein Sohn wurde gestern geboren. Mit einem Mal setzten die Wehen ein. Ich hatte Glück, noch rechtzeitig hier anzukommen. Mein Mann ist wie ein Verrückter gefahren, ein Wunder, dass wir keinen Unfall gebaut haben.« Bei den letzten Worten kicherte sie. »Aber alles ist gut gegangen. Für ein paar Tage müssen wir noch hierbleiben.« Dann flüsterte sie: »Ich bin ziemlich schlimm gerissen.« Ein kleines Geständnis von Frau zu Frau. »Aber eigentlich bin ich ganz gern hier. Ich muss mich noch ein bisschen sammeln, denn das, was jetzt kommt, liegt mir nicht so sehr. Sie

mussten mir sogar zeigen, wie man Windeln wechselt.«

Ich hörte ihr zu und beneidete sie um ihre kleinen Sorgen. »Haben Sie denn schon einen Namen für Ihren Jungen?«, fragte ich so leichthin wie möglich.

»Darüber haben mein Mann und ich noch nicht gesprochen. Aber ich möchte ihn Luke nennen. Dominic kommt nachher noch mal vorbei, dann kann ich ihm den Vorschlag machen. Er ist ziemlich erschöpft, auch wenn er es nicht zugibt. Seine Arbeit, die Aufregung, die schlaflose letzte Nacht, all das macht ihm zu schaffen. Ich habe ihm gesagt, er brauche heute nicht mehr zu kommen, aber davon wollte er nichts hören. Für Väter ist das alles sehr schwierig, finden Sie nicht?«

»Na ja.«

»Wie hilflos sie sich fühlen müssen, wenn wir in den Wehen liegen. Eigentlich wollte Dominic sich nach der Geburt unseres

Kindes zwei Wochen freinehmen, aber dann ist er heute doch wieder zur Arbeit gegangen. Er meinte, um hier herumzusitzen, brauche er seine Urlaubstage nicht zu vergeuden. Er ist stellvertretender Leiter eines Internats und kann sowieso nie abschalten. Was macht denn Ihr Mann beruflich?«

»Er arbeitet im Hotelgewerbe.«

»Dominic arbeitet einfach zu viel. Ich hoffe, wenn er kommt, bringt er mir meine Kosmetiktasche mit. Ich möchte mich schminken und wünschte, ich könnte schon wieder vernünftige Sachen tragen, aber mir passt ja nichts mehr.« Sie zwickte sich in den Bauch. »Ich bin Ballettlehrerin. Normalerweise unterrichte ich zwanzig Stunden pro Woche. Würde mir jetzt keiner zutrauen, so wie ich aussehe, was?«

In dem Moment machte es bei mir Klick. Das Wort »Ballettlehrerin« war der Auslöser. Sie war die kleine Ballettratte, in die du dich so hoffnungslos verliebt hattest.

Sie war die Frau auf dem Foto in deinem Portemonnaie. Sie war deine Exfrau Emma.

Mein Puls begann zu rasen. Ich dachte an deine Besuche bei ihr, an die Nacht, in der du nach Hause gekommen warst und nach frischen Äpfeln gerochen hattest. Wie Gift durchströmte die Erkenntnis mich.

Ich wusste, dass du sie nicht sehen durftest. Und sie durfte nicht erfahren, wer ich bin. Ich musste dich von ihr fernhalten.

Denn wenn ihr euch wiedersehen würdet, wären die vergangenen Monate im Nu zu nichts zerronnen.

»Dominic!«

»Hallo, Liebling. Die Schwester hat mir gesagt, dass du hier bist.«

Emmas Ehemann betrat mein Zimmer, in einem grauen Anzug, hochgewachsen und übermächtig. Es wunderte mich, dass er so viel älter war als sie.

»Das ist Rose«, sagte Emma.

Dominic beachtete mich kaum. Er hatte nur Augen für seine Frau.

Am nächsten Morgen weckte mich die Fröhschicht. Ich hörte die Schwestern murmeln, während sie die Übergabe machten. In meinem Zimmer schob eine Putzfrau ihren Mopp lustlos unter mein Bett. Ich lag noch immer in dem Einzelzimmer und blieb von den anderen Frauen getrennt. Wenn ich an Emma dachte, litt ich Folterqualen. Ich erinnerte mich an den Singsang ihrer Stimme und ihre ahnungslose Miene. Sie war nicht allzu weit von mir entfernt untergebracht, und das machte mir am meisten zu schaffen. Gerade als es schien, dass ich das haben konnte, was ich mir wünschte, sogar deine Liebe, die ich durch unseren Jungen gewonnen hatte, drohte es mir unter den Händen zu zerrinnen. Deshalb durftest du Emma auf

gar keinen Fall sehen. Das würde ich nicht zulassen.

Ungeduldig wartete ich auf das Frühstück. Danach wollte ich Joel in seinem Brutkasten besuchen und die Schwestern fragen, ob ich ihn baden durfte. Als ich auf die Uhr schaute, war es Viertel nach acht. Die Schwestern hatten sich verspätet, aber ich konnte den Wagen über den Flur rattern hören. Kurz darauf kam Nurse Hall herein, die mich erst anlächelte und dann gähnte.

»Sie sehen müde aus«, begrüßte ich sie.

»Gestern hatte ein Freund von mir Geburtstag. Wir haben in einem Klub gefeiert, und ich war erst um drei zu Hause. Jetzt habe ich einen schrecklichen Kater, aber leid tut es mir nicht.«

Nurse Hall war nicht viel jünger als ich, wahrscheinlich so um die fünfundzwanzig, doch sie schien das Leben eines Teenagers zu führen. Ich dagegen war nie in einem Nachtclub gewesen, das war einfach nicht

mein Ding, ganz gleich, wie oft du versucht hast, mich dazu zu überreden. Ich fühlte mich zu alt, um tanzen zu gehen, und war nicht hübsch genug, um mich in einem Klub wohlfühlen. Doch ich fragte mich, wie es wäre, sich schick anzuziehen, Wodka zu trinken und bis drei Uhr morgens zu lauter Musik zu tanzen. Würde ich dabei meine Sorgen vergessen? Ich beneidete Nurse Hall um die dunklen Augenringe und den dröhnenden Schädel.

»Wie geht es Joel?«, fragte sie.

»In den letzten vier Tagen hat er sechzig Gramm zugenommen.«

Sie strahlte mich an. »Aber das ist ja wunderbar. Bestimmt können Sie ihn bald mit nach Hause nehmen. Hat sich die Ärztin dazu schon geäußert?«

Ich schüttelte den Kopf und rührte konzentriert meinen Tee um. Dass wir wieder nach Hause gehen konnten, wagte ich mir gar nicht vorzustellen, denn das war ein

zu großer Schritt. Allein der Gedanke daran machte mir Angst. Noch größere Angst hatte ich jedoch davor, dass du Emma wiedersehen könntest.

»Würden Sie mir vielleicht einen Gefallen tun?«

»Welchen denn?«

»Könnten Sie Jason anrufen und ihn bitten, mir ein bisschen Zeit zu lassen und für ein oder zwei Tage nicht zu kommen?«

»Das ist aber nicht ganz leicht für mich.«

»Ich brauche ein wenig Ruhe. Nur für ein paar Tage. Ich möchte nicht, dass er mich so bedrückt und müde sieht.«

Nurse Hall nagte an ihrer Lippe. »Na schön, wenn Sie das wirklich möchten, rufe ich ihn an.«

»Danke, das ist sehr lieb von Ihnen.«

»Am besten, ich mache es gleich.« Nurse Hall berührte mich am Arm. »Schauen Sie nur, Sie haben Besuch.«

In der Tür stand Emma in einem himmelblauen Wickelkleid und war wunderschön anzusehen. In ihrem Arm lag ihr schlafendes Baby.

»Hi, Emma«, sagte Nurse Hall freundlich. Es kränkte mich, dass sie Emma ebenso nett wie mich behandelte. »Wie geht es Ihnen? Und wie geht's dem kleinen Luke?«

Mit seligem Blick betrachtete die junge Mutter ihren Sohn. Um ihn nicht zu wecken, flüsterte sie: »Vielen Dank, uns geht es bestens. Und wissen Sie schon das Neueste? Heute Morgen werden wir entlassen.« Sie schaute Nurse Hall und mich an. »Ich bin schon ganz nervös. Ich glaube, die Verantwortung macht mir Angst. Am liebsten würde ich noch ein bisschen hierbleiben.«

Nurse Hall lächelte sie aufmunternd an. »Ein Baby mit nach Hause zu nehmen ist ja auch aufregend. Aber Sie schaffen das schon. Alle guten Mütter machen sich Sorgen um

ihr Kind.« Sie zeigte auf mich. »Rose wird die Nächste sein, die uns verlässt.«

Ich hatte einen Trostpreis bekommen.

»Ganz sicher«, sagte Emma, aber als sie sich auf meine Bettkante setzte, schien ihr Glück sie verlegen zu machen. »Sollen wir Joel besuchen gehen?« Sie legte ihre warme Hand auf meine. Ich roch ihr Parfum, ein leichter Duft nach frischen Äpfeln.

Gemeinsam machten wir uns auf den Weg zur Intensivstation. In einem Arm hielt Emma ihr Baby, mit dem anderen zog sie mich mit sich. Offenbar wusste sie nicht, wie man das Köpfchen eines Säuglings richtig stützt, denn es schlenkerte hin und her. Ich ging langsam, denn mit jedem Schritt steigerte sich meine Angst, und ich fragte mich, ob ich diesen Weg womöglich zum letzten Mal zurücklegte. Ich hatte die grausame Vision, am Ziel ein leeres Bettchen vorzufinden.

Doch als wir ankamen, lag Joel wie immer in seinem Brutkasten. Für einen Moment durchzuckte mich Erleichterung, aber dann wurde mir klar, wie winzig mein Sohn noch immer war. Er war wach, und als ich mich über ihn beugte, richtete er seine blauen Augen auf mich.

»Erkennst du mich?«, flüsterte ich. »Oder siehst du nur einen dunklen Fleck?« Ich hielt ihm meinen Finger hin.

Er gab keinen Laut von sich, doch sein Mund öffnete sich, als wollte er sprechen. Der Schlauch war inzwischen entfernt, die Geräte waren fortgeräumt worden. Ich konnte Joel berühren und küsste ihn auf Wange und Nase. Er legte ein Händchen auf meinen Arm. Überwältigt küsste ich ihn noch einmal.

»Wie niedlich er ist«, ertönte hinter mir eine Stimme, und ich fuhr herum.

Die diensthabende Schwester stand hinter mir. Ich lächelte sie dankbar an. Doch dann

erkannte ich, dass sie mit Emma gesprochen hatte und Luke ansah. Emmas Wangen glühten vor Stolz.

»Alle hier sind so nett zu mir«, sagte sie. »Schon deshalb fällt es mir schwer, zurück nach Hause zu gehen. Ich habe Angst, mit Luke allein zu sein. Können Sie das verstehen?«

»Das ist völlig normal.« Die Schwester wandte sich zu mir um. »Joel fängt an zu reagieren. Wenn Dr. Cross Visite machte, werde ich sie fragen, wann Sie den Jungen mit nach Hause nehmen können.«

»Wirklich?«

»Ja, er nimmt stetig zu und trinkt auch schon sehr schön aus dem Fläschchen. Wenn Sie möchten, können Sie sogar versuchen, ihn zu stillen. Ich glaube, inzwischen ist er kräftig genug.«

Mein Herz machte einen Satz.

Die Schwester hob Joel aus seinem Bettchen. Wie eine Puppe lag er in ihren

Armen, friedlich und blass. »Na, junger Mann, möchtest du ein Schlückchen trinken. Sollen wir es heute mal ohne Fläschchen versuchen?«

Behutsam reichte sie mir ihn, und ich spürte, wie wenig er wog. Sein Mündchen suchte, fand meinen Arm und begann ganz leicht daran zu saugen.

»Ich glaube, er hat Hunger«, sagte die Schwester und zog mir einen Stuhl heran. Ich setzte mich und wusste, ich hatte keine andere Wahl. »Sie sind an die Saugnäpfe gewöhnt«, erklärte sie. »Das Stillen wird sich zuerst ein wenig fremd anfühlen.«

So selbstverständlich wie alle, die täglich mit den Körpern anderer Menschen umgehen, schob sie meinen Kittel hoch. Meine Brüste waren schwer vor Milch und von Venen durchzogen.

Emma beobachtete mich, und ich wünschte, sie würde sich abwenden. »Ich gebe Luke die Flasche«, teilte sie mir mit.

»Deshalb weiß ich jetzt gar nicht, wie ich Ihnen helfen kann.«

Joel bewegte den Kopf suchend hin und her, mit offenem Mund, wie ein Vogelkücken. Die Schwester zerrte an mir und versuchte, mich richtig hinzusetzen. Emma drückte Luke an sich und verfolgte das Geschehen aufmerksam. Meine Brüste wurden befangert und zurechtgerückt – und mit einem Mal war mir alles zu viel. Ich schaffte es nicht.

»Lassen Sie mich los!«, rief ich aufgebracht und stieß die Schwester fort. Sie fuhr zurück, als hätte ich sie geschlagen.

Emma verlagerte Luke und legte einen Arm um mich. »Das ist doch kein Problem, Rose. Ich habe den Bogen auch nicht rausgekriegt.«

Deine Geliebte tröstete mich. So weit war es schon gekommen. Kannst du dir vorstellen, wie ich mich gefühlt habe?

Danach kehrte Stille ein. Emma half mir, Joel die Flasche zu geben. Über meinen

kurzen Wutausbruch verlor sie kein Wort. Die Schwester verzog sich wieder an ihren Schreibtisch und machte weiter Eintragungen. Dann war ihre Schicht zu Ende, und sie huschte wortlos davon. Emma und ich saßen zusammen, bis die Besuchszeit begann und Dominic erscheinen würde. An den Gedanken, nach Hause zu gehen, hatte sie sich inzwischen gewöhnt.

»Dominic wird sich darüber freuen. Er hatte ja noch gar keine Gelegenheit, Luke kennenzulernen. Er wird sich Zeit nehmen und mir helfen.« Sie zog eine kleine Kosmetiktasche hervor. »Könnten Sie Luke bitte kurz halten, während ich zur Toilette gehe? Ich schminke mir nur rasch die Lippen.«

Ich blieb mit den beiden Säuglingen zurück.

Bisher hatte ich Luke noch nie aus der Nähe betrachtet. Er hatte graue Augen, sein Teint war rosig und gesund. Ich streifte ihm das blaue Mützchen ab und entdeckte feines

blondes Haar. Es war gelockt. Rotgoldene kleine Locken. Noch einmal studierte ich sein Gesicht, und mir war, als entdeckte ich vertraute Züge darin.

Verstohlen schaute ich mich um. Die Schwester stand im Flur und unterhielt sich mit einer anderen. Ich stand auf und legte Luke neben Joel in dessen Bettchen.

Die beiden hätten Brüder sein können. Luke der kräftigere, gesunde ältere von ihnen. Ich hatte den Mickerling geboren.

Joel war kleiner, doch er hatte die gleiche Gesichtsform wie Luke. Auch die mandelförmigen Augen ähnelten sich sehr. Und dann noch das wunderschöne rotgoldene Haar der beiden. Wie konnte mir das entgangen sein? Luke und Joel hatten beide dein Gesicht, Jason.

Ich hob Luke wieder aus Joels Bettchen. Lukes Mutter war eine Hure und sein Vater ein Schwächling, doch dafür konnte der Junge nichts. Ich war so wütend auf dich,

dass mein Gesicht brannte und mir das Blut in den Adern kochte. Es war nicht gerecht. Emma hatte dir einen nahezu perfekten Sohn geschenkt, während ich den kranken, blassen geboren hatte. Es war so verkehrt und unfair, dass ich spürte, wie Hass mein Herz erfüllte. Rita und Mum hatten mich vor dir gewarnt und mir geraten, dich zu verlassen. Sie hatten alles vorhergesehen und gewusst, dass ich nach der Geburt meines Kindes leiden würde.

Die neue Schwester kam, setzte sich an den Schreibtisch und beobachtete mich argwöhnisch. Offenbar hatte ihre Vorgängerin ihr von meinem Wutanfall erzählt.

Ich beugte mich über Joel, betrachtete mein Baby und lächelte ihm zu. Seine Augen waren starr. *Er fixierte mich.* Ich bewegte mich und stellte fest, dass sein Blick mir nicht folgte. Seine Haut wirkte wächsern, und ich streichelte ihn, bis ich entsetzt spürte, dass er sich kühler als sonst anfühlte.

Ich zwickte ihn in den Arm. Als er nicht reagierte, legte ich den Kopf an seine Brust. Nichts regte sich.

Panisch ließ ich Luke in ein leeres Bettchen fallen, packte Joel und schüttelte ihn. »Joel!«, rief ich. »Joel!«

Im Nu war die Schwester bei mir, legte meinen Jungen zurück und führte ihr Ohr an seine Brust. Im nächsten Moment stürzte sie zu der roten Alarmtaste an der Wand und schlug mit der Faust darauf.

»Bitte«, wimmerte ich. »Sagen Sie mir doch, was passiert ist.«

Sie rollte ein Gerät an Joels Bettchen, stieß mich fort und konzentrierte sich auf mein Baby. Ich wollte zu ihm und ihn schütteln, bis er wieder atmete. Dann hörte ich eilige Schritte, wurde zur Seite geschoben und sah nur noch den Rücken eines Arztes und den Rand des Bettchens. Luke fing an zu weinen, und ich trat zu ihm und nahm ihn hoch. Eine zweite Schwester sah mich, flüsterte dem

Arzt etwas zu und führte mich aus dem Raum.

Von innen wurde die Tür geschlossen und vor der Glasscheibe eine Jalousie heruntergelassen. Unten blieb eine Lücke, durch die ich spähte und weiße Kittelstreifen erkannte, Hände und pumpende Arme, die versuchten, meinen Sohn zu retten. Unseren Sohn.

Ich hielt Emmas Baby in den Armen und schaute zu.

31.

Wie an jedem Sonntag ist die Atmosphäre im Gefängnis aufgeladen. Aber ich versuche ruhig zu bleiben, ganz gleich, was geschieht. Die zivilen Angestellten sind an den Wochenenden zu Hause, nur die Wärter und die Inhaftierten sind da. Und der Kaplan ist natürlich zugegen, für diejenigen, deren Droge der Glaube ist. Unterrichtsstunden gibt es heute nicht, keine Kurse, in denen wir lernen, wie man sich benimmt, und auch keine Seelenklempner, die uns analysieren. Wir sind so frei, wie man es im Gefängnis nur sein kann, was allerdings zu Langeweile führt und deshalb auch zu unwillkommenen Gedanken. Etlichen Insassen wird das zu viel, sodass es immer wieder zu Wutausbrüchen und Prügeleien kommt.

Sonntags dürfen wir ein paar Kleinigkeiten kaufen, weshalb wir unsere mageren Löhne zusammenkratzen oder das Geld, das uns Angehörige oder Freunde geschickt haben. Das Angebot ist dürftig, doch das bisschen, was es gibt, ist für uns kostbar. Wir können die Sachen für Tauschgeschäfte nutzen oder sie uns sorgsam einteilen und versuchen, bis zum nächsten Sonntag damit auszukommen. Mich erinnert das immer an die Schule früher, als wir uns vor dem Kiosk gegenüber drängten und darauf brannten, Süßigkeiten zu essen oder, später, als wir älter waren, uns Zigaretten zu besorgen. Sogar billiges Shampoo und einfache Schönheitsprodukte können wir hier erstehen, doch die meisten Frauen beschwerten sich über die geringe Auswahl. Sie möchten sich hübsch machen, wenn auch nur für einen Tag, denn sonntag-nachmittags ist Besuchszeit.

Gefangene wie ich dürfen nur einmal in vierzehn Tagen Besuch bekommen, deshalb

sind die Frauen, die niemanden erwarten, an den Sonntagen besonders gereizt. Sie denken an ihren Ehemann oder Freund, den sie nicht sehen werden, an den Sohn oder die Tochter, die sie nicht umarmen können. An den Sonntagen, an denen sie mit ihren Angehörigen rechnen, sind sie dagegen angespannt, erst recht wenn sie einen von ihnen seit Längerem nicht gesehen haben. Es ist ja auch schlimm, auf ein Gesicht zu warten, nach dem man sich geseht hat, auf das eigene Kind, das größer und älter geworden ist, und dann das lähmende Schweigen, wenn man ihnen schließlich gegenüber sitzt und nicht weiß, was man sagen soll, da die Gefängniswelt nur aus Grau besteht. Und erst der Schmerz und die Einsamkeit und Furcht, die einen befallen, wenn der Befehl zum Abschiednehmen kommt. Die Tränen der Kinder sind am schlimmsten, insbesondere wenn sie noch zu klein sind, um die Trennung zu begreifen.

Hinterher kehren wir in unsere Zellen zurück. Die Neuen weinen dann meist in ihre dünnen Kopfkissen, ebenso wie die Frauen, die von Familienfesten gehört haben, bei denen sie nicht dabei sein konnten, die erfahren haben, dass ihr Mann oder Freund sie betrügt oder dass ihr Kind seinen ersten Zahn bekommen hat.

Doch all das gilt nur für die anderen Frauen, nicht für mich. Für mich ist jeder Tag ein weiterer Schritt in Richtung Freiheit. In zwei Wochen wird die Bewährungskommission tagen, weshalb ich die Stunden hier drin wie ein Kind zähle, das auf Weihnachten wartet. Sie müssen mich einfach freilassen. Ich war eine gute Gefangene und habe stets sorgfältig und zuverlässig gearbeitet. So etwas wissen die Wärter zu schätzen. Ich bedrohe niemanden und prügele mich nicht. Ich gebe den Frauen Zigaretten, wenn sie keine mehr haben, und

verlange später nicht, dass sie mir für eine geborgte Zigarette zwei zurückzahlen.

Die Schicht wechselt. Officer Callahan zieht sich zurück, Officer Burgess übernimmt die Wache. Im Gefängnis lernt man zu lauschen.

Zwei Dinge lassen sich über die Wärter sagen: Sie können ihren Schwanz nicht in der Hose lassen und ihre Zunge nicht im Zaum halten. Insbesondere bei den Jüngeren von ihnen ist das der Fall, denn sie glauben noch, sie müssten sich beweisen. Als Mark Burgess zum Dienst erscheint, läuft er so beschwingt über den Flur, als hätte er im Lotto gewonnen. An Janies Zellentür hält er an und fragt nach, ob sie am Nachmittag Besuch erwarte. Er mag Janie am liebsten von allen, denn sie macht ihm keine Angst. An meiner Zellentür geht er immer vorüber und ist bisher noch kein einziges Mal stehen geblieben.

Dave Callahan ruht sich in seinem Büro aus, legt die Füße auf den Tisch und liest die

Sunday Sport. Wir Gefangenen dürfen keine pornografischen Fotos besitzen, doch die Wärter können sich anschauen, was sie wollen. Ich stehe im Eingang meiner Zelle und lausche.

»Hallo, Dave. Willst du einen Kaffee?«

»Nicht nötig. In fünf Minuten bin ich weg.«

»Gab's irgendwelche Probleme?«

»Ach wo. Hab die ganze Zeit geschlafen.«

»Ich war auf einer Party.«

»Wirklich?«, fragte Callahan ohne jedes Interesse.

»Bei Paul Chatham.«

»Bei dem Schwuli? Wie ist denn der Freund von dem?«

»Nett.« Mark klingt verlegen.

»Waren noch andere Schwuchtel da?«
Callahans Interesse ist geweckt.

»Nein, aber Cate Austin.«

Ich spitze die Ohren.

»Und? Ist die eiserne Jungfrau locker geworden?«

»Und wie! War gar nicht mehr zu bremsen.« Mark lacht.

Stille breitet sich aus.

»Du kleines Ferkel«, sagt Callahan schließlich.

»Ist abgegangen wie eine Rakete, die Kleine«, setzt Mark hinzu.

Ich bin baff und versuche, diese Information in das Puzzle Cate Austin einzusetzen, das ich vor einigen Wochen begonnen habe. Es gelingt mir nicht.



Kurz darauf betrete ich Janies Zelle. Sie ist dabei, auf ihrem Block eine Katze zu malen. Es sieht aus wie eine Kinderzeichnung.

»Ich hab wieder einen Brief von meinem Dad bekommen«, sagt sie und zieht den Brief unter ihrem Kopfkissen hervor, eine

verknitterte Seite, obwohl Janie sie unmöglich gelesen haben kann. »Liest du ihn mir vor?«

»Natürlich. Aber zuerst musst du mir erzählen, wie es am Freitag in Ipswich war. Hast du die Adresse gefunden?«

Ich frage sie ganz beiläufig, dabei bin ich in Wahrheit bis aufs Äußerste gespannt. Ich weiß, dass Janie geführt werden muss, wie alle Komplizen, denen man einen Auftrag gibt, denn sie ist nicht so mutig wie ich. Doch ich spüre, dass Mum und Rita über mich wachen und mir raten, umsichtig zu sein.

»Klar. War ganz einfach. Hinterher bin ich zu spät zum Unterricht gekommen, aber Miss Reed weiß ja, dass ich bloß den einen Tag frei habe. Ich habe ihr im Park ein paar Blumen gepflückt. Und in der letzten Woche war ich bei Boots und habe alle Parfums durchprobiert. Da hat Miss Reed gesagt, ich würde wie ein Blumenladen riechen.«

Ich versuche, mir meine Ungeduld nicht anmerken zu lassen, so schwer mir das auch fällt. »Wie hast du das Haus gefunden?«

»Na, du hattest mir doch eine Straßenkarte gemalt, und das Haus war genau, wie du es gesagt hast. Durch die Fenster habe ich auch reingeschaut, so wie du es wolltest, aber da war niemand. Die haben es schön, großes Wohnzimmer, teurer Fernseher und so eine feine Sitzecke.«

»Was noch?«

»An einer Wand stand ein kleiner Stuhl für ein Baby.«

»Was sagst du da? Bist du dir sicher?« Ich höre, wie meine Mum mir rät, es dabei zu belassen.

»Na, hör mal, ich weiß doch, was ich gesehen habe. Ein kleiner Stuhl zum Wippen, rosa, mit gelben Sternen und einer Schnur, an der kleine Rasseln hingen. Wie für ein ganz kleines Baby.«

»Eine rosa Babywippe?« Die Geister werden lauter und möchten, dass ich schweige, ehe ich Dinge erfahre, die mir bloß wehtun werden.

»Eigentlich komisch.« Janie kratzt sich am Kopf. »Die Kleine auf dem Foto in ihrem Büro ist doch viel zu alt für so ein Stühlchen.«

»In welchem Büro?«

»Na, dem von deiner Bewährungshelferin. Die Tochter von ihr ist doch kein Baby mehr.«

»Nein.« Mir wird schwindelig.

»Meinst du, Cate Austin hat noch ein Kind?«

»Janie«, sage ich so gefasst wie möglich. »Das war nicht das Haus von Cate Austin.«

Sie runzelt die Stirn. »Von wem denn dann?«

»Von einer Freundin von mir. Sie muss wieder ein Baby bekommen haben.« Ich massiere mir die Schläfen und atme tief

durch. »Das hast du wirklich gut gemacht, Janie.«

Janie strahlt und freut sich über mein Lob. Ich mache kehrt, wanke zurück in meine Zelle und lasse mich auf mein Lager fallen.

Denk nach, Rose! Woher kommt dieses neue Baby? Hat es etwa auch rotgoldenes Haar?

Rita und Mum sind in meiner Zelle und flehen mich an, die Angelegenheit zu vergessen.

Ticktack, ticktack, verstreichen die Minuten bis zu dem Tag, an dem sich die Bewährungskommission trifft.

Cate Austins Gutachten ist der Schlüssel zu meiner Freiheit. Wenn sie meine Freilassung nicht empfiehlt, bleibe ich hinter Schloss und Riegel. Deshalb muss ich ihr beweisen, dass ich ein guter Mensch geworden bin.

Janie hat noch einmal im Büro der Bewährungshelferin herumgeschnüffelt, aber etwas Neues habe ich nicht erfahren. Ich weiß nur, dass Cate eine vier- oder fünfjährige Tochter namens Amelia hat, aber offensichtlich keinen Ehemann. Falls Officer Burgess nicht lügt, war sie mit ihm im Bett. Dass sie sich mit einem solch grünen Jungen

eingelassen hat, ist mir unbegreiflich. Sie muss doch gewusst haben, dass sich so einer anschließend damit brüstet. Warum sind Frauen nur immer so schwach, wenn es um Männer geht? Im Gefängnis gibt Cate sich stets zugeknöpft und professionell, aber ihr Privatleben scheint eine Katastrophe zu sein. Letzteres war bei Emma auch der Fall.

Ich setze die Puzzlestücke weiter zusammen und betrachte das halb fertige Bild. Cate Austin braucht also einen Mann. Sie liebt ihre Tochter, das weiß ich seit dem Tag, an dem Amelia den Unfall hatte. Aber es ist gut, dass sie ein Kind hat, denn dann wird sie nachempfinden können, wie es für mich war, als ich mein Baby verlor. Wie ich zwei Babys verlor.

Aber kann ich mir Cate überhaupt schwanger vorstellen, in freudiger Erwartung eines Kindes, das sie später gestillt hat? Sie wirkt so unnahbar und strikt, dass es mir

schwerfällt, sie als sanfte, zärtliche Mutter zu sehen.

Nach Joels Geburt war mein Körper weich und rund wie der einer Amme. Doch das änderte sich rasch, denn als er starb, schmolz mein Fett, als wären meine Knochen aus heißem Eisen. Auch später nahm ich nicht mehr zu, und wenn ich nachts auf dem Bauch liege, bohren sich meine vorstehenden Hüftknochen in die dünne Matratze. Mein Bauch dagegen ist eingefallen, als hätte er resigniert. Am meisten haben jedoch meine Brüste gelitten. Nach Joels Geburt hatte die Milch sie prall und schwer gemacht, jetzt hängen sie leer und schlaff herab.

Eintrag in mein schwarzes Buch

»Es tut mir sehr leid«, sagte Dr. Cross.

»Aber ich glaube, sein kleines Herz hat einfach aufgegeben.«

Eine Stunde nach Joels Tod kam sie zu uns. Die Tür meines Zimmers war geschlossen, die Jalousie vor dem Fenster heruntergezogen. Luke war wieder bei seiner Mutter. Sie hatten dich sofort gerufen, und du kamst direkt von der Arbeit, standest unter Schock und warst verwirrt. Du saßest an meiner Seite, und deine verschwitzte Hand umklammerte meine. Du wolltest es nicht glauben, konntest den Tod unseres Sohns nicht begreifen.

»Ihm ging es doch besser«, sagtest du ein ums andere Mal. »Er war doch außer Gefahr.«

»Das dachten wir auch«, entgegnete Dr. Cross. »Es sah gut aus. Genaueres werden wir erst nach der Obduktion wissen, aber vermutlich hatte Ihr Kind einen Geburtsfehler. Eine Herzschwäche, die geblieben wäre.« Sie machte eine Pause, um uns Zeit zu geben, das Gehörte zu verdauen.

Du schütteltest den Kopf. »Aber er war doch auf der Intensivstation und stand unter Beobachtung. Wie konnte Ihnen denn so etwas entgehen?«

»Um es herauszufinden, hätten wir Untersuchungen machen müssen, für die Joel noch zu schwach war. Glauben Sie mir, wir haben alles getan, um ihn wiederzubeleben. Nach der Obduktion werden wir mehr wissen.«

»Keine Obduktion«, sagtest du mit brüchiger Stimme. »Sein kleiner Körper hat schon genug durchgemacht.«

Dr. Cross ließ sich nicht beirren und erwiderte sehr bestimmt: »Wir müssen die genaue Todesursache feststellen.«

»Wozu soll das noch gut sein?« Du fielst in dich zusammen und begannst zu weinen. Aus deiner Fassungslosigkeit war Kummer geworden. »Wir haben unser Kind verloren, und nichts bringt es mehr zurück.«

Du strecktest die Arme nach mir aus und vergrubst deinen Kopf an meiner Brust. Ich spürte deinen bebenden Körper und hätte dich am liebsten fortgestoßen. *Das ist alles deine Schuld*, dachte ich und hörte dich schluchzen. Außer Zorn empfand ich für dich nichts. Dein wirres Haar störte mich im Gesicht, und von deinen Tränen wurde mein Hals nass. Meine Augen blieben trocken.

Nachdem Dr. Cross sich verabschiedet hatte, blieben wir für lange Zeit allein. Du versuchtest, Joels Tod zu verarbeiten.

»Das werde ich mir nie verzeihen«, sagtest du wieder, und ich dachte, dass ich es dir auch nie verzeihen würde.

Irgendwann klopfte es leise. Es war Nurse Hall, die hereinkam und den Arm um uns legte.

»Es tut mir so unendlich leid.«

Sie hatte geweint, das hörte ich an ihrer Stimme. Verwundert hob ich den Kopf und sah, dass ihre Augen noch immer gerötet waren. Sie setzte sich auf die Bettkante und umfasste meine Hand. Dein Kopf lag an meiner Schulter. So saßen wir da und lauschten stumm unseren Gedanken, denn keiner von uns wusste, was er sagen sollte. Plötzlich ertönte ein Summen. Nurse Hall löste sich von mir, warf einen Blick auf ihren Pager und schaltete ihn aus.

»Sie sind so weit«, erklärte sie.

Schwerfällig kletterte ich aus dem Bett. Nurse Hall hielt uns die Tür auf. Auf dem Flur nahm sie meinen Ellbogen und stützte

mich, während wir den qualvollen Weg zu Joel einschlugen.

Sie hatten ihn in einer Kammer in ein Gitterbettchen gelegt und in eine weiße Vliesdecke gehüllt. Sein Gesicht war so blass und wächsern wie das einer Puppe. Du musstest dich auf das Gitter stützen, während du auf deinen toten Sohn starrtest und wieder zu schluchzen begannst. Mit Tränen in den Augen strich Nurse Hall dir über den Rücken. Du beugtest dich vor und gabst Joel einen Kuss. Als deine Lippen seine reglose Wange berührten, dachte ich, du würdest zusammenbrechen. Nurse Hall schlang einen Arm um dich und half dir zu einem Stuhl. Ich küsste Joel ebenfalls. Seine Haut fühlte sich warm an. Ich legte meine Wange an seinen Mund und betete darum, seinen Atem zu spüren.

Bitte, lieber Gott, lass es einen Irrtum gewesen sein. Lass ihn aufwachen.

Aber es gab keinen Gott, der mich hörte. Es gab kein Wunder. Nur einen leeren Abgrund. Nichts hatte mehr Bedeutung. Ich fragte mich, ob meine Mum uns zusah.

Eine Stunde saßen wir bei unserem toten Sohn. Nurse Hall blieb bei uns, obwohl ihre Schicht längst zu Ende war. Dafür war ich ihr dankbar.

»Ich möchte nach Hause gehen«, sagte ich.

Nurse Hall nickte. »Das ist verständlich. Soll ich Ihre Sachen packen und die Entlassungspapiere vorbereiten?«

»Ja, bitte.«

Als sie zurückkam, hatte sie meine Sachen in eine Plastiktüte gesteckt. Sie führte uns aus der Kammer über den Flur und an der Intensivstation vorüber. Ich schaute nicht hin. Wir erreichten die Entbindungsstation.

Es dauerte einen Moment, ehe mir klar wurde, dass wir uns Emmas Zimmer näherten.

Zu meinem Entsetzen erkannte ich, dass die Tür offen stand. Ich wollte nicht weitergehen, überlegte panisch, wie ich uns aufhalten konnte, und verlangsamte meinen Schritt.

Doch die Tür kam unweigerlich näher. Ich konnte Emma und ihren Ehemann sehen. Er hielt Luke im Arm, zeigte ihm ein kleines Spielzeug. Emma glättete einen Rock auf dem Bett, faltete ihn sorgsam zusammen und legte ihn in einen Koffer. Ihr Mann beugte sich zu ihr hinab und sagte etwas. Sie lächelte und gab Luke einen Kuss. Auch sie war auf dem Weg nach Hause, aber sie konnte ihr Baby mitnehmen.

Du hattest sie noch nicht entdeckt, doch ich wusste, falls es dazu käme und du Luke sehen würdest, wäre für mich alles vorbei, und meine Welt würde zusammenbrechen. Jeder Schritt brachte die Gefahr näher.

Emma griff nach ihrer Handtasche. Nur noch wenige Sekunden, und sie würde in den Flur hinaustreten.

Wie ein fallendes Segel ließ ich mich zu Boden sinken.

Dann krümmte ich mich und drückte die Hände auf meine Brust. Du gingst sofort in die Hocke, strichst mir die Haare aus dem Gesicht und versuchtest mir aufzuhelfen.

Mühsam raffte ich mich auf, und als ich stand, sah ich Emmas Rücken und ihren Mann, der ihr mit dem Koffer über den Flur folgte. Irgendein guter Geist sorgte dafür, dass Emma sich kein einziges Mal umdrehte. Ich dankte Mum und Rita, die verhindert hatten, dass du Emma und Luke entdecktest.

Als Jason Clark am Montagmorgen die Tür öffnete, waren sein Haar noch feucht von der Dusche und sein Hemd halb zugeknöpft. Cate warf einen Blick auf ihre Uhr. Sie war nicht zu früh erschienen, es war schon kurz vor zehn.

Er trat zur Seite und zeigte nach oben.
»Den Weg kennen Sie ja.«

Als sie ihn zuletzt gesehen hatte, hatte er weinend auf dem Fußboden gehockt, doch falls er sich daran erinnerte, zeigte er es nicht.

Das Wohnzimmer war diesmal aufgeräumt. Nirgendwo lag etwas herum, und die CDs standen ordentlich aufgereiht in einem Ständer.

»Möchten Sie etwas trinken?«

»Ja, danke. Eine Tasse Kaffee wäre nett.«

»Schwarz, ohne Zucker, richtig?«

»Richtig.«

Er verschwand in die Küche. Cate hörte seine Schritte und wenig später das Pfeifen eines Wasserkessels. Sie öffnete ihre Aktentasche, zog Block und Stift hervor und legte beides auf den Couchtisch.

Jason kehrte mit zwei dampfenden Bechern zurück und reichte ihr einen. »Bitte verschütten Sie den Kaffee diesmal nicht.«

»Das war mir sehr unangenehm«, bekannte Cate und schaute auf den dunklen Fleck, der auf dem Teppich zurückgeblieben war.

»Ich weiß, es hat Sie aufgebracht.«

»Ist ja schon gut.«

»Beim letzten Mal haben Sie so etwas gesagt wie, ich würde den Finger in jede Wunde stecken. Darüber habe ich eine ganze Weile nachgedacht, aber ich weiß immer noch nicht, wie Sie es gemeint haben.«

»So, wie ich es gesagt habe. Manchmal lässt man die Dinge besser ruhen.«

»Nur geht das in diesem Fall nicht. In der nächsten Woche tagt die Bewährungskommission. Um mein Gutachten zu schreiben, muss ich Ihnen leider noch einige Fragen stellen.«

»Denn ohne Ihr positives Gutachten kommt Rose nicht frei.«

»So ist es.« Cate blies über den heißen Kaffee.

»Und? Wird es positiv ausfallen?« Er fixierte sie mit hartem Blick.

»Selbst wenn ich das schon entschieden hätte, dürfte ich mit Ihnen nicht darüber reden.« Die Bewährungshelferin klammerte sich an ihren Becher wie ein Raucher an eine Zigarette.

»Sehen Sie, und genau das finde ich so mies. Sie kommen in meine Wohnung und fragen mich, was Sie wollen, doch wenn ich etwas wissen will, wimmeln Sie mich ab.

Reicht es denn nicht, dass Rose seit vier Jahren im Gefängnis sitzt? Ist das nicht Strafe genug?« Seine Stimme hatte sich gehoben, und seine Haltung wirkte drohend.

Cate stellte ihren Becher ab. »So einfach ist das nicht. Rose wurde des Totschlags für schuldig gesprochen. Ich muss mich vergewissern, dass sie die Straftat bereut und sich künftig nichts mehr zuschulden kommen lassen wird.«

»Es war ein Unfall.« Jasons Augen wurden feucht.

Cate wusste noch sehr gut, wie rasch seine Stimmung umschlagen konnte, wie aus Wut Trauer und gleich darauf wieder Wut werden konnte.

»Rose hat genug gelitten.«

»Trotzdem muss ich sichergehen, dass sie nie mehr gegen das Gesetz verstößt.«

»Herrgott noch mal, das wird sie nicht.«

»Das kann ich im Moment, ehrlich gesagt, noch nicht absehen. Zum einen muss ich

wissen, warum Rose Emma verfolgt hat. Sie sagten neulich, Luke sei der Auslöser für ihre Obsession gewesen, aber mir scheint, es könnte auch an Emma gelegen haben. Zum anderen muss ich mich noch näher mit der Kindheit von Rose befassen.«

»Worauf wollen Sie hinaus? Auf den Selbstmord ihrer Mutter, als Rose noch ein kleines Mädchen war?«

»Unter anderem. Ich möchte, dass Rose ihre Verhaltensmuster erfasst, denn solange sie nicht weiß, warum sie die Tat begangen hat, wird sie die gleichen Anzeichen in einer ähnlichen Situation nicht erkennen und nicht in der Lage sein, professionelle Hilfe zu suchen.«

»Immer dieselbe Leier.« Jason rückte näher, und Cate roch den Alkohol in seinem Atem. »Ich frage mich, worum es Ihnen eigentlich geht. Ist es Macht? Arbeiten Sie deshalb im Gefängnis? Einem Ort, an dem mir

schon nach wenigen Minuten die Luft wegbleibt?«

Cate rückte von ihm fort. »Ich habe mir diese Stelle nicht ausgesucht, aber ich kenne meine Pflichten. Sie dagegen haben eine Wahl getroffen.«

»Was soll das denn nun schon wieder heißen?«

»Sie haben sich entschieden, Rose nicht zu verlassen. Wissen Sie, wie viele Beziehungen den Gefängnisaufenthalt eines Partners nicht überdauern?«

Sein Blick wurde bitter, und er atmete schwer. »Ich habe keine Wahl getroffen. Mein Leben hat sich so ergeben. Roses Festnahme damals war ein Schock für mich. Danach hatte ich alle Hände voll zu tun, habe Reporter abgewehrt, mit Anwälten gesprochen und versucht, selbst den Kopf über Wasser zu halten. Ich habe meine Pflicht getan, tue sie immer noch, ebenso wie Sie.«

»Aber es ist ein hartes Stück Arbeit, oder nicht?«

Jason begann mit Cates Stift auf dem Tisch zu spielen. »Ich habe keine Zeit, darüber nachzudenken, das macht die Sache leichter. Die Gerichtsverhandlung war eigentlich das Schlimmste. Im Zeugenstand wäre ich beinahe zusammengeklappt. Noch heute kann ich nicht fassen, wie ruhig Rose dagegen war. Und als ich Emma wieder sah ...« Er fuhr sich durch die Haare und wandte den Blick ab.

Cates Gedanken schweiften zu der Frau, deren Kind damals umgekommen war. »Ich vermute, für Emma wird es am schlimmsten gewesen sein.«

Jason stand auf und trat ans Fenster. Cate schaute ihm nach und blinzelte in das einfallende Sonnenlicht. Er war jetzt nur noch eine dunkle Silhouette.

»Ich hatte sie seit einer ganzen Weile nicht gesehen. Das letzte Mal, kurz bevor es

geschah. Ich war entsetzt. Emma war immer so schön gewesen, so ... lebendig und sprühend. Im Gerichtssaal schien sie kaum zu wissen, wer sie war, und stolperte auf dem Weg in den Zeugenstand. Ihr Mann trat sehr viel sicherer auf. Im Zeugenstand hat er Rose keine Sekunde aus den Augen gelassen. Dieser Dreckskerl.« Jason wandte sich um.

»Er hat getan, als wäre Rose eine Mörderin. Hat sie sogar so genannt. Ein Segen, dass die Geschworenen ihm nicht geglaubt haben.«

»Und Sie haben nie an ihr gezweifelt?«

»Ich sagte doch, dass es ein Unfall war.« Mit raschen Schritten kam er auf Cate zu und packte sie am Arm. »Ich muss Ihnen etwas zeigen.«

Cate befreite sich und stand auf. »Wenn Sie mich noch einmal anfassen, gehe ich.«

»Bleiben Sie. Wenn Sie Rose verstehen wollen, müssen Sie das sehen.« Jason stürmte aus dem Zimmer. Cate folgte ihm

zögernd über den Flur, vorüber an der Küche und dem Bad. Sie hielten vor einer geschlossenen Tür.

Jason öffnete sie.

Cate fuhr zurück. Vor ihr war ein Kinderzimmer. Sie erkannte ein kleines Gitterbett aus Kirsche mit ordentlich gefaltetem Bettzeug, des Weiteren einen Schaukelstuhl und einen Wickeltisch, darauf eine ungeöffnete Packung Windeln. Doch am herzergreifendsten fand sie die Reihe Strampelanzüge an den winzigen pastellfarbenen Kleiderbügeln. Sogar die Preisschilder hingen noch an der Babykleidung. In der Ecke stand ein Kinderwagen, mit dem unverkennbaren Burberrystoff aus hellbraunen und beigefarbenen Karos bezogen.

Schweigend betrachtete sie den kleinen Raum, der perfekt eingerichtet war.

»Das werde ich mir nie verzeihen«, sagte Jason wie für sich.

»Was?«

Er zuckte zusammen, als hätte er ihre Anwesenheit vergessen. »Ich wollte die teuren Sachen verkaufen, aber Rose wollte nichts davon wissen. Als sie aus dem Krankenhaus kam, saß sie hier stundenlang und starrte ins Leere. Dort drüben in dem Schaukelstuhl saß sie, mit einem Spielzeug oder einem Strampelanzug in den Händen. Ich dachte, das würde sie trösten, aber inzwischen glaube ich, dass es schädlich für sie war. Sie hat sich in ihren Kummer hineingesteigert.«

Cate suchte nach einer Antwort, doch sie wusste, ganz gleich was sie sagte, es wäre unzulänglich.

»Schauen Sie sich dieses Zimmer in Ruhe an. Nichts durfte verändert werden. Glauben Sie, dass eine Frau, die so viel Liebe in sich hatte, einem Baby etwas angetan hätte?« Jason sah Cate an. »Rose hat Luke ebenso geliebt, wie sie Joel geliebt hat. Sie hätte ihm kein Haar gekrümmt.«

Eintrag in mein schwarzes Buch

Nach Joels Tod versuchten wir, die Scherben unseres Lebens wieder zu kitten, aber nichts ergab einen Sinn. Wenn das Telefon ging, ließ ich es läuten, denn die einzigen Worte, die ich hören wollte, würde mir niemand sagen. Auch die Post öffnete ich nicht, denn die Nachricht, die ich hören wollte, würde nie kommen. Es gab keine Menschen, die mir mitteilen würden, dass Joel noch lebte. Morgens, wenn ich wach wurde, war mein erster Gedanke, dass mein Sohn gestorben war.

Ab und zu arbeitetest du im Auberge, aber dort war so wenig los, dass du zusätzlich eine Halbtagsstelle in einem Schallplattenladen annehmen musstest. Der Job gefiel dir, denn du mochtest die laute Musik, die deine

Gedanken betäubte. Wenn du morgens aus dem Haus gingst, lag ich im Bett, wenn du abends zurückkamst, fandest du mich dort noch immer vor. Mir war das einerlei, ich wusste ohnehin nicht, was ich dir sagen sollte. Du wiederum wusstest nicht, wie du mit der Fremden, zu der ich geworden war, umgehen solltest, und suchtest Zuflucht in Welten, die du verstehen konntest, wo dich Musik und belangloses Geplauder umgaben.

Nach einer Weile gewöhnte ich mir an, mich in Joels Kinderzimmer zu setzen. Das Bettchen war hergerichtet mit dem passenden hellblauen Babybettzeug. Die winzigen weißen und blauen Strampelanzüge rochen noch neu nach Baumwolle statt nach warmer Haut und Babycreme, so wie sie es tun sollten. Von keiner dieser Sachen konnte ich mich trennen. Schließlich holte ich das Amselnest aus der Schublade mit meiner Unterwäsche hervor, trug es in das

Kinderzimmer und legte es sacht in das Bettchen, gleich neben den Teddybären.

Stunde um Stunde saß ich in dem steril wirkenden Zimmer, bis ich deinen Schlüssel im Schloss hörte. Jedes Mal tat ich, als würde ich schlafen, doch du setztest dich zu mir und strichst mir über die Wange. Ich wusste, dass du versuchtest, mich zu erreichen, aber ich ließ es nicht zu. In meinem Herzen durfte nur Trauer sein, alles andere wäre mir vorgekommen, als würde ich Joel betrügen. Am meisten erinnere ich mich an die Einsamkeit in dieser Zeit, an die langen Tage, an denen ich die kleine Decke umklammert hielt, die ich aus Joels Brutkasten mitgenommen hatte. Ich konnte ihn noch riechen, auch wenn der Geruch täglich schwächer wurde, und nahm mir vor, die Decke nie zu waschen.

Seit Joels Begräbnis hatte ich das Haus nicht mehr verlassen. Dann und wann machtest du eine vorsichtige Bemerkung

über das Durcheinander in der Wohnung und sagtest, unser Kühlschrank sei leer. Wir lebten von den Mahlzeiten, die wir liefern ließen, und den Dosen, die wir noch im Schrank hatten. Ich konnte nichts essen. Ich konnte gar nichts tun.

Drei Wochen nach dem Begräbnis zwang ich mich aufzustehen und mich trotz meiner bleiernen Glieder an den Frühstückstisch zu setzen. Du warst froh und griffst nach meiner Hand. Dein Blick fiel auf meinen ausgeleierte Schlafanzug, denn er gehörte noch zu meiner Schwangerschaftsausstattung und hing lose um meinen Körper. Mehr als eine Scheibe Toast zu buttern, schaffte ich nicht, mir fehlte jeglicher Appetit.

»Rose«, begannst du sanft. »Vielleicht solltest du mal zum Arzt gehen.«

Ich machte mich daran, die Butter wieder von der Toastscheibe zu kratzen. »Von denen habe ich im Krankenhaus mehr als genug gesehen.«

»Von solchen Ärzten habe ich nicht gesprochen«, sagtest du nach kurzem Schweigen. »Ich dachte eher an einen Psychiater. Wir brauchen Hilfe.«

Natürlich meintest du nicht uns, sondern mich. Aber wie konntest du nur annehmen, ich würde jemals zu einem Psychiater gehen? Vor Tabletten hatte ich keine Angst, denn davon hatte ich im Krankenhaus jede Menge bekommen und war dankbar gewesen, wenn sie mich eine Zeit lang betäubten. Um an Beruhigungsmittel zu gelangen, musste ich nur zu einem ganz normalen Hausarzt gehen, wohingegen ein Psychiater bedeutete, dass ich reden musste. Nicht nur über Joel, sondern auch über andere Dinge. Dinge, die besser im Verborgenen blieben. Dinge, die ich seit langer Zeit so tief in mir vergraben hatte, dass es schon mit dem Teufel zugehen müsste, ehe ich zuließ, dass ein anderer sie zutage förderte. Ich würde über meine

Kindheit sprechen müssen, über Mum, Peter und Mrs Carron und Tante Rita.

Ich würde von den Amseln erzählen müssen.

Nichts dergleichen würde mir guttun. Joel war tot, und daran konnte keiner mehr etwas ändern. Selbst in meinen Träumen war ich allein und fühlte mich leer. Nicht einmal im Traum hielt ich meinen Jungen in den Armen.

Aber du machtest dir Sorgen, und deshalb beschloss ich, dir zu zeigen, dass ich auch ohne Hilfe genesen würde. Nachdem du mich geküsst hattest und die Haustür hinter dir zugefallen war, holte ich die Putzmittel aus dem Besenschrank. Den Schrank hatte ich in der Woche vor Joels Geburt zum letzten Mal geöffnet, an dem Tag, als ich die ganze Wohnung geschrubbt hatte. Die Erinnerung nahm mir den Atem.

Ich tat nur das Nötigste, nur so viel, dass du nachher Möbelpolitur und Chlor riechen

und glauben würdest, ich hätte die ganze Wohnung geputzt. Ich hätte das Bettzeug wechseln müssen, doch das schaffte ich nicht mehr. Einen Schritt nach dem anderen, sagte ich mir, und mir fiel ein, dass es kein Wort für meinen Zustand gab. Hätte ich meinen Ehemann verloren, wäre ich jetzt Witwe, aber wie nennt man eine Frau, die ihr Kind verloren hat?

Makellos sauber war nur das Kinderzimmer. Ich setzte mich wieder in den Schaukelstuhl, betrachtete das Bettchen und drückte den Teddybären mit dem Etikett »Für Kinder im Säuglingsalter« an mich, den ich in dem feinen Laden erstanden hatte. Ich weinte, denn dieser Raum war der schmerzlichste Ort für mich und dennoch der einzige, an dem ich sein wollte. Ich erinnerte mich an den Kauf des Bettchens aus Kirsche und daran, wie ich die zu langen Vorhänge angebracht hatte. Mein Blick fiel auf den Kinderwagen mit dem schönen Karomuster,

und ich berührte den Griff und ließ ihn wippen.

Nach dem Kaiserschnitt hatten sie mich wieder, so gut es ging, zusammengeflickt, aber meinen Uterus hatten sie nicht retten können. Ich hatte mein Baby verloren und keine Möglichkeit mehr, erneut eines zu bekommen.

So saß ich, bis es langsam auf sechs Uhr zuging und ich wusste, dass du bald nach Hause kommen würdest. Ich stand auf. Eigentlich hätte ich duschen müssen, aber ich wollte meinen nackten Körper nicht sehen. Die Narbe an meinem Bauch erinnerte mich daran, dass er es nicht geschafft hatte, ein gesundes Baby hervorzubringen. Ich streifte mir einen Pullover über die Schafanzugjacke und ersetzte die Hose durch Schwangerschaftsleggings. Sie schlabberten um meine dünne Taille, aber es war ein weiterer Schritt voran.

Als du mit der üblichen braunen Tüte vom Chinesen nach Hause kamst und mich sahst, warst du zufrieden, gabst mir einen Kuss auf den Mund und nahmst mich in die Arme.

»Du siehst schon viel besser aus.«

»Ich war bei der Ärztin.« Ich entzog mich deinen Armen. »Sie hat mir Tabletten verschrieben.« Es war eine kleine Notlüge, um dich glücklich zu machen.

Zum Abendessen setzte ich mich zu dir an den Tisch und stocherte in dem Reis mit Huhn herum. Danach rietest du mir nie mehr, einen Psychiater aufzusuchen.

Am nächsten Morgen wusste ich, wie man sich nach einem Marathonlauf fühlt, aber du merktest nicht, wie erschöpft ich war. Du warst guter Dinge und gingst davon aus, dass meine Genesung begonnen hatte. Ich wollte dir die Illusion nicht rauben, zog den Morgenmantel über, den du mir reichtest, und folgte dir nach unten.

»Warum gehst du heute nicht ein bisschen an die frische Luft? Mach dir eine Freude und kauf dir was Hübsches zum Anziehen.« Dein Blick glitt über meinen schlabbrigen Schlafanzug.

Hetz mich doch nicht so, dachte ich, denn bei dem Gedanken, draußen Menschen zu begegnen, die zielstrebig irgendwohin eilten, verkrampfte sich mein Magen. Doch ich musste mich dazu zwingen, wenn ich dich weiter bei Laune halten wollte.

Ich musste es tun, um dich zu behalten.

Also fuhr ich zu einem großen Supermarkt in Ipswich, in dem ich noch nie gewesen war und mich niemand kennen und ansprechen würde. Aber ich erkannte trotzdem jemanden und wurde angesprochen.

Zuvor konzentrierte ich mich auf meinen Einkauf, warf Äpfel in eine Tüte, suchte Gemüse aus. Ein paar Kleidungsstücke lagen schon in meinem Einkaufswagen, einfache Dinge wie blaue Jeans, schwarze Leggings,

ein Sortiment T-Shirts. Ich entdeckte sie, als ich in den nächsten Gang einbog.

Emma.

Ich erkannte sie kaum wieder, denn sie sah vollkommen anders aus: abgekämpft, nachlässig gekleidet, das Haar zu einem unordentlichen Nackenknoten gebunden. Auf dem Kindersitz ihres Einkaufswagens schlief Luke.

»Rose!«

O Jason, du kannst dir nicht vorstellen, wie es war, Luke wiederzusehen. Er war dein Sohn, weshalb ich ihn im ersten Moment schnappen und mit ihm nach Hause laufen wollte. Ihn in seiner hellblauen Babykleidung und dem hellblauen Mützchen friedlich schlafen zu sehen war eine Qual.

Plötzlich drehte sich alles um mich, dann wurde mir schwarz vor Augen.

Meine Ohnmacht dauerte nur wenige Sekunden. Als ich wieder zu mir kam, kniete Emma neben mir, hielt meinen Kopf und

verscheuchte die Kunden, die neugierig um uns herumstanden. Dann half sie mir hoch und stützte mich.

»Komm, Rose, wir gehen irgendwohin, wo du dich setzen kannst.« Sie schleuste mich durch die Kasse. »Wie fühlst du dich?«

»Schwindelig. Ich glaube, fahren kann ich noch nicht.«

»Dann nehme ich dich mit zu mir. Dort kannst du dich ausruhen, und ich mache dir was zu essen. Hinterher bringe ich dich zurück zu deinem Wagen.«

Auf der Fahrt zu Emma schaute ich aus dem Seitenfenster und bekämpfte den Drang, mich umzudrehen und einen Blick auf Luke zu werfen. Sie wohnte nicht weit von dem Supermarkt entfernt, in einem großen Haus in der Altstadt. Wenn ich das Gebäude mit einem Wort beschreiben müsste, würde ich es »sicher« nennen. Aber du kennst es ja ohnehin, du warst ja oft genug da.

Wortlos sah ich zu, wie Emma Luke aus dem Kindersitz befreite und sein Mützchen zurechtrückte. Er war wach geworden und fing an zu weinen. Emma nestelte an dem Gurt seines Sitzes und tröstete ihn mit müder, teilnahmsloser Stimme.

Im Haus war es so drückend warm wie in einem Krankenhaus. Luke brauchte eine frische Windel, daher eilte Emma mit ihm die Treppe hoch. Ich wollte ihr nachgehen, um das Schlafzimmer zu sehen, in dem du sie bestiegen hattest, aber ich fürchtete mich vor meinen aufwallenden Gefühlen und wartete unten auf sie.

»Setz dich ins Wohnzimmer«, rief Emma von oben.

Es war ein schöner, großer Raum mit Bildern an den Wänden und geschmackvollem Porzellan in einer Vitrine. Eine Glastür führte zur Terrasse, auf der eine blaue Babywippe stand, mit roten Drachen auf dem Bezug. Ich hatte eine ähnliche

gekauft, doch sie stand noch in ihrer Zellophanhülle bei uns zu Hause. Auf dem Stoff hier waren zahlreiche Flecken von Milch, Erbrochenem und wahrscheinlich auch Pipi. Er sah aus, als müsste er dringend mal gewaschen werden.

Emma kehrte mit Luke zurück. »Was möchtest du trinken?«

»Eine Tasse Tee wäre schön.«

Offenbar rang sie mit sich, ob sie mich bitten konnte, Luke so lange zu halten. Wahrscheinlich fragte sie sich, ob man das von einer trauernden Mutter verlangen durfte. Zu guter Letzt setzte sie ihn in seinen Kinderstuhl und verschwand in die Küche. Luke passte es nicht, angeschnallt in dem Stühlchen zu sitzen, denn er fuchtelte aufgebracht mit seinen winzigen Fäusten, doch dann übermannte ihn ein großes Gähnen, und ihm fielen die Augen zu. Ich konnte nicht fassen, wie viel größer er in der Zwischenzeit geworden war.

Emma kam zurück, stellte zwei Becher Tee auf den Couchtisch und setzte sich zu mir aufs Sofa. Ich wappnete mich, denn ich war sicher, dass sie gleich fragte, wie es mir ergangen sei. Stattdessen legte sie den Kopf an meine Schulter und fing an zu weinen.

»Das mit Joel tut mir so leid, Rose, so unglaublich leid.«

Meine Augen brannten, und ich wischte ihre Haare aus meinem Gesicht.

Nach einer Weile setzte sie sich auf. »Am letzten Tag wollte ich zu dir kommen und mich verabschieden, aber du warst nicht in deinem Zimmer. Nur die nette Krankenschwester war da, Nurse Hall, und packte deine Sachen. Sie wusste, dass wir uns angefreundet hatten, und hat mir erzählt, was passiert war. Sie hat mir auch deine Telefonnummer gegeben, obwohl sie das gar nicht durfte, aber sie dachte, ich könnte dir beistehen.« Wieder flossen Tränen.

Luke wachte auf und fing an zu schreien.

Emma schaute zu ihm hinüber und trocknete ihre Tränen. »Kannst du denn nie Ruhe geben?«

Sie stemmte sich hoch, hob ihn aus seinem Stuhl und schaukelte ihn unbeholfen und ohne ihn anzusehen. Wie gern hätte ich ihr gezeigt, wie man ein Baby in den Armen wiegt und besänftigt. Aber Emma schob Luke nur einen Schnuller in den Mund und legte den Jungen neben mich aufs Sofa.

»Ich habe es nicht geschafft, Rose. Ich hatte Angst, mich bei dir zu melden und nicht zu wissen, was ich sagen soll. Ich hatte Angst, du würdest mich hassen, weil Luke noch am Leben ist. Ich war sicher, wir würden uns nie wiedersehen, aber ich habe jeden Tag an dich gedacht.«

Schweigend tranken wir unseren Tee und sahen zu, wie Luke langsam wieder einschlief.

»Darf ich ihn mal halten?«, fragte ich, denn ich sehnte mich danach, ein Baby in den Armen zu spüren.

Emma zögerte, ehe sie hastig lächelte und sagte: »Natürlich.«

Ich erinnere mich noch so genau daran. Der warme kleine Körper war überraschend schwer. Ich nahm Luke hoch, und er sah mich an, als wüsste er alles. Wie Joel auch, hatte er den Blick eines weisen alten Mannes. Ich würde nie mehr ein Kind bekommen, nie mehr ein Baby wie ihn haben. Als ich ihm das Mützchen abstreifte, sah ich die rotgoldenen Löckchen. Wenn ich die Augen geschlossen hätte, hätte ich denken können, ich hielte Joel in den Armen.

Aber ich schloss die Augen nicht.

An der Essensausgabe hatte sich eine Schlange gebildet. Wärter und Zivilangestellte schoben ihre Holztablets über eine Schiene und nahmen ihre Gerichte von den Gefangenen hinter der Theke entgegen. Cate griff nach ihrem Teller und entdeckte Rose, die hinten in der Küche arbeitete. Als hätte sie den Blick gespürt, schaute die Gefangene auf. Für einen Moment sahen die beiden sich an. Dann nickte Cate einen Gruß und ging weiter zur Kasse, wo Paul stand und für sein Essen zahlte.

Sie ließen sich an einem Ecktisch nieder. Am Nachbartisch beendete eine Gruppe Wärter des D-Flügels gerade ihre Mahlzeit. Sie stießen sich an und lachten.

Paul wartete, bis sie aufgestanden und verschwunden waren. »Ich glaube, du hast Aufmerksamkeit erregt.«

»Womit?« Cate zerteilte einen Fleischkloß.

»Es heißt, du und Mark Burgess seid das neue Traumpaar von Bishop's Hill.«

»Soll das ein Witz sein?« Sie hatte das Frühstück ausgelassen und war hungrig. Das warme Essen tat ihr gut.

»Wieso, ich habe selbst gesehen, wie du die Party mit Mark verlassen hast. Einer so betrunken wie der andere.«

»Erinnere mich bloß nicht daran.«

»Na komm, erzähl es mir.« Interessiert beugte er sich vor.

Cate seufzte, tupfte sich den Mund mit einer Serviette ab und schob ihren Teller fort. »Da gibt es nichts zu erzählen. Ich war zu betrunken, um Auto zu fahren, also hat er mich mit zu sich genommen. Er wohnt noch bei seiner Mutter. In seinem Zimmer habe ich mich übergeben, aber er dachte, er

könnte trotzdem bei mir landen. Weiter war nichts. Als ich ging, saß er, von mir vollgekotzt, auf dem Boden.«

Paul zuckte zurück. »Wie eklig.«

Cate trank einen Schluck Wasser. »Ja, und ich bin eine Idiotin. Ich sollte ins Kloster gehen.«

»Dort nehmen sie keine Frauen, die saufen und Männer vollkotzen.«

»Mag sein, aber ich bin definitiv noch nicht bereit, mich auf einen Mann einzulassen.«

»Okay.« Nachdenklich kaute er auf einem Bissen herum. »Im Moment wird über euch noch getratscht, aber in ein paar Tagen werden alle ein neues Opfer gefunden haben.«

»Ich habe sowieso andere Sorgen.«

»Welche?« Paul tätschelte ihr die Hand.

»Du machst deine Sache hier gut, Cate.«

»Da bin ich mir nicht so sicher. Heute Morgen war ich wieder bei Jason Clark.

Langsam fängt der Fall an, mir unter die Haut zu gehen.«

»Ich habe dich gewarnt.«

»Ja, aber Rose ist eine Mutter, deren Kind gestorben ist, und ein zweites kann sie nicht mehr bekommen.« Cate blickte sich um, aber niemand hörte ihnen zu. Ihr Blick fiel auf Rose in der Küche. »Sie schwört, dass sie Lukes Tod nicht verschuldet hat, und allmählich glaube ich ihr.«

»Aber sie wurde verurteilt, und die Geschworenen haben immer recht.«

»Auch wenn sie unrecht haben?«

»Auch dann.«

Wenn wir nackt sind, fühlen wir uns verwundbar. Als wären Baumwolle und Polyester eine Rüstung, die uns schützt. Vielleicht liegt es daran, dass wir nackt geboren werden und unserer Umwelt ausgeliefert sind. Wie dem auch sei, die Duschräume im Gefängnis werden von allen Insassen gefürchtet, und niemand bleibt dort länger als unbedingt notwendig. Wenn man unter den anderen Nackten steht, senkt man den Blick und wäscht sich die Haare so rasch wie möglich. Es ist fast so wie früher, wenn man mit den anderen Mädchen aus der Klasse nach dem Sportunterricht duschte. Damals habe ich nur Arme und Beine schnell nacheinander unter die Brause gesteckt und gehofft, dass ich hinterher nicht mehr rieche. Aber hier

reichen solche Tricks nicht aus, denn der Gefängnisgeruch steckt tief in den Poren. Mitunter phantasiiere ich von einem Schaumbad, in dem ich mich stundenlang aale, ohne dass mir einer zusieht.

Ich komme zu spät von meiner Arbeit in der Küche zurück. Die anderen sind bereits eingeschlossen. Heute hat Officer Burgess Wache. Da die nächste Schicht erst in einer Weile beginnt, wird der zweite Wärter wahrscheinlich gerade dabei sein, den Essenswagen zurück in die Küche zu schieben. Burgess hat die Füße auf den Schreibtisch gelegt und liest eine Autozeitschrift. So entspannt ist er nur, wenn er weiß, dass die Gefangenen eingesperrt in ihren Zellen sitzen.

»Officer Burgess?«

Er fährt zusammen, schwingt die Füße herunter und versucht, die Zeitschrift hinter einem Stapel Akten zu verbergen.

»Was stehst du da herum? Mach, dass du in deine Zelle kommst.«

»Dürfte ich vorher vielleicht duschen? Ich habe mich verspätet, weil der Direktor Gäste aus dem Innenministerium hatte. Ich rieche nach Zwiebeln und Knoblauch und habe seit zwei Tagen nicht geduscht.«

Officer Burgess überlegt kurz. Einerseits wird es ihm lästig sein, eine Wärterin zu holen, die mich in der Dusche beaufsichtigt, andererseits weiß er, dass ich gewisse Rechte habe. Unsere Duschzeiten werden in Listen eingetragen, und sollte es zu einer Inspektion kommen, wird er nicht wollen, dass ich sage, er habe mir mein Recht verweigert.

»Okay, aber spute dich.« Er läuft los, um mir den Duschraum aufzuschließen. Auf eine Wärterin scheint er zu verzichten. Ich hole mein Duschgel und mein dünnes fadenscheiniges Handtuch und folge ihm.

Von drinnen höre ich, wie Burgess auf dem Flur auf und ab geht. Ich dusche eilig und ohne nachzudenken, seife in blinder Gewohnheit ein Körperteil nach dem anderen

ein und werde erst langsamer, als meine Hand über die Kaiserschnittnarbe fährt. Inzwischen ist sie weiß und fühlt sich erstaunlich glatt an. Der einzige Beweis dafür, dass ich Mutter bin. Nicht *war*, denn ich werde immer Mutter bleiben.

Ich stelle das Wasser ab und greife nach dem Handtuch, das so klein und verschlissen ist, dass man sich damit nicht richtig trocken reiben kann. Wenn ich wieder frei bin, werde ich mir ein großes Badetuch kaufen, aus dicker ägyptischer Baumwolle, so wie das Grand Hotel in Ipswich sie hatte. Ich trockne mir die Beine und Arme ab. Mit einem Mal wird mir klar, dass ich Burgess nicht mehr höre. Das Geräusch seiner Schritte und das Klirren seiner Schlüssel sind verstummt. Ich werde nervös und raffe meine Kleidung vom Haken. Ohne Wache bin ich angreifbar, doch dann höre ich wieder Schritte ... und erstarre.

Das sind nicht seine Stiefelschritte, sondern die leichteren einer Frau. Ich denke an die Gefangenen, die es wagen würden, sich mit mir – einer Kindesmörderin – anzulegen, nur um ihre Macht zu demonstrieren, so wie damals bei der Frau in Highpoint. Ich ziehe meine Unterhose an und bücke mich nach den Socken. Die Schritte kommen näher – haben die Fliesen erreicht. Ich sehe glänzende Stiefel, schwarze Hosenbeine, eine Wärteruniform.

»Ich glaube, du bist noch schmutzig.«

Ich richte mich auf und stehe Officer Holley gegenüber. Ich weiß, was sie Susan Thomas in der Dusche angetan hat und wie Susan nachher aussah.

»Stell die Dusche wieder an.« Ihre Stimme hallt von den Kachelwänden wider.

»Ich bin schon fertig.«

Ich rühre mich nicht vom Fleck und weiß, wenn ich schreie, wird keiner kommen, um mir zu helfen. Sie macht noch einen Schritt

auf mich zu. Ich weiche zurück und stoße mit dem Rücken an die Wasserhähne.

»Ich habe gesagt, du sollst die verdammte Dusche anstellen.«

Ganz langsam und betont spricht sie ein Wort nach dem anderen aus. Auch ich bewege mich wie in Zeitlupe, greife nach hinten und drehe einen Duschhahn auf. Eiskaltes Wasser rieselt auf mich herab. Officer Holley tritt zurück und mustert mich spöttisch.

»Hast du nicht was vergessen, Wilks?« Mit einer Hand zieht sie am Bund meiner Unterhose und lässt ihn zurückschnappen. »Zieh sie aus.«

Ich weiß nicht, ob sie mich demütigen will oder noch Schlimmeres plant, aber ich habe keine Wahl. Mit geradem Rücken ziehe ich meine einzige Schutzschicht herunter und schüttele sie von den Füßen ab. Dann stehe ich nackt vor Officer Holley, die mich mit verächtlichem Blick von Kopf bis Fuß mustert.

Über mein Gesicht läuft das eiskalte Wasser, und meine Haare kleben am Kopf.

»Du dreckige, perverse Sau.«

Ich kann das nicht hören, kann diese Worte nicht ertragen. »Ich bin jetzt sauber genug«, sage ich und mache Anstalten, die Dusche zu verlassen.

Sie schlägt mir mit der flachen Hand ins Gesicht. »Heißt das, du widersetzt dich meinem Befehl?«

Ich schaue sie an. Das Wasser rinnt an mir herab und sammelt sich in einer Pfütze. »Ich möchte, dass Sie mich nie wieder so nennen.« Ich klinge erstaunlich sicher und bestimmt.

Ihre Lider verengen sich, und um ihren verkniffenen Mund spielt ein dünnes Lächeln. »Aber das bist du doch, Wilks. Eine perverse Sau. So, ich habe es wieder gesagt. Was nun?«

Ihre Hand schießt vor und dreht den Warmwasserhahn auf. Ich spüre

kochendheißes Wasser und dann ihre Faust
im Gesicht. Mein Kopf schlägt gegen die
Kachelwand. Ich nehme den Schmerz hin,
ich habe ihn verdient.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Mit der Zeit besuchte ich Emma beinahe jeden Tag.

Einmal drückte ich auf die Klingel und wartete ewig, bis sie die Tür öffnete. Die Klinke noch in der Hand, machte sie gleich wieder kehrt und lief die Treppe hoch.

»Komm mit«, rief sie über die Schulter.

»Ich bin gerade beim Aufräumen.«

Ich folgte ihr nach oben ins Schlafzimmer. Der Raum war weinrot gestrichen und wurde von einem großen Bett mit einem schwarzen schmiedeeisernen Kopfteil dominiert. Eine voluminöse Kommode aus Mahagoni verdeckte die untere Hälfte des Fensters.

»Ist das nicht scheußlich? Dominic liebt Antiquitäten, obwohl sie so schwer sind und den Raum dunkel machen.«

Auf dem Bett lag ein Berg Babykleidung, winzige Teile, wie für Puppen. Ich nahm eins auf und las das Etikett. »Für Neugeborene«.

»Dominic ist sauer auf mich«, fuhr Emma fort. »Ich kann einfach nichts wegwerfen, aber er hasst es, wenn er Luke anziehen will und nur Sachen aus dem Schrank holt, die dem Jungen zu klein geworden sind. Deshalb muss ich alles aussortieren, aus dem er herausgewachsen ist. Ich kann nicht fassen, wie schnell dieses Kind wächst. Sieh mal, in dem hier ist er vor Kurzem noch ertrunken.«

Ich griff nach dem kleinen Schneeanzug und berührte die Plüschohren der Kapuze. Der Anzug sah nagelneu aus.

»Den hatte er an, als wir aus dem Krankenhaus kamen.«

Wehmütig betrachtete sie das kleine Kleidungsstück. Dann sah sie mein Gesicht und wurde rot. Ich faltete den Anzug und legte ihn in die Tasche, in der schon die anderen ausrangierten Teile steckten.

»Soll ich dir helfen?«

Gemeinsam falteten wir winzige Hosen und Hemdchen, Mützchen und Strampelanzüge.

»Bewahrst du die Sachen denn nicht für ein zweites Baby auf?« Es war ein Wunder, dass ich es überhaupt schaffte, ihr diese Frage zu stellen.

Emma wurde verlegen. »Und wenn es ein Mädchen wird? Die Sachen sind doch alle hellblau. Aber wegwerfen sollte ich sie wirklich nicht. Es könnte ja auch wieder ein Junge werden.«

Da floss die Schale ihres Glücks schon über, und sie war immer noch nicht zufrieden. Und wie rücksichtslos sie meinem Verlust gegenüber geworden war.

»Bist du etwa schwanger?«, fragte ich mit erstickter Stimme.

Für einen Moment dachte ich, sie würde mir nicht antworten, weil ihr eingefallen war, dass ich keine Kinder mehr bekommen

konnte. Aber ich hatte mich geirrt. Emma war nur mit sich beschäftigt.

»Noch nicht.« Mit einem verschämten Lächeln sah sie mich an. »Aber wir versuchen es. Dominic glaubt zwar, zwei Kinder könnten mich überfordern, aber ich finde, wenn man mit einem fertig wird, schafft man sicher auch zwei. Und für die Kleinen wäre es doch schön, wenn sie nicht so weit auseinander sind.« Sie setzte sich aufs Bett und schaute aus dem Fenster. »Seit Lukes Geburt verhöte ich nicht mehr, aber irgendwie scheint es nicht zu klappen.«

So war das also. Luke war erst wenige Monate alt, und Emma versuchte schon, ein zweites Baby zu bekommen. Ich fragte mich, was aus mir werden würde, wenn derselbe Vater auch das zweite Kind zeugen sollte.

In seinem Zimmer fing Luke an zu weinen und wollte gefüttert werden.

Seufzend betrachtete Emma den restlichen Stapel Babykleidung. »Ich muss ihn holen.«

Das Kinderzimmer lag neben dem Schlafzimmers, und Emma kehrte kurz darauf mit ihrem Sohn in den Armen zurück. Er hatte noch ganz rote Schlafbäckchen und rieb sich mit einer kleinen Faust ein Auge. Als er mich sah, lächelte er.

»Igitt«, sagte Emma. »Man riecht, dass er eine frische Windel braucht.«

»Soll ich sie ihm wechseln?«, schlug ich vor. »Es macht mir nichts aus.«

Emma zauderte. Wahrscheinlich hätte sie liebend gern Ja gesagt, aber die Blöße wollte sie sich nicht geben. »Ach nein, ich erledige das schon.«

»Wie du meinst. Dann falte ich die restlichen Babysachen.«

»Du bist ein Engel.« Sie nickte mir wohlwollend zu.

Gleich darauf hörte ich, wie sie im Bad mit Luke sprach, und die niedlichen Gurgellaute, mit denen er Antwort gab.

Ich nutzte die Zeit, um mir das Schlafzimmer genauer anzusehen, den Raum, in dem du mich betrogen, und das Bett, in dem du sie gevögelt hast.

Es war ein sehr maskuliner Raum. Das bezeugten nicht nur die weinroten Wände, sondern auch die wuchtigen Möbel und schweren Damastvorhänge. Eine Schublade der Kommode stand einen Spaltbreit offen. Lautlos tappte ich darauf zu.

Im Bad sagte Emma: »Puh, Luke, du bist wirklich von oben bis unten vollgeschmiert. Jetzt halt wenigstens still.«

Ich schob eine Hand in die Schublade und ertastete Baumwolle und den Drahtbügel eines BH-Körbchens. Emmas Unterwäsche. Bis zum Handgelenk griff ich in die Schublade, aber um den ganzen Arm hineinschieben zu können, musste ich sie weiter aufziehen. Um dabei kein Geräusch zu machen, hob ich sie ein wenig an, denn den Trick hatte ich im Grand gelernt. Dann war

es geschafft, und ich entdeckte weiße Büstenhalter und Slips in sämtlichen Farben des Regenbogens. Weiter hinten lag einer von diesen Kartons, in denen man teure Reizwäsche verpackt. Ich hob den Deckel an, erkannte etwas Seidiges und zupfte es heraus. Es war ein scharlachrotes Mieder. Darunter entdeckte ich zwei dazu passende Boxershorts. Ich berührte den Seidenstoff und die Spitzenränder und tastete weiter. Unter den Höschen lag noch irgendetwas verborgen. Ich fischte es heraus.

Ein länglicher, glänzender Briefumschlag, typisch für Fotoläden. Ich schaute hinein und rechnete mit Fotos von Luke. Doch ich hatte mich geirrt.

Auf den Fotos warst du, Jason.

Auf dem ersten warst du noch um einiges jünger und machtest einen nervösen Eindruck. Du trugst einen dunklen Frack. An deiner Seite stand Emma, den schlanken, biegsamen Tänzerinnenkörper in ein dünnes

weißes Seidenkleid gehüllt. Ihr gabt ein umwerfendes Paar ab. Emma trug einen einfachen Strauß aus rosa Nelken, du hattest eine Blume am Revers stecken, wahrscheinlich eine aus dem Brautstrauß. Dein Arm lag um ihre schmale Taille, eure Köpfe berührten sich fast. Du sahst sie ergeben von der Seite an, und sie war einfach hinreißend: jünger, frischer und noch voller Hoffnung auf die Zukunft. Die Frage war nur, was ihr Ehemann dazu sagen würde, wenn er wüsste, dass sie die Fotos von ihrer ersten Hochzeit noch immer aufbewahrte.

Ich hörte, dass Emma zurückkehrte. Mit zitternden Händen versuchte ich die Fotos wieder in den Umschlag zu stecken. Eins fiel auf den Boden und rutschte unter die Kommode. Hastig steckte ich den Umschlag wieder unter den Karton mit der Reizwäsche. Emmas Schritte kamen näher, und mir fehlte die Zeit, die Schublade zu schließen. Hastig

wandte ich mich ab, doch da betrat sie schon das Zimmer und verharrte.

»Was tust du da?«

Sie hatte mich ertappt.

Ich begann zu weinen, vergoss bittere Tränen der Eifersucht und hatte dennoch Angst, Emma würde mich nun nicht mehr zur Freundin wollen, jetzt, da sie entdeckt hatte, dass ich in ihren Sachen herumschnüffelte. Ich würde mich rechtfertigen und ihr gestehen müssen, dass ihr Exmann inzwischen mein Geliebter war. Sie würde mir das Haus verbieten, ich würde Luke nie wiedersehen – und das konnte ich nicht ertragen. Daher weinte ich gleich noch heftiger.

Emma lief zu mir. »O Rose, wie konnte ich nur so dumm und gedankenlos sein. Ich hätte nie zulassen dürfen, dass du die vielen Babysachen siehst. Aber ich wollte dir nicht wehtun. Bitte, das musst du mir glauben.«

Sie schlang einen Arm um mich, Luke kuschelte sich an ihre Brust. So standen wir,

ein inniges Trio, und ich wusste, dass ich gerettet war. Ich hatte Glück gehabt, niemand hatte mich erwischt.

Später, als wir unten zusammensaßen, sagte ich, ich müsse zur Toilette. Stattdessen schlüpfte ich noch einmal ins Schlafzimmer, holte das rote Mieder aus dem Karton und stopfte es in meine Handtasche. Eins der Hochzeitsfotos nahm ich ebenfalls mit.

Darauf küsst du Emma unter einem Konfettiregen.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Emma öffnete die Tür. »Rose, endlich, dem Himmel sei Dank.« Sie trug Luke auf dem Arm, ihre Miene war verzerrt.

»Was ist denn passiert?«

»Vor einer Stunde ist Luke geimpft worden. Was, wenn er darauf allergisch reagiert? Ich habe gehört, dass Kinder davon zu Autisten werden können. Glaubst du, das stimmt?«

Emma in Panik zu sehen war für mich nicht neu, denn sie neigte zu Extremreaktionen. Wenn Luke nachts weinte, lief sie stundenlang mit ihm auf und ab und versuchte ihn zu beruhigen, und wenn er mal den Schnuller ausspuckte, bildete sie sich gleich Gott weiß welche Krankheiten ein. Doch im Grunde wusste sie nicht, wie sie mit

dem Jungen umgehen sollte, und wurde hysterisch, wenn er sich nicht besänftigen ließ, weshalb er jedes Mal nur noch lauter schrie. Aber diesmal schien es ihm tatsächlich nicht gut zu gehen, denn seine Schreie klangen schrill vor Schmerzen.

»Fühl mal seine Wange, Rose. Der Junge hat doch Fieber.«

Ich legte eine Hand an Lukes feuerrote Wange. Sie fühlte sich heiß und klamm an, und die verschwitzten Haare klebten an seinem Kopf. Emma drückte ihn an sich.

Ich versuchte, sie zu beruhigen. »Er hat leicht erhöhte Temperatur, aber das ist nach der ersten Impfung ganz normal. Warum gibst du ihm kein Baby-Aspirin oder ein Zäpfchen?«

»Weil mir beides ausgegangen ist.« Sie war noch immer panisch. »Am besten, ich fahre mit ihm zur Apotheke.«

Ich streckte die Arme aus. »Gib ihn mir und fahr allein. Das geht schneller.«

Sie wirkte unschlüssig, denn sie hatte ihn noch nie mit mir allein gelassen, nicht einmal für eine Viertelstunde. Um ihr die Entscheidung abzunehmen, nahm ich ihr Luke aus den Armen und wiegte ihn hin und her. Er hörte sofort auf zu schreien. Emma zuckte mit den Achseln, holte ihre Handtasche und eilte los.

Als ich hörte, wie sich ihr Wagen entfernte, war ich selig, denn endlich war ich mit Luke allein. Nach den langen Wochen, in denen ich ihn begehrt betrachte und geküsst hatte, sobald Emma aus dem Zimmer gegangen war, hatte ich ihn für kurze Zeit einmal ganz für mich. Kannst du dir vorstellen, wie wundervoll sich das für mich angefühlt hat? Plötzlich wurde mir auch klar, warum er aufgehört hatte zu weinen, denn sein Mündchen suchte nach meiner Brust. Er hatte mein Geheimnis entdeckt und die Milch gerochen, und jetzt beschnüffelte er meine Bluse und hinterließ dort kleine

Speichelflecke. Es war eher sein Bedürfnis als meins, das mich dazu brachte, meine Bluse aufzuknöpfen.

Ich hatte noch nie ein Baby gestillt, doch meine Milch war immer noch vorhanden.

Nach Joels Tod hatte ich die Milch zu Hause abgepumpt, denn die Tabletten, die ich bekommen hatte, um den Milchfluss versiegen zu lassen, hatte ich nie genommen. Das wäre der letzte Beweis dafür gewesen, dass ich keine Mutter mehr war. Die Milch, die ich mir abpumpte, schüttete ich jedes Mal in den Abguss. All das tat ich, ohne darüber nachzudenken, es war einfach ein kleines Geheimnis meines Lebens. Die Pumpe verbarg ich in unserem Kinderzimmer, und nachts trug ich einen BH, nur für den Fall, dass mir etwas heraussickerte. Wenn du mich im Bett tröstend in die Arme nahmst, ließ ich es zwar zu, aber sobald du mir die Schlafanzugjacke ausziehen wolltest,

schob ich dich fort. Du akzeptiertest es und übstest keinen Druck auf mich aus.

Beinahe war es, als wäre zwischen uns eine Mauer errichtet worden, die unser Bett teilte, aber mir fehlten die Kraft und die Lust, darüber hinwegzusteigen. Wenn du nach mir griffst, versuchte ich, dir entgegenzukommen, schaffte es aber nicht. Dass diese Zeit für dich schwierig war, ist mir durchaus bewusst.

Luke zu stillen war nicht so einfach, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich wusste nicht genau, wie ich ihn anlegen sollte, und er war immer noch nicht ganz ruhig. Deshalb dauerte es ein wenig, ehe er meine Brustwarze fand, was für uns beide frustrierend war. Doch nach einigem Hin und Her spürte ich seinen Mund an der richtigen Stelle und wusste, dass wir miteinander verbunden waren. Das Ziehen in meiner Brust, während er saugte, war anfangs unangenehm, doch dann fand ich es wundervoll. Es kam mir

vor, als hätte ich endlich einen Zweck, und mein unzulänglicher Körper sei wenigstens in der Lage, ein Kind zu beglücken, wenn auch keinen Mann. Ich wollte Luke jene Kraft geben, die ich Joel nicht hatte geben können.

Er trank lange, doch für mich waren es kostbare Minuten, in denen ich ihm über die rotblonden Löckchen strich und er mich mit halb geschlossenen Augen ansah. Den Anblick seiner kleinen Faust auf meiner nackten Brust werde ich nie vergessen. Alles war so natürlich und richtig. Ich wollte nicht, dass Luke aufhörte zu trinken, doch schließlich erschlaffte sein Mund, seine Augen schlossen sich, und er schlief ein. In dem Moment glich er dir wie nie zuvor, und ich hatte noch nie im Leben so viel Liebe empfunden.

Als Emma zurückkehrte, saß ich im Sessel, und Luke schlief in meinen Armen. Sie hielt eine Flasche Sirup in der Hand, doch das

Fieber war bereits gesunken. Emma war erleichtert, weil er so still und friedlich war. Nach einer Weile weckte sie ihn und flößte ihm einen Löffel rosafarbenen Sirup ein, aber die wahre Medizin war meine Milch gewesen.

Es dauerte einen Moment, ehe Cate erfasste, dass die anderen sich über sie unterhielten. Sie hatte sich einen Platz in der Kantine gesucht, nicht weit entfernt von einigen Wärtern, die über irgendetwas lauthals lachten und wild durcheinanderredeten. Als sie die Bewährungshelferin entdeckten, verstummten sie abrupt.

Tapfer biss sie in das Sandwich, das Rose ihr über die Theke gereicht hatte, doch aus dem Augenwinkel nahm sie die Gruppe wahr, die den Blick auf sie gerichtet hatte. Dave Callahan, Deborah Holley und Mark Burgess, dessen Gesicht rot angelaufen war.

Verdammt, dachte sie. *Er hat den beiden von der Party erzählt.* Cate linste zur Theke hinüber. Dort stand Rose und schien zu

ahnen, dass da irgendetwas im Busch war. Mark war der Erste, der den Blick von ihr abwandte. Callahan stand auf, raffte eine Zeitung vom Tisch und kam auf sie zu. *Oh nein, bitte nicht.*

Sie schluckte ihren Bissen herunter.

»Hallo, Dave.«

»Hallo, Schätzchen, wie läuft's denn so?«

»Danke, gut.«

»Wie man hört, haben Sie schon Anschluss gefunden.« Officer Holley kicherte.

Callahan tippte Cate mit der zusammengerollten Zeitung auf den Arm. »Wenn Sie von dem Jungen genug haben und jemand Reiferen suchen, geben Sie mir Bescheid.« Glucksend machte er kehrt und verschwand.

Officer Holley schaute auf ihre Uhr, fuhr sich mit einer Serviette über den Mund und trug ihr Tablett zurück. Auf dem Weg zur Theke warf sie Cate einen geringschätzigen Blick zu. Auch Mark, noch immer rotgesichtig, machte Anstalten aufzustehen.

Cate sprang auf und lief zu ihm. »Was haben Sie Callahan erzählt?«

Er griff nach einer Limodose, die ihm sofort aus der Hand rutschte. »Nichts.«

»Den Eindruck hatte ich aber nicht. Haben Sie etwa behauptet, wir hätten zusammen geschlafen?«

Mark schwieg. Sein Blick huschte zu Rose hinüber, die sie weiterhin beobachtete.

Cate senkte die Stimme. »Ich weiß, dass ich besser nicht mit Ihnen gefahren wäre, und es tut mir leid, dass ich mich übergeben habe, aber dass Sie jetzt hingehen und den anderen Lügen über mich erzählen, ist absolut daneben. Ich bin noch neu hier und möchte nicht, dass über mich Gerüchte kursieren. Deshalb werden Sie Holley und Callahan jetzt sofort die Wahrheit sagen.«

Mark sah sie an. Cate erschrak über die Wut in seinen Augen.

»Ich und daneben?«, höhnte er. »Wie nennen Sie denn dann Ihr Benehmen? Sie haben mir etwas vorgemacht und ...«

»Das wollte ich nicht«, unterbrach Cate ihn. »Ich war betrunken.«

»Genau wie ich. Glauben Sie, nüchtern hätte ich Ihnen auch nur einen zweiten Blick geschenkt?«

Er stand auf, stieß gegen seinen Stuhl, der polternd umfiel, und rannte aus der Kantine. Cate blieb allein am Tisch zurück.

Gleich darauf trat Rose zu ihr. Wortlos räumte sie den Tisch ab und brachte der Bewährungshelferin den Teller mit dem angebissenen Sandwich. »Na, kommen Sie. Essen Sie auf. Ich hole Ihnen etwas zu trinken.« Umgehend kehrte sie mit einer Tasse Kaffee zurück, ließ zwei Zuckerwürfel hineinfallen und rührte sie um.

Cate nahm die Tasse, aber ihre Kehle war wie zugeschnürt. Sie konnte nichts trinken.

Sie nickte Rose dankbar zu. Wie aufmerksam und freundlich diese Frau zu ihr war.

Als Cate ihr winziges Büro betrat, war Janie gerade dabei, einen Fleck getrockneter Erdnussbutter von der Computerm Maus zu reiben.

Sie fuhr zusammen, als sie die Bewährungshelferin hörte. »Meine Güte, Miss Austin, haben Sie mich erschreckt.«

»Wie sind Sie in mein Büro gekommen?«

»Einer der Wärter hat mir die Tür aufgeschlossen. Muss er ja, wenn niemand hier ist und ich putzen soll. Ich habe nichts gestohlen.«

»Natürlich nicht, das weiß ich doch. Ich war nur überrascht, hier jemanden vorzufinden.«

Janie wischte ein letztes Mal über die Maus. »Da, schauen Sie. Wieder so gut wie neu.«

»Danke, Janie, das haben Sie prima gemacht.« Cate nickte ihr zu und setzte sich an ihren Schreibtisch.

Janie blieb unschlüssig stehen und knetete den Lappen in ihrer Hand. »Darf ich Sie mal was fragen, Miss Austin? Es geht um Rose.«

»Was ist mir ihr?«, fragte Cate scharf.

Janie zuckte zurück. »Bestimmt dürfen Sie mit mir nicht über Rose reden, aber ich weiß nicht, wie ich ohne sie auskommen soll. Wer soll sich denn um mich kümmern, wenn sie geht?«

Cate musterte Janie und hatte plötzlich das Bild eines kleinen, einsamen Mädchens vor Augen, das im Schulhof in der Ecke steht und sich vor den Rowdys fürchtet. Mitleidig fragte sie: »Haben Sie Angst davor, dass Rose auf Bewährung freikommt? Wünschen Sie ihr denn nicht das Beste?«

»Doch, sicher tu ich das. Aber ohne sie wird es für mich hier eben schwierig.« Janie lächelte verkrampft. »Rose ist meine beste

Freundin. Klar will ich, dass sie glücklich ist und freikommt, denn das hat sie ja verdient. Es ist nur ...«

»Was?«

»Ach, nichts.«

»Sie werden doch auch bald freigelassen, oder etwa nicht?«

»Schon.«

»Und wie sehen dann Ihre Pläne aus?«

»Ich möchte in Ipswich wohnen, da, wo Rose auch sein wird. Und weiter zur Volkshochschule gehen.«

»Gefällt Ihnen der Unterricht?«

»O ja.« Janie nickte eifrig und schien dankbar zu sein, dass Cate sich nun mit ihr befasste. »Meine Lehrerin ist sehr nett.«

»Sehr schön. Dann hoffe ich, dass alles so kommt, wie Sie es sich wünschen.«

Als Janie fort war, versuchte Cate ihre Wut auf Mark Burgess zu vergessen und öffnete die Akte von Rose Wilks. Später hatte sie vor, Emma und Dominic Hatcher zu besuchen,

doch vorher wollte sie deren Aussagen noch einmal lesen.

Aussage von Emma Hatcher:

In der Nacht, als das Feuer ausbrach, schlief ich. Vor dem Zubettgehen war ich in Lukes Zimmer gewesen und hatte nach ihm geschaut. Dominic, mein Ehemann, war nicht zu Hause. Er ist stellvertretender Direktor des hiesigen Internats, und wenn er Aufsicht hat, übernachtet er dort. Die Haustür hatte ich verriegelt. Am Abend hatten Dominic und ich uns gestritten. Ich war aufgebracht und nahm eine Schlaftablette, ehe ich zu Bett ging. Gegen drei Uhr morgens wurde ich von Brandgeruch geweckt. Durch die Türritzen quoll Rauch in mein Zimmer. Die Tür lasse ich immer offen, für den Fall, dass Luke wach wird, aber zu meinem Entsetzen war sie in dieser Nacht geschlossen.

Ich sprang aus dem Bett und rannte zur Tür, deren Klinke so heiß war, dass ich mir die Hand verbrannte und mehrere Anläufe brauchte, um die Tür zu öffnen. Als ich es geschafft hatte, war der Flur voller Qualm. Ich fing an zu husten und versuchte, zu Lukes Zimmer zu gelangen, doch plötzlich stand eine Feuerwand vor mir, und Panik überkam mich. Ich wusste nicht, wie ich sie durchdringen sollte, und die Flammen zwangen mich zurück. Ich konnte nichts sehen, spürte nur, dass ich mich versengte, aber ich wusste, dass ich nicht aufgeben durfte. Irgendwie erreichte ich Lukes Zimmer, stürzte zu seinem Bettchen und riss meinen Jungen an mich. Ringsum war nur Rauch, doch ich kämpfte mich mit Luke zum Fenster vor und versuchte es zu öffnen, was mir schließlich auch gelang.

Irgendjemand hatte schon die Feuerwehr gerufen, denn draußen stand eine Leiter, auf der gleich darauf ein Feuerwehrmann zu uns hochstieg. Zuerst nahm er Luke entgegen und brachte ihn in Sicherheit, dann kam er zurück, um mich zu holen. Als ich unten war, sah ich, dass Luke auf einer Art Matratze lag und beatmet wurde. Ich fing an zu schreien und konnte damit nicht wieder aufhören.

Dann kam ein Krankenwagen, in den ich geschoben wurde. Jemand legte mir eine Decke um und versuchte mich zu beruhigen. Ich zitterte am ganzen Leib. Man erklärte mir, Luke sei vermutlich schon tot gewesen, als ich ihn dem Feuerwehrmann aus dem Fenster gereicht hatte. Noch bevor ich wach geworden war, war mein Sohn am Rauch erstickt.

Aussage von Dominic Hatcher:

An dem Tag vor dem Feuer machten Emma und ich einen Ausflug. Unseren Sohn ließen wir in der Obhut von Rose Wilks, denn sie hatte ihn schon etliche Male gehütet.

Unser Ausflug verlief anders als erwartet, denn Emma und ich stritten uns. Die Einzelheiten tun nichts zur Sache, aber im Grunde ging es darum, dass ich meine Frau bezichtigte, eine Affäre zu haben.

Da ich nach dem Streit noch immer wütend war, packte ich ein paar Sachen und übernachtete in dem Internat, dessen stellvertretender Direktor ich bin. Auch sonst schlafe ich dort, wenn ich Aufsicht habe, denn zu diesem Zweck stehen dem Personal Zimmer zur Verfügung.

Gegen sechs Uhr dreißig morgens weckte mich ein Polizist, der gekommen war, um mich über den Brand in

unserem Haus zu informieren. Er sagte, meine Frau und mein Sohn befänden sich im Krankenhaus. Dorthin brachte man mich dann auch.

Im Krankenhaus führte man mich in ein Zimmer. Dort waren Polizisten und eine Krankenschwester, die Emma beruhigte. Als ich Emmas Gesicht sah, wusste ich sofort, dass Luke tot war.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Die Leere in unserer Wohnung erdrückte mich, und wenn ich in dem Kinderzimmer saß, packte mich Verzweiflung. Sobald ich zu Hause war, sehnte ich mich nach Luke, nach seinem tröstlichen Babygeruch und dem Gefühl, dieses neue Leben zu sehen und zu berühren. Ich war Emmas beste Freundin geworden, und sie freute sich über meine Besuche, denn dann konnte sie ihre Mühsal mit mir teilen. Oft half ich ihr beim Wechseln der Windeln und Füttern ihres Sohnes oder wiegte ihn in den Schlaf. Sie brauchte mich, um sich von ihrem schwierigen, eintönigen Leben als Mutter abzulenken, denn wenn er die Windeln voll hatte, jammerte sie, wenn er sich übergab, stöhnte sie. Luke war für sie eine Last.

Am schönsten war es für mich, wenn Emma ans Telefon gehen musste oder in der Küche das Mittagessen zubereitete, denn dann waren Luke und ich allein. Ich glaube, Emma atmete auf, wenn sie ihn los war, und erfand ständig tausend kleine Dinge, die sie im Haus dringend erledigen musste. In meinen Armen war Luke immer ganz friedlich. In solchen Augenblicken war er mein kleiner Junge.

Du nahmst wahr, dass es mir besser ging, oder? Dass ich dabei war zu genesen. Du bemerktest die saubere Wohnung, stelltest fest, dass ich wieder mehr Wert auf mein Äußeres legte, und dachtest, ich wäre wieder wie früher. Dann und wann fragtest du, wie ich den Tag verbracht und ob ich mich mit jemandem getroffen hätte. Ich erzählte dir, dass ich mich mit einer Frau angefreundet hätte, die ich im Krankenhaus kennengelernt hatte. Mehr verriet ich nicht, ebenso wenig erwähnte ich ihren Namen.

Eines Abends zog ich das rote Seidenmieder an. Es war mir über der Brust zu eng und schnitt in die Haut im Rücken, aber die Seide fühlte sich glatt und sinnlich an und roch nach frischen Blüten. Ich fühlte mich gut, schloss die Augen und stellte mir vor, ich wäre hübsch und dass du mich liebtest.

Ich wollte mehr über Emma erfahren, diese Frau, die du geheiratet und mit der du mich betrogen hattest. Die Frau, deren Sohn noch lebte, wohingegen meiner gestorben war. Ich fragte mich, wie mein Leben aussehen würde, hätte sie dich damals nicht verlassen. Ob ihr wohl noch immer zusammen wärt, als glückliche Familie mit wunderschönen Kindern? Mit Sicherheit wäre ich weiterhin allein und ungeliebt. Dieser Gedanke verfolgte mich, denn ich wollte ja nur das, was für so viele andere selbstverständlich war: eine Familie.

Emma hatte alles, was ich nicht hatte, und dennoch schien es ihr kaum etwas zu

bedeuten. Ständig klagte sie über Müdigkeit, aber zugleich ging sie zu einem Arzt, um sich Schlaftabletten verschreiben zu lassen. Ich konnte nicht fassen, dass sie diese Tabletten nahm, denn dann konnte sie ja nicht hören, ob Luke nachts aufwachte und weinte. Mitunter gingen ihr die Windeln oder die Milch aus, und sie rannte zum nächsten Supermarkt, um das Fehlende zu besorgen. Auch dass sie Luke fertige Babynahrung verabreichte, begriff ich nicht. Wäre er mein Kind, würde ich immer das frischeste Gemüse kaufen und es für ihn kochen und pürieren.

Dominic warf einen Schatten auf unsere Freundschaft.

Er war einer der Menschen, über die andere sagen, dass sie Autorität besitzen. Er war deutlich älter als Emma, aber ich hatte den Eindruck, dass es ihm schon in jungen Jahren gelungen war, von anderen respektiert zu werden. Anfangs dachte ich, er wäre groß gewachsen, aber später erkannte ich,

dass er sich lediglich sehr aufrecht hielt und etwas Militärisches hatte. Sein Haar war weiß und voll, der Schnitt kurz und konservativ. Seine Augen waren blau, mit stechendem Blick. Die Schüler des Internats lehrte er wahrscheinlich das Fürchten. Trotzdem sah er nicht schlecht aus, und wenn er sprach, wurde mir klar, weshalb Emma dich für ihn verlassen hatte. Das hätte ich zwar nie getan, aber ich erkannte seine Anziehungskraft, vor allem auf labile Frauen wie Emma. Seine Ansichten waren für ihn Tatsachen, Dominics Selbstsicherheit war grenzenlos. Ich hielt ihn für arrogant, aber schwache Menschen bewundern so etwas ja und halten es für Stärke.

Wenn er bei meinen Besuchen zu Hause war, beobachtete er mich, während ich Luke hielt, obwohl ich beinahe jeden Tag bei ihnen war und das Kind mich immer anlächelte. Aber Dominic blieb misstrauisch, das verriet mir seine verstohlenen Blicke und die

unfreundlichen Bemerkungen. Ich war mir sicher, dass er meine Besuche lästig fand, deshalb zwang ich mich hier und da, auch mal ein, zwei Tage wegzubleiben, so qualvoll das für mich auch war. Wenn ich dachte, dass er zu Hause sein könnte, besuchte ich Emma nicht, doch das war nicht immer vorherzusehen, denn Dominic ging und kam, wie es ihm passte.

Manchmal schien er mich nachdenklich zu studieren, als wäre ich ein Puzzle, das er nicht richtig zusammensetzen konnte, ein Kreuzworträtsel, zu dessen Lösung ihm einige Wörter fehlten. Dass wir uns ähnlich waren, erfasste er nie. Ich mochte ihn zwar nicht, aber seine Eifersucht konnte ich gut nachvollziehen. Ich machte es mir zur Regel, mich zu verabschieden, sobald er erschien, und erst wiederzukommen, wenn ich wusste, dass die Luft rein war.

Doch dann entdeckte ich die Lösung des Problems.

Es war ein Weg, Luke zu lieben und Emma im Auge zu behalten, ohne dass Dominic mir dazwischenkam.

Ich war so oft in Emmas Haus gewesen, dass ich wusste, der Schlüssel für die Hintertür hing gleich daneben an einem kleinen Haken. Wenn ich ihn wegnähme und rasch wieder zurückhängte, würde ihn keiner vermissen.

Mir den Schlüssel zu schnappen und ihn in meine Jeanstasche zu stecken, war ein Kinderspiel. Danach war ich zum ersten Mal ganz erpicht darauf, das Haus zu verlassen. Ich fuhr zu dem Supermarkt, in dem ich auf Emma gestoßen war, und ließ in dem kleinen Spezialladen dort einen Zweitschlüssel machen. Ungeduldig sah ich zu, wie der Angestellte den Schlüssel exakt nach dem Vorbild ausfräste. Aus dem Angebot der Schlüsselanhänger wählte ich einen, auf den der Spruch »Zuhause ist da, wo dein Herz ist« graviert worden war.

Niemand durfte den Originalschlüssel vermissen, deshalb rief ich Emma schon am nächsten Morgen an.

»Mein Gott«, sagte sie, als ich mich mit zittriger Stimme meldete. »Du hörst dich ja schrecklich an. Was ist denn passiert?«

»Ich wollte dich um einen Gefallen bitten, Emma. Aber wenn du es nicht tun möchtest, musst du es ...« Ich ließ meine Stimme verklingen.

»Sag schon, worum es geht, ich tue, was ich kann.«

Ich schwieg einen Moment, ehe ich leise sagte: »Heute vor drei Monaten ist Joel gestorben.«

»O Rose, bitte verzeih mir, aber das hatte ich total vergessen.« Sie klang aufrichtig bestürzt, und dennoch lag so etwas wie Erleichterung in ihrer Stimme, darüber, dass ich litt und nicht sie.

»Ich möchte sein Grab besuchen, aber ich weiß nicht, ob ich das allein schaffe.« Ich

machte eine Pause. »Würdest du vielleicht mit mir kommen?«

Konnte sie mir diesen Wunsch versagen? Nein, konnte sie nicht. »Natürlich. Wann sollen wir uns treffen?«

Eine Viertelstunde nach unserem Telefonat saß ich im Wagen am Ende ihrer Straße und beobachtete im Rückspiegel, wie sie mit dem Auto aus der Einfahrt zurücksetzte. Mein Plan war, nach ihr auf dem Friedhof anzukommen und mich damit zu entschuldigen, dass ich erst noch hatte Kraft sammeln müssen, ehe ich in der Lage war, zu Joels Grab aufzubrechen.

Nachdem Emma verschwunden war, schlüpfte ich aus dem Wagen und schlich geduckt wie eine Katze über die Straße zurück zu dem Seitenpfad, der zur Hintertür des Hauses führte. Mit klopfendem Herzen hielt ich die beiden Schlüssel umklammert. Mir fiel wieder ein, wie ich mir unter der Daunendecke meiner Mutter früher ein

Häuschen gebaut hatte, ein sicheres kleines Nest, in dem ich mich verstecken konnte. Jetzt war Emmas Haus zu diesem Nest für mich geworden. Es war ein merkwürdiges Gefühl, das mich in diesem Augenblick übermannte, als wäre mein Leben nach Joels Tod außer Kontrolle geraten und ich wäre gerade dabei, wieder Halt zu finden.

Ich schaute mich nach allen Seiten um, ehe ich meinen Schlüssel ins Schloss steckte und vorsichtig drehte. Als die Tür mit einem Klicken aufsprang, kam es mir wie ein Zeichen des Himmels vor – oder wenn nicht des Himmels, dann eines ähnlichen Orts. Blitzschnell war ich in der Küche, hängte Emmas Schlüssel an den Haken und steckte meinen in die Hosentasche. Ab sofort musste Emma ihr Haus mit mir teilen. An dem Punkt hätte ich kehrtmachen und zum Friedhof fahren müssen, aber dazu war mein Wunsch, weiter vorzudringen, einfach zu groß.

Ich durchquerte die Küche zum Flur, ließ die Treppe links liegen und betrat ein Zimmer, das zur Straße hinausging. Bisher war ich nur einmal ganz kurz darin gewesen, denn wenn ich da war, benutzte Emma es nicht. Es war ein Zimmer für Erwachsene, in dem nirgends Spielsachen lagen. An der Rückwand stand ein schweres Bücherregal, darin Buchrücken in allen möglichen Farben. Auf den freien Plätzen befand sich Zierrat, Matroschka-Puppen und ein chinesisches aussehender Fächer, doch mein Blick wurde von den Buchrücken angezogen, mit Namen von Autoren darauf, die mir größtenteils unbekannt waren. Ich fragte mich, ob Dominic diese Bücher zum Vergnügen las, denn es mussten seine sein, schließlich war er Lehrer. Auch einige Bände über Ballett standen in einer Ecke, die vermutlich noch aus Emmas Studienzeit stammten, damals, als du sie kennengelernt hattest. Dass ich dich nach ihr für mich hatte gewinnen

können, betrachtete ich nach Joels Geburt als meine größte Leistung.

Dann entdeckte ich etwas, das mich interessierte. Es waren Fotoalben, eine ganze Regalreihe stand voll davon, jedes mit einer Jahreszahl auf dem Rücken. Ich zog eines der jüngsten hervor und las das Schildchen auf dem Deckel. »Lukes erstes Jahr« stand darauf. Es war erst halb voll mit Fotos. Die leeren Seiten warteten noch auf das, was einmal zu Erinnerungen werden würde.

Begierig blätterte ich durch die Seiten und betrachtete die Fotos von Emma. Auf einem war sie hochschwanger, trug ein Cocktailkleid und hielt eine Sektkelch in der Hand. Ich nahm an, dass es an Silvester aufgenommen worden war. Ich schlug die Seite um, und mein Herz fing an, schneller zu schlagen. Da war Luke, gleich nach der Geburt in seinem Krankenhausbettchen. Auf den nächsten Seiten wurde er beständig größer und dicker. Dann stieß ich auf eins, auf dem er

vielleicht sechs Wochen alt war, mit rot-goldenen Löckchen und einem Lächeln, das für immer festgehalten worden war. Ich zupfte es ab und schob es behutsam und ohne es zu knicken in meine Hosentasche.

Dann erinnerte ich mich an die Aufnahmen von eurer Hochzeit, die in der Kommodenschublade mit der Unterwäsche versteckt lagen, und überlegte, welche Andenken an diesen Tag sie vielleicht sonst noch aufgehoben hatte. Ich war wie ein Hund, der eine Spur verfolgt.

Gleich darauf lief ich über den oberen Flur und betrat das Gästezimmer.

In dem Raum hatten Emma und ich Lukes ausrangierte Babykleidung untergebracht und später Emmas Schwangerschaftsgarderobe, die sie sorgsam in einem Schrank verstaut hatte, für den Fall, dass sie noch ein Baby bekam. Um an das oberste Schrankfach zu gelangen, stieg ich auf einen Stuhl und überschlug die Zeit, die ich noch zur

Verfügung hatte. Emma war vermutlich gerade dabei, Luke vom Kindersitz des Wagens in seinen Buggy zu verfrachten. Demnach musste ich mich sputen.

In dem Fach entdeckte ich einige Pappschachteln mit Weihnachtsschmuck und einen kleinen Koffer. Doch dahinter lag ein weißer Karton, und ich war sicher, dass er enthielt, wonach ich suchte. Am liebsten hätte ich ihn einfach herausgezerrt, aber ich musste vorsichtig sein und durfte nichts durcheinanderbringen. Behutsam langte ich unter einen Berg Lametta, holte den Karton hervor und stieg wieder von dem Stuhl hinunter.

Auf dem Fußboden hob ich den Deckel ab, doch in meiner Aufregung zerriss ich dabei das Seidenpapier, das den Inhalt verhüllte.

Meine Hände ertasteten reine Seide. Ich schlug das Papier zur Seite und sah etwas Glänzendweißes. Emmas Hochzeitskleid.

Das Kleid, das sie auf dem Foto anhatte, auf dem ihr beide abgebildet wart.

Im Nu streifte ich Jeans und Pullover ab und trug nur noch meine Unterhose und das rote Mieder, das ich an dem Tag angelegt hatte. Ich nahm das weiße Kleid heraus, spürte die schwere Seide, zog den Reißverschluss auf und schlüpfte hinein. Ein weißes Seidenmeer umhüllte mich, aber die Ärmel waren zu eng, sodass ich Mühe hatte, das Oberteil richtig hochzuziehen. Über meiner Brust spannte sich der Stoff, und der Reißverschluss musste offen bleiben. Ich hob den Rock an und trippelte in Richtung Schlafzimmer, wo ein großer Spiegel stand.

Auf dem Weg dorthin stellte ich mir vor, eine Braut zu sein, gemessenen Schrittes das Kirchenschiff zu durchqueren und anmutig nach links und rechts zu lächeln. Mit dem roten Mieder und dem weißen Kleid darüber fühlte ich mich wie eine liebliche angehende Ehefrau. Ich betrat das Schlafzimmer und

schaute in den Spiegel. Ich sah grässlich aus. Das Kleid war viel zu eng, das Oberteil zu schmal geschnitten, und das Weiß stand mir nicht. Ich war käsebleich und wirkte grobknochig, meine Augen waren unnatürlich groß, die Haare lang und strähnig – eine Vogelscheuche, der man ein Brautkleid übergezogen hatte. Mit einem Aufschrei zertrte ich mir das Kleid über den Kopf und schleuderte es auf den Boden.

Im nächsten Moment hatte ich den Schlüssel aus der Tasche gezogen und fiel wie eine Wilde über das Kleid her. Ratsch, ratsch, ratsch zerfetzte ich die Seide und mit ihr Emmas Vergangenheit sowie meine Gegenwart mit demselben Mann.

Nach einer Weile kehrte ich schwer atmend in das Gästezimmer zurück und faltete das zerrissene Kleid wieder ordentlich zusammen, legte Ärmel auf Ärmel, glättete den Rock, so gut es ging, packte alles zurück und schlug es in das Seidenpapier ein. Dann

stieg ich auf den Stuhl und verstaute den Karton hinten in dem Fach unter dem Lametta.

Joels Grab lag im neueren Teil des Friedhofs. Es war ein einfacher Erdhügel mit einem schlichten Stein, der auf schmerzhaft Weise immer noch frisch wirkte. Nur die Blumen darauf waren vertrocknet, denn ich ertrug es nur selten, dorthin zu gehen.

Emma entdeckte mich, ließ den Buggy los und kam mir entgegen. Ihr Gesicht war verquollen, und sie betupfte ihre Augen mit einem Papiertaschentuch. Als sie bei mir war, schloss sie mich in die Arme. Ich wollte nicht, dass sie weinte, denn das machte mich bloß wütend. Sie hatte kein Recht, Tränen zu vergießen.

Seitdem ich ihr Hochzeitskleid zerrissen hatte, war mein Herz in Aufruhr. Einen

Nachhall dieser Gefühle schien sie in meinen Augen zu erkennen.

»Ach, Rose«, murmelte sie und küsste mich auf die Wange. Ich roch Pfefferminz in ihrem Atem. »Ich würde alles tun, um deinen Schmerz zu lindern.«

Dafür hatte bereits der Schlüssel zu ihrem Haus gesorgt, aber das konnte sie ja nicht wissen.

»Luke zu sehen, tröstet mich ein wenig. Vielleicht könnte ich ja ab und zu seine Babysitterin sein.«

Für zehn Minuten standen wir stumm an Joels Grab. Es fühlte sich länger an, denn Emma wusste nicht, was sie sagen sollte. Schließlich wandte sie sich zu Luke um, rückte seine Mütze zurecht und steckte ihm einen Schnuller in den Mund. Ich trat an den weißen Grabstein, kniete mich nieder und fuhr mit dem Finger über die Inschrift.

Joel Clark.

Den Engelflügel tragen.

»Clark«, sagte Emma versonnen. »So habe ich früher auch einmal geheißen.«

»So heißen viele«, entgegnete ich.

Ich hatte gewollt, dass Joel deinen Nachnamen erhielt. Er sollte uns verbinden.

»Die Inschrift ist wunderschön, Rose.

›Den Engelflügel tragen.<«

»Er ist jetzt bei meiner Mutter und meiner Tante Rita. Bei ihnen wird er geborgen sein.«

Ich wusste nicht, ob ich den Ort, an dem Joel sich befand, Himmel nennen sollte, aber mit Sicherheit schwebte mein Sohn irgendwo über mir, denn manchmal konnte ich ihn spüren, insbesondere am späten Abend, wenn ich allein war.

Ich küsste seinen Namen auf dem Stein, den die Sonne gewärmt hatte. In meinem Rücken begann Emma zu schluchzen und störte meine friedliche Meditation.

Als ich aufstand, kramte sie in Lukes Buggy und wühlte unter dem Windelpaket

ein frisches Päckchen Papiertaschentücher hervor.

Luke hatte sich in seine Decke gekuschelt und schlief mit rosigen Wangen. Dieses Kind hatte Emma nicht verdient.

Dominic Hatcher beobachtete, wie seine Frau die Bewährungshelferin wie in Trance ins Wohnzimmer führte und ihr mit schleppender Stimme einen Kaffee anbot, den sie dann natürlich vergessen würde zu holen.

Da er wusste, dass seine Frau nicht imstande war, auch nur diese einfache Aufgabe zu verrichten, hatte er den Kaffee bereits aufgesetzt und in der Küche drei Becher bereitgestellt. Er wartete, bis die Besucherin sagte: »Ja gern, schwarz, bitte, und ohne Zucker«, und verschwand in die Küche.

Dort füllte er die Becher und zwang sich zur Ruhe, denn seit Jahren war sein Leid von grenzenloser Wut durchsetzt, die er fortwährend im Zaum halten musste. Zum einen richtete seine Wut sich gegen Rose, die

es geschafft hatte, nicht wegen Mordes verurteilt zu werden, zum anderen galt sie Emma. Schließlich war es ihre Schuld, denn sie hatte diese Frau in ihr Haus eingeladen, nicht erfasst, was für eine Person das war, und nie begriffen, dass in ihrer vermeintlichen Freundin ein Monster steckte.

Seine Ehe war zu einer kalten, geschäftsmäßigen Angelegenheit geworden, bar jeder Leidenschaft. Auch Streitereien gab es nicht mehr, selbst dazu fehlte Emma die Kraft. Er wiederum hatte Angst, seinen Gefühlen nachzugeben, denn dann würde daraus ein Vulkan, dessen Ausbruch ihre Ehe höchstwahrscheinlich nicht überlebte.

Er stellte die Becher auf ein Tablett und trug es ins Wohnzimmer, wo bereits peinliches Schweigen herrschte. Cate Austins Stift schwebte über ihrem Block, und sie sah Emma an, als warte sie auf eine Antwort, die nicht kam. Die nie kommen würde, das hätte Dominic ihr jetzt schon sagen können.

Emma hockte auf der Sofakante und starrte ins Leere. Ich sollte ihr eine reinhauen, dachte er, vielleicht würde sie wenigstens dann einmal reagieren.

Einen Becher stellte er vor Cate Austin ab, die so jung aussah, als hätte sie gerade erst ihr Studium abgeschlossen. Aber zumindest wirkte sie ernst und betrachtete Emma mit gerunzelter Stirn. Dann legte sie den Stift ab, umschloss den Becher mit beiden Händen und sagte, sie dürften sie ruhig mit Cate anreden. Anschließend erklärte sie ihnen noch einmal den Grund ihres Besuchs. Dominic setzte sich ihr gegenüber und hörte Wörter wie »Bewährungsgutachten«, »unparteiisch« und »Ihre Meinung« – sinnloses Geschwätz, das kaum zu ihm durchdrang, denn ihn interessierte ohnehin nur eine einzige Auskunft.

»Wann wird diese Frau freigelassen?«

Cate trank einen Schluck Kaffee. »Das entscheidet die Bewährungskommission, die in einer Woche tagt.«

Dominic verschlug es den Atem. »Und wenn gegen sie entschieden wird?«

Cate spitzte die Lippen und sah ihn an. »Dann kommt sie frühestens in zwei Jahren frei.«

»In zwei Jahren?«, fuhr Dominic auf. »Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst.«

»Es könnte aber auch in zwei Wochen so weit sein.«

Emma richtete ihren Blick auf Cate. »Aber das wäre ja schon im September.«

Cate stellte ihren Becher auf den Sofatisch. »Ja, aber Rose Wilks stünde unter Aufsicht, müsste sich regelmäßig bei ihrem Bewährungshelfer melden und eine Verhaltenstherapie machen. Außerdem würden wir entscheiden, wo sie arbeitet und wohnt, was alles zusammen bedeutet, dass die Freilassung für sie kein Spaziergang wird.«

»Wie vernagelt sind Sie eigentlich?«, zischte Dominic. »Diese Person darf unter gar keinen Umständen freikommen, oder ist das für Sie zu schwierig zu begreifen?« Am liebsten hätte er mit der Faust auf den Tisch geschlagen.

Benommen schüttelte Emma den Kopf. »Ich würde ihr ganz sicher begegnen«, sagte sie leise. »Auf der Straße oder im Supermarkt. Was ist, wenn sie hierherkommt?«

»Das wird sie nicht«, erklärte Cate bestimmt. »Das wird ihr nicht gestattet sein. Falls Rose freigelassen wird, dann nur unter der Auflage, dass sie nie wieder Kontakt zu Ihnen aufnimmt.«

Dominic musterte Cates ernste Miene und dachte verächtlich, wie treuherzig diese Bewährungshelferin doch war. »Diese Frau hat unser Kind ermordet, Miss Austin. Glauben Sie tatsächlich, eine einzige Ihrer Auflagen könnte sie an irgendetwas hindern?«

»Allerdings. Denn wenn sie auch nur gegen eine davon verstößt, landet sie sofort wieder im Gefängnis.«

Dominic ließ sich zurückfallen und stieß den Atem aus. »Spielt unsere Meinung überhaupt eine Rolle, wenn Sie Ihr Gutachten schreiben?«

Cates Blick wurde mitfühlend, aber sie ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Vielleicht dachte sie ja, ihre gefasste Haltung übertrage sich auf ihn, aber da hatte sie sich geirrt. Seit vier Jahren brodelte es in ihm, und daran konnte auch sie nicht das Geringste ändern.

»Ihre Meinung interessiert mich durchaus«, erwiderte sie. »Und falls Sie Bedingungen stellen möchten, würde ich sie weiterleiten. Zwar werden Sie den Beschluss der Kommission nicht beeinflussen können, aber was die Auflagen betrifft, haben Sie Rechte, die wir berücksichtigen werden.«

»Rechte!«, höhnte Dominic. »Dass ich nicht lache.« Er schaute zu Emma hinüber,

die ihrerseits zu Boden starrte. Mit einem Mal war es, als würde aus seiner Wut etwas anderes, weitaus Schmerzlicheres, ein Gefühl, das er als die Hoffnungslosigkeit seiner Niederlage erkannte.

»Mr Hatcher«, sagte Cate. »Noch ist nichts entschieden. Warum erzählen Sie mir nicht, wie Rose sich Ihrer Familie derart eng anschließen konnte? Ich habe Ihre Aussage gelesen, aber ich möchte es gern noch mal aus Ihrem Mund hören.«

Dominic zog die Brauen zusammen. Genau das hatte ihm noch gefehlt. Eine Fremde, die in ihrem Leid herumstochert, die sie mit Warum und Weshalb quält, obwohl es keine einzige Antwort gab, die Luke wieder zum Leben erwecken konnte. Er holte tief Luft, um Miss Austin genau das zu sagen, doch zu seiner Überraschung kam Emma ihm zuvor.

»Sie hat mir leidgetan«, begann sie kaum hörbar. »Ich wollte ihr helfen, und wir sind

Freundinnen geworden. Rose war vielleicht ein wenig seltsam, aber welche Frau, die ihr Kind verloren hat, wäre das nicht?« Sie gab einen Laut von sich, der wie ein Schluchzer klang, und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Dominic stand auf und legte einen Arm um sie. Er tat es aus reinem Pflichtgefühl, was Emma womöglich spürte, denn sie versteifte sich und ließ die Hände sinken. Dominic hatte das Gefühl, eine Statue zu umfassen, daher ließ er sie los und setzte sich wieder.

»Emma«, sagte Cate freundlich. »Hatten Sie jemals den Eindruck, dass Rose von Luke besessen war?«

Emma schien nachzudenken. Schließlich schüttelte sie den Kopf. »Nein, eigentlich nicht. Ich war gerade erst Mutter geworden und hatte alle Hände voll zu tun, und Rose war einfach da. Sie hat mir geholfen, und

dafür war ich ihr sehr dankbar. Weiter nichts.«

Dominic schnaubte abfällig. Diese Worte hatte er schon zimal gehört. Emma hatte keine Hilfe gebraucht. Luke war ein perfektes Baby gewesen, und er hatte Emma unterstützt. Trotzdem beharrte sie darauf, dass ihr Leben schwierig gewesen sei.

»Erzähl ihr von deinen Träumen«, forderte er seine Frau auf. »Na los.«

Emma schien das Muster des Teppichs zu studieren.

Cate beugte sich zu ihr vor und fragte sanft: »Möchten Sie mir von Ihren Träumen erzählen?«

Dominic trommelte auf die Armlehne seines Sessels.

»Ja«, murmelte Emma. »Als Luke zwei Monate alt war, fing es an. Immer dann, wenn Dominic nachts im Internat schlief. Es waren keine richtigen Albträume, aber sie ängstigten mich trotzdem. Ich träumte,

jemand sei im Haus, in Lukes Zimmer und manchmal auch in meinem Bett. Es wirkte so real, denn ich spürte, dass jemand mich berührte und küsste. Nach einer Weile dachte ich, es müsse an den Schlaftabletten liegen, doch dann fand ich eines Morgens etwas. Eine Taschenlampe, die auf der Seite lag, auf der Dominic schläft.« Sie rang nach Atem und sah Cate mit schreckgeweiteten Augen an, so als sähe sie alles wieder deutlich vor sich.

»Gehörte die Taschenlampe Rose?«, fragte Cate.

»Anfangs dachte ich, Dominic hätte sie dort liegen gelassen, daher legte ich sie in die Küchenschublade und vergaß die ganze Sache. Erst hinterher, nach dem Brand, erinnerte ich mich wieder daran und zeigte sie Dominic, der die Lampe noch nie gesehen hatte. Dann fielen mir die Träume ein, und ich war mir nicht mehr sicher, ob es wirklich

Träume gewesen waren. Vielleicht ist sie es ja gewesen.«

»Sie meinen, Rose hat Sie nachts berührt?«

»Natürlich war es diese Irre!« Dominic sprang auf. »Warten Sie, ich werde Ihnen etwas zeigen.« Er verließ den Raum. Gleich darauf kehrte er mit einer Tragetasche zurück und schüttete den Inhalt auf den Boden. Cate erkannte weißen Stoff, aus dem bei näherem Hinsehen ein Kleid wurde – ein zerfetztes Kleid.

»Das war mein Hochzeitskleid«, flüsterte Emma, beugte sich hinab und strich darüber. »Das hat sie getan.«

»Erkennen Sie jetzt, wie wahnsinnig diese Person ist?«, brach es aus Dominic hervor. »Nachts, wenn wir schliefen, ist sie durch unser Haus geschlichen. Sie hat das Feuer gelegt, in dem unser Sohn umgekommen ist – ein kleines Kind, das nicht einmal sein erstes Weihnachtsfest erleben durfte. Und Sie

glauben, diese Mörderin verdient es, frei zu sein?«

Emma fing an zu weinen und streckte eine Hand nach ihrem Mann aus. Er umschloss sie und warf Cate einen verbitterten Blick zu. Plötzlich begann oben im Haus ein Baby zu schreien.

Dominic ließ Emmas Hand fallen und stand auf.

»Nein, lass nur«, sagte Emma und wischte ihre Tränen fort. »Ich geh schon.«

Oben wurde das Weinen des Babys von den besänftigenden Worten der Mutter abgelöst.

»Wir haben eine kleine Tochter«, erklärte Dominic.

»Das wusste ich nicht«, antwortete Cate.
»Wie alt ist sie?«

»Acht Monate. Sie können sich nicht vorstellen, wie wir uns seit ihrer Geburt fühlen. Natürlich löscht es unseren Schmerz nicht aus, das wird uns nie gelingen, aber

zumindest haben wir jetzt wieder einen Grund zu leben.«

Cate nickte teilnahmsvoll.

»Nach Lukes Tod sah es eine Zeit lang so aus, als hielte uns nichts mehr zusammen und wir würden uns scheiden lassen. Doch dann wurde Emma wieder schwanger, und alles hat sich geändert. Unser kleines Mädchen hat uns gerettet.«

»Hat es auch Ihrer Frau geholfen, mit ihrem Leben weiterzumachen?«

Dominic fuhr sich durch die Haare. »Es hat ihr einen Grund gegeben, morgens aufzustehen und das Haus zu verlassen, um Besorgungen zu machen. Bei Luke hatte sie immer über Müdigkeit geklagt, das tut sie jetzt nicht mehr. Wir sind einfach dankbar. Doch, ich glaube, seit der Geburt unserer Tochter geht es Emma wieder besser, auch wenn sie immer noch Beruhigungstabletten nimmt.«

Über ihnen begann das Baby wieder zu weinen.

»Nach Lukes Tod«, fuhr Dominic fort, »konnte sie es nicht ertragen, allein im Haus zu sein. Ich musste mich beurlauben lassen, um bei ihr zu sein. Nachts hatte sie Albträume und hörte Stimmen. Das hat sich nach der Geburt unserer Kleinen gelegt, obwohl Emma seit Kurzem ...«

»Was?«

»Ich möchte nicht, dass Sie mich falsch verstehen, denn ich halte meine Frau nicht für geistig labil, trotzdem sollen Sie wissen, wie viel Schaden diese Rose Wilks in unserem Leben angerichtet hat. In den letzten Wochen haben Emmas Albträume wieder begonnen, wahrscheinlich weil sie Angst hat, die Mörderin unseres Sohnes könnte demnächst freigelassen werden.«

Dominic glättete eine Falte auf seiner Hose.

»Emma schwört, dass sie eine fremde Person um unser Haus hat schleichen sehen. Ein Mädchen oder eine junge Frau, die in unsere Fenster gespäht hat. Emma war auch der festen Überzeugung, dass der Schlüssel zu unserer Hintertür fehlt. Eines Tages rief sie mich deswegen an, doch als ich nach Hause kam, hing der Schlüssel an Ort und Stelle, gleich neben der Hintertür.«

»Haben Sie diese Zwischenfälle gemeldet?«

Dominics Lippen kräuselten sich spöttisch. »Etwa der Polizei? Ich bitte Sie. Wahrscheinlich hat Emma sich bloß etwas eingebildet, denn der einzige Mensch, der hier herumschleichen würde, sitzt im Gefängnis. Meine Frau hat sehr viel mitgemacht und wird sich nie mehr sicher fühlen. Daran wird auch unser Baby nichts ändern.«

Cate hörte Schritte auf der Treppe. Gleich darauf erschien Emma im Türrahmen und sprach leise mit dem Mädchen in ihren

Armen. Es trug einen rosa Strampelanzug und hatte rotgoldene Löckchen.

»Was für ein niedliches Kind«, sagte Cate.
»Wie heißt es denn?«

Emma küsste das Baby auf die Wange.
»Hope«, antwortete sie. »Denn unsere Kleine ist unsere ganze Hoffnung.« Sie setzte das Kind in eine rosa Babywippe mit gelben Sternen.

Aufgewühlt stieg Cate in ihren Wagen. Tränen brannten in ihren Augen. Einen Moment saß sie da und versuchte, sich wieder zu fassen, doch das, was sie da eben gehört hatte, sprach sie als Mutter an, und die Bewährungshelferin trat in den Hintergrund.

Sie ließ ihren Tränen freien Lauf.

Emma hatte den Tod ihres ersten Kindes nie verwunden und litt darunter, dass sie Rose Wilks damals in ihr Haus gelassen hatte. Hätte sie es nicht getan, würde Luke jetzt noch leben, könnte umhertollen, spielen

und sich bei kleinen Kümernissen in die Arme seiner Mutter flüchten.

Wie leicht so ein Leben ausgelöscht werden kann. Und welche Mutter kam je über den Tod eines geliebten Kindes hinweg? Cates Leben wäre zu Ende, würde Amelia sterben.

Wie konnte Rose es überhaupt wagen, nach vier Jahren Haft auf ihre Freilassung zu hoffen? Emma und Dominic würden nie frei sein, sie würden nie von ihrem Leid erlöst werden. Wäre Rose in jener Nacht nicht im Haus der Hachers gewesen und hätte sich keine Zigarette angesteckt – nein, dieser Gedanke führte zu nichts. Egal, ob mit oder ohne Absicht: Rose hatte das Feuer ausgelöst, in dem der kleine Luke Hatcher umgekommen war.

Noch immer als Mutter startete Cate den Motor und dachte, was für eine Tragödie die Hachers erlitten hatten. Eine grausame, sinnlose Tragödie.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Emma hatte in der Nähe keine Angehörigen, deshalb bat sie mich immer häufiger, auf Luke aufzupassen, wenn sie zur Post fuhr oder einkaufen ging. Jedes Mal sagte ich, sie könne sich mit der Rückkehr Zeit lassen, und sie ging nur zu gern darauf ein. Nach und nach verabredete sie sich sogar mit alten Bekannten zum Lunch, verschickte und empfing SMS, nach denen sie mich bat, bei Luke zu bleiben, denn es gebe da jemanden, mit dem sie sich treffen wolle. Die Zeit ohne Luke schien sie zu genießen, denn wenn sie zurückkam, hatte sie oft gerötete Wangen und wirkte glücklich.

Eines Tages fragte mich Emma, ob ich Luke einen ganzen Tag beaufsichtigen könne, denn sie und Dominic wollten ihren

Hochzeitstag feiern. Ich an ihrer Stelle hätte das zwar als Familie getan und einen Ausflug zu dritt gemacht, doch die beiden wollten ohne Luke zusammen sein. Mir war das mehr als recht, denn da sie erst am Abend zurückkehren würden, konnte ich mit Luke mein eigenes kleines Fest veranstalten.

Als ich an dem Tag bei den Hachers eintraf, lief Dominic mit stolzgeschwellter Brust umher und prahlte, dass er in Newmarket in eine Loge eingeladen worden sei. Die Ehre verdanke er dem Vater eines Schülers, einem einflussreichen Geschäftsmann, der ein Rennpferd besitze. Ich gab mich beeindruckt und betrachtete Dominic, der sein weißes Haar mit Gel geglättet hatte und ein pinkfarbenes Hemd trug, das nicht seinem Alter entsprach. Ich lobte ihn für sein schickes Aussehen und dachte, dass er einfach nur armselig war. Einen Moment lang bewunderte er sich im Flurspiegel, doch dann

wurde er ungeduldig und rief zu Emma hinauf, sie solle sich beeilen.

Sie kam mit Luke die Treppe herunter. Ich rief seinen Namen, und er strahlte mich an. Als Emma ihn mir reichte, stieß er ein fröhliches Glucksen aus, und ich küsste seinen Schädel, auf dem sich die rotgoldenen Haare kringelten. Dann begutachtete ich Emma, die ein lächerlich kurzes rosa Kleid mit passendem Hut trug. Das Kleid spannte über ihrem Bauch, denn so zierlich sie auch war, sie hatte die Figur von vor der Schwangerschaft noch immer nicht zurückgewonnen.

»Wie hübsch du aussiehst«, sagte ich.

Emma zupfte an dem zu kurzen Rock und richtete die Träger des Kleids. »Ja, aber ich war schon so lange nicht mehr bei einem festlichen Anlass und weiß gar nicht mehr, wie ich mich da benehmen soll. Seit Lukes Geburt ist mein Gehirn zu Brei geworden, und bei Pferden kenne ich mich auch nicht aus.«

»Ach, mach dir keine Sorgen«, tröstete ich sie. »Wette einfach auf die Pferde mit den schönsten Namen und trink ein paar Gläser Wein, um dich zu entspannen.«

»Meinst du?«

»Ja. Alle werden dich bewundern.«

Dominic wartete an der offenen Haustür, doch Emma blieb vor dem Flurspiegel stehen und rückte ihren Hut zurecht. Als sie mir lang und breit erklärte, welches Spielzeug Luke am liebsten möge und zu welchen Uhrzeiten er seine Flasche bekommen solle, kostete es mich große Überwindung, sie nicht anzuschreien, sie solle endlich verschwinden.

»Ich habe die Flasche schon fertig gemacht. Sie liegt im Kühlschrank«, verabschiedete sie sich endlich.

Vom Fenster aus verfolgten Luke und ich, wie die beiden ins Auto stiegen. Ich wedelte mit seinem Arm, damit es aussah, als würde er ihnen einen Abschiedsgruß zuwinken.

Es war ein so schöner, klarer Frühlingstag, dass ich Lust bekam, mit Luke im Kinderwagen durch die Straßen zu spazieren. Allerdings nicht in seinem, sondern in dem, den ich für Joel gekauft hatte und der schon zusammengeklappt im Kofferraum meines Wagens bereitlag. Ich holte ihn hervor, diesen makellosen Kinderwagen, von dem ich mich nicht hatte trennen können, als hätte ich gewusst, dass ich ihn eines Tages brauchte. Ich trug ihn ins Haus und hob Luke aus seiner blauen Babywippe.

»Sieh mal«, sagte ich. »Das ist dein neuer Kinderwagen. Gefällt er dir?«

Beim Klang meiner aufgeregten Stimme quietschte Luke vor Freude und strampelte mit den Beinen. Ich legte ihn auf das Kissen und dachte, dieses Vergnügen hätte ich so viele Male haben können. Es stand mir zu.

Gemächlich schob ich den Wagen durch die Straßen, redete mit Luke und zeigte ihm die Vögel, Hunde und Autos. Ein Baby zieht

unweigerlich Menschen an, sodass immer wieder Frauen stehen blieben, in den Wagen schauten und meinen Jungen bewunderten. Großzügig ließ ich es geschehen und gab die gewünschten Auskünfte.

»Drei Monate alt. O ja, ein sehr braves Baby. Nach der Geburt war er kränklich, aber jetzt wächst und gedeiht er.«

Nach einer Weile wurde Luke unruhig, und ich beschloss, ihn in unsere Wohnung mitzunehmen.

Als ich den Wagen in unseren Hauseingang schob, ahnte ich, wie sich ein frischgebackener Ehemann fühlt, der mit seiner Braut über die Schwelle schreitet und weiß, dass jetzt ein neues Leben beginnt. Ich trug Luke die Treppe hoch, öffnete die Wohnungstür und brachte ihn in das Kinderzimmer, das ebenso makellos war wie der Kinderwagen. Ich zeigte ihm das Bettchen aus Kirsche, den Teddybären in seiner feinen Weste, den noch nie ein Kind

geknuddelt hatte, und das Amselnest. Ich erzählte ihm, wie die jungen Vögel damals umgekommen waren.

Danach war es Lukes Zimmer, und alles darin gehörte ihm.

Kurz nach fünf Uhr nachmittags kehrten Emma und Dominic zurück. Emma schwankte, und als sie mir Luke aus den Armen nahm, roch ich ihre Alkoholfahne. Ihr Mann wirkte verstimmt.

»Ihr seid früh dran«, sagte ich.

Dominic schüttelte seine Jacke ab. »Weil Emma es übertrieben hat«, entgegnete er verärgert. »Noch vor dem Hauptgang hatte sie eine ganze Flasche Champagner geleert.«

Er ging in die Küche. Ich hörte die Kühlschranktür und wie er eine Bierflasche zischend öffnete. Emma war zu betrunken, um überhaupt irgendetwas zu registrieren. Ich nahm ihr Luke ab, aus Angst, sie könnte ihn fallen lassen.

Dominic kam zurück und trank aus der Flasche. Dass ich noch immer da war, schien er vergessen zu haben. »In meinem ganzen Leben habe ich mich noch nicht so geschämt.«

»Ach, halt doch die Klappe«, schlug Emma zurück. »Wann gibst's bei uns denn mal Champagner? Und warum hast du mir nicht vorher gesagt, wie hochgestochen diese Leute sind?«

»Diese Leute sind die Eltern meiner Schüler und damit diejenigen, die mein Gehalt zahlen.«

»Sie waren sterbenslangweilig, Dominic. All das Gerede über Jockeys und Trainer und Handicaps. Nicht einer von ihnen hat sich für mich und mein Leben interessiert. Nicht ein Einziger.«

»Wahrscheinlich weil du die ganze Zeit gelallt hast und sie Angst hatten, du würdest deinen Wein verschütten.«

Emma warf ihm einen wütenden Blick zu. »Ich habe aus Langeweile getrunken. Anders als du bin ich noch jung und dachte, ich könnte mich zur Abwechslung mal amüsieren. Was glaubst du, wie mir das hier alles zum Hals heraushängt, das Haus, die Windeln, die Fläschchen und der ganze Kram. Ich dachte, wenigstens für einen Tag könnte ich noch mal ich selbst sein.«

»Herrgott, Emma, was soll denn dieses Geschwätz? Du lebst hier nicht im Gefängnis. Du hast ein wundervolles Haus, ein gesundes Kind ... und mich. Hör endlich auf, dich wie ein Jammerlappen aufzuführen.«

Emma trat auf ihn zu. »Sprich gefälligst nicht in diesem Ton mit mir.«

»Du hast uns den ganzen Hochzeitstag verdorben«, zischte Dominic. »In drei Stunden beginnt das Konzert in Newmarket, für das ich Karten gekauft habe, und ich habe große Lust, allein hinzufahren.«

Emma wankte ins Wohnzimmer und ließ sich aufs Sofa fallen. »Dann fahr doch. Ich halte dich nicht zurück.«

»Fein.«

»Los, hau ab und genieß dein Konzert. Um mich brauchst du dir keine Gedanken zu machen.«

Dominic riss seine Jacke vom Garderobenhaken und verließ das Haus. Hinter ihm knallte die Haustür zu. Emma starrte wutentbrannt an die Wand.

»Luke hat eben erst sein Fläschchen bekommen«, sagte ich. Die Milch hatte ich in den Ausguss gekippt. »Gebadet ist er auch schon.«

»Gott, wie mich das alles ankotzt.« Emma schloss die Augen und lehnte sich zurück.

»Der Tag hat dich geschafft«, sagte ich. »Wenn du magst, bringe ich Luke für dich ins Bett.«

Ich trug den Jungen nach oben und legte ihn in sein Bettchen. Wie niedlich er aussah,

so rosig und zufrieden. Als ihm die Augen zufielen, wäre ich am liebsten zu ihm gekrochen. Ich küsste ihn, versprach ihm, später wiederzukommen, und strich ihm über die Wange, um mein Versprechen zu besiegeln.

Als ich wieder herunterkam, saß Emma noch genauso da wie zuvor.

»War es wirklich so schlimm?«, fragte ich und begann, das umherliegende Spielzeug einzusammeln.

»Es war die Hölle.« Sie fing an zu weinen. Ich setzte mich zu ihr und nahm ihre Hand. »Woran hat es denn gelegen? Oder hast du bloß zu viel getrunken?«

»Damit hat es nichts zu tun.« Emma schniefte und wischte sich über die Nase. »Es liegt an Dominic, der mich wie einen seiner verdammten Schüler behandelt. Warum redet er mit mir nicht wie mit einem normalen Menschen, der mit ihm auf einer Stufe steht?«

»Vielleicht weil er um einiges älter ist als du.«

»So viel älter ist er gar nicht. Er will einfach nur den Ton angeben. Aber so sollte eine Ehe doch nicht sein. Eine Ehe soll Spaß machen.«

»Hat denn deine erste Ehe Spaß gemacht?« Ich weiß kaum, wie ich es schaffte, ihr diese Frage zu stellen. Auf die Antwort wartete ich mit angehaltenem Atem.

Emma knabberte an einem Fingernagel und dachte nach. »Mein erster Mann war ganz anders als Dominic. Erst jetzt erkenne ich, wie einfach alles mit ihm war.«

»Treffst ihr euch denn ab und zu noch?« Wieder hielt ich den Atem an.

»Wir sind uns ein paarmal über den Weg gelaufen.« Nervös begann sie den Ehering zu drehen, der lose an ihrem Finger saß.

»Manchmal weiß man etwas erst zu schätzen, wenn man es verloren hat. Warum muss das Leben nur so ungerecht sein?«

Es schnürte mir die Kehle zu, und ich rückte ein Stück von ihr ab. Emmas Selbstmitleid war mehr, als ich ertragen konnte. Dieses dumme Miststück hatte Luke, doch der Junge genügte ihr offenbar nicht. Sie wollte dich auch noch haben.

Um elf Uhr abends wurde es in Emmas Haus dunkel. Nur die Nachtlichter auf dem Flur oben ließ sie brennen.

Wenn du im Auberge warst, kamst du nie vor Mitternacht zurück, deshalb war es für mich leicht, die Abende in meinem Wagen gegenüber vom Haus der Hatchers zu verbringen. Ich wusste, wann unten die Lichter ausgingen und dass gleich darauf das Licht in Lukes Zimmer eingeschaltet wurde, denn dann fütterte sie ihn zum letzten Mal. Allerdings hatte ich es bisher nie gewagt, die Sicherheit meines Wagens zu verlassen.

Deshalb war jetzt Vorsicht geboten. Ich wartete geduldig. Dominic war in Newmarket und würde, wenn überhaupt, erst nach

Mitternacht zurückkommen. Ich war kurz in unserer Wohnung und hatte mich umgezogen. Jetzt trug ich schwarze Leggings, ein schwarzes T-Shirt und Turnschuhe, Kleidung, die nicht knisterte, wenn ich mich bewegte. Wie eine Einbrecherin sah ich aus, katzenhaft, ein Wesen der Nacht. In unserer Küchenschrankschublade hatte ich unter den Taschenlampen die kleinste gewählt und mich in meinem Aufzug wie Aschenputtel vor dem Ball gefühlt. Mein Herz hatte gepocht, schneller als die Uhr, die tickend die Sekunden bis zum Beginn des Tanzes anzeigte. Mir war schwindelig, und mich erfüllte eine Liebe, die keine Furcht kannte. Der Tanz würde nicht lang dauern, aber er würde atemberaubend sein. Dann war es an der Zeit, und ich musste los.

Ich verließ den Wagen, schlich geduckt an den Hecken entlang und glitt über einen Zaun. Dann lief ich auf Zehenspitzen zur Hintertür und schloss sie auf. Lautlos

drückte ich die Tür auf und schlüpfte in die Küche.

Im Haus war alles still. Nur die Straßenlaternen warfen einen blassen Schein in die dunklen Räume. Ich knipste die Taschenlampe an und tappte über den Flur. Auf der Treppe quietschten meine Schuhe, doch der Läufer dämpfte das Geräusch. Ich schaltete die Taschenlampe aus. Der Schein der Laternen reichte aus, um mich zu orientieren.

Lautlos näherte ich mich meinem ersten Ziel, Emmas Schlafzimmer, und trat ein. Mondlicht fiel durch das Fenster und zeigte mir den Weg. Als ich an ihrem Bett stand, erkannte ich auf dem Nachttisch ihr Handy. Ich tippte es an, und das Display leuchtete auf. Also hatte sie es eingeschaltet gelassen.

Bisher hatte ich Emma noch nie schlafen gesehen. Ich beugte mich zu ihr hinab. Sie wirkte noch schöner als sonst, denn ihre Züge waren geglättet und die Sorgenfalten

verschwunden. Ihre Lippen umspielte ein Lächeln, als hätte sie einen schönen Traum, der sie aus der Alltagswelt entführte. Ich beneidete sie, denn selbst im Schlaf quälte mich Joels Tod.

Berauscht von meiner Tollkühnheit, legte ich meine Taschenlampe auf den Nachttisch und kroch zu Emma ins Bett, auf die Seite, auf der sonst Dominic schlief – auf der du gelegen hattest, als du mich mit ihr betrügen musstest. Die Nacht war so warm, dass Emma die Decke fortgeschoben hatte. Ihre Brüste waren entblößt. Behutsam zog ich die Decke ein Stück weiter nach unten. Sie war vollständig nackt, und ihre Haut schimmerte in der Dunkelheit. Zum Glück atmete sie so stetig und tief, dass ich wusste, sie würde nicht aufwachen.

In meinem Hochgefühl wagte ich es sogar, sie an der Schulter zu berühren, meine Hand auf die sanfte Rundung zu legen. Emma wälzte sich zu mir herum. Eine Brust streifte

dabei meine Hand. Mir wurde heiß, als stünde ich in Flammen. Das gleichmäßige Heben und Senken ihrer Brust war wie ein Hohn auf meinen abgehackten Atem, als hätte sie selbst im Schlaf noch die Kontrolle. Ich rückte näher, drückte die Lippen auf ihren anmutig gebogenen Hals, löste mich sanft – und entdeckte ein langes rotgoldenes Haar auf dem Kopfkissen an ihrer Seite.

Es war zu rötlich, um Emma zu gehören, und mit Sicherheit stammte es nicht von Dominic. Es war zu lang, als dass es von Luke hätte kommen können, aber es war eindeutig seine Haarfarbe.

Ich klaubte das Haar auf, hielt es ins Mondlicht und fragte mich, ob ich womöglich dabei war zu halluzinieren. Dann kam mir der nächste Gedanke. Ich glitt aus dem Bett, nahm das Handy vom Nachttisch und trat hinaus auf den Flur. Dort scrollte ich durch Emmas eingegangene SMS. Etliche waren von Dominic, eine von mir, eine von

ihrem Friseur – und dann erkannte ich deine Handynummer, und mein Herz fing an zu hämmern. Ich rief deine letzte Nachricht auf:

»Ich komme zu dir. Übliche Zeit?«

Emma stöhnte im Schlaf und begann sich zu regen. Ich schaltete das Handy aus, trug es zurück und legte es leise auf den Nachttisch. Dann schlich ich mich nach unten und schlüpfte aus dem Haus.

Erst als ich den Schlüssel von der Hintertür abzog, stellte ich fest, dass ich die Taschenlampe in Emmas Schlafzimmer vergessen hatte.

Rose erschien in dem Klassenzimmer. Offenbar hatte sie bis vor Kurzem geschlafen, denn auf ihrer Wange prangte noch der Abdruck ihres Kissens. Von Callahan wusste Cate, dass die Gefangenen nach dem Mittagessen häufig schliefen, da sie in ihren Zellen sonst nichts zu tun hatten. Rose setzte sich der Bewährungshelferin gegenüber auf einen Stuhl, zog eine Zigarette hervor, betrachtete sie und steckte sie wieder zurück.

»Tut mir leid, dass es hier drinnen so warm ist«, begann Cate, die den Schweiß auf ihrem Nacken spürte. Für einen Moment spielte sie mit dem Gedanken, ihre Jacke auszuziehen, doch dann entschied sie sich dagegen.

»Hier ist es immer zu warm«, sagte Rose.
»Oder zu kalt. Sie bekommen es nie richtig hin.«

Erst da entdeckte Cate die Blutergüsse auf Roses Schläfe und Wange. »Was ist mir Ihrem Gesicht passiert?«

»Mit meinem Gesicht?« Rose berührte ihre Wange, als wäre ihr die Verletzung gerade erst wieder eingefallen. »Das Übliche. Jemand hat mich ein pervernes Schwein genannt.«

»Haben Sie das den Wärtern gemeldet?«

»Sicher doch«, antwortete Rose mit spöttischem Lächeln. »Alle wissen darüber Bescheid.«

Cate schaute auf ihren Notizblock. »Wie man mir gesagt hat, haben Sie den Bericht, den Officer Callahan über Sie geschrieben hat, bereits gesehen. Demnach wissen Sie ja, dass er positiv ausgefallen ist. Officer Callahan bescheinigt Ihnen gutes Benehmen und behauptet, Sie seien beliebt.«

»Beliebt«, schnaubte Rose. »Ich glaube eher, die anderen finden mich nützlich, immerhin kümmere ich mich um die Neuen und sage ihnen, wo's langgeht. Die Frauen tun mir leid, vor allem jene, die Kinder haben. Ich weiß wenigstens, dass mein Junge in Sicherheit ist.«

»Meinen Sie damit den Himmel?«

»An so was in der Art glaube ich, ja. Tun Sie das nicht?«

»Nein, wohl eher nicht.

»Na, so was. Ich dachte, Gutmenschen wie Sie sind zwangsläufig gläubig.«

»Dieser hier nicht.« Cate beobachtete Rose, doch deren Miene hatte sich verschlossen. »Aber eigentlich wollte ich mit Ihnen über Emma Hatcher sprechen. Gestern war ich bei ihr.«

Ein besorgter Ausdruck trat auf Roses Gesicht, und sie beugte sich vor. »Wie geht es ihr?«

Cate beschloss, ihr Gegenüber nicht zu verschonen. Zudem wollte sie einen Test machen, von dem sie nicht glaubte, dass Rose ihn bestehen würde. »Ihr geht es schlecht, sie ist psychisch angeschlagen.«

Rose senkte den Blick. »Und wie geht es ihrem Mann?« Die Frage klang eher unbeteiligt.

Cate dachte an das Gespräch mit den Hatchers zurück, an den unverkennbaren Zorn des Ehemanns und daran, dass er aufgestanden war, um liebevoll einen Arm um seine Frau zu legen. »Er scheint mir besser damit umzugehen. Aber die Zukunft wird für beide nicht leicht.«

Das neue Baby erwähnte Cate nicht. Sie fand, Rose habe kein Recht, von der Existenz des kleinen Mädchens zu erfahren.

Die Gefangene schaute auf. »Offenbar müssen die beiden noch lernen, das, was geschehen ist, zu akzeptieren.« Ihr Blick war jetzt klar und fest. »Sie sollten erkennen,

dass es etwas Größeres gibt als sie selbst. So habe ich mich nach Joels Tod getröstet und mir gesagt, dass er jetzt in einer besseren Welt ist, in der Welt der Geister. Haben Sie schon mal jemanden verloren?«

»Nein, ich musste noch nie einen mir nahestehenden Menschen begraben.«

»Ich spreche nicht nur vom Tod. Wenn man einen Menschen verliert, ganz gleich auf welche Art, stellt man sich darauf ein und lernt damit umzugehen. Ich beispielsweise fühle mich meiner toten Mutter näher als meinem Vater, der noch lebt. Wenn Sie so wollen, habe ich sie beide verloren.«

»Das tut mir leid.«

»Das muss es nicht. Dasselbe könnte ich über meinen Bruder sagen, obwohl wir uns nie nahestanden. Haben Sie Geschwister?«

»Eine Schwester.«

»Haben Sie ein gutes Verhältnis zu ihr?«

»Früher, als wir Kinder waren, schon. Uns trennen nur fünfzehn Monate.«

»Und wie ist es jetzt?«

»Ich habe schon seit Langem nicht mehr mit ihr gesprochen.«

Cate merkte, dass Rose begonnen hatte, die Gesprächsführung zu übernehmen, und es an der Zeit war, sie wieder auf das eigentliche Thema zurückzuführen. »Aber wir sind ja nicht hier, um über mich zu reden, sondern über Sie.«

»Was möchten Sie von mir wissen?«

Die Wahrheit, dachte Cate. »Sie haben Emma verfolgt und versucht, sie zu beherrschen. Inzwischen habe ich Ihre psychologischen Gutachten erhalten und sehe da durchaus eine Verbindung zu Ihrer Kindheit.« Rose runzelte die Stirn, sagte jedoch nichts. »Ich weiß, dass Sie unter dem Tod Ihrer Mutter gelitten haben und es nicht ertrugen, dass diese Mrs Carron versuchte, Ihren Platz einzunehmen. Aber damals waren Sie ein kleines Kind und konnten nichts dagegen unternehmen. Die einzige Macht,

die Sie hatten, war, diese Frau heimlich zu beobachten.«

»Ich mag die Richtung nicht, die unser Gespräch nimmt.«

Cate ging einfach darüber hinweg. »Dann ist Ihre Tante gestorben, die Sie aufgenommen hatte, und obwohl Sie noch sehr jung waren, mussten Sie sich danach allein durchschlagen. Sie haben das Beste daraus gemacht und schließlich Jason kennengelernt. Und dann bekamen Sie Joel, der wenig später starb. Das war der dritte schwere Verlust Ihres Lebens. Ich nehme an, danach haben Sie den Halt verloren und waren zutiefst verzweifelt. Doch dann trafen Sie auf Emma und begannen sie zu verfolgen. Hatte das einen sexuellen Hintergrund?«

»Was soll das denn bedeuten?«

»Dass Sie nachts ihr Haus betreten haben. Haben Sie Emma damals nicht berührt?«

Rose zögerte. »Doch, aber nicht so, wie Sie meinen. Ich habe sie nicht begehrt, ich

«mache mir nichts aus Frauen. Ich fand Emma einfach nur wunderschön. Ich habe mich immer gefragt, wie es wohl wäre, so schön zu sein wie sie.»

»Aber diese nächtlichen Besuche, waren die nicht wieder ein Versuch, Macht zu gewinnen, sodass Sie das Gefühl bekamen, Sie seien diejenige, die die Entscheidungen trifft?«

»Oh, Sie sind offenbar dabei, mich zu analysieren.«

Cate überhörte den spöttischen Tonfall. »Wichtig ist nur, ob ich richtig liege. Und mir scheint, meine Theorie hat durchaus Bestand.«

Rose lehnte sich zurück und schloss die Augen. »Fein, Sie haben recht. Ich wollte Macht haben, wenigstens ein kleines bisschen.« Dann sah sie Cate wieder an, mit tränennassen Augen. »Aber nichts von alledem bedeutet, dass ich Luke den Tod

gewünscht habe. Alles andere gebe ich zu, aber das Feuer habe ich definitiv nicht gelegt.«

Mitleidlos sah Cate zu, wie Rose weinte.

Beim Verlassen des Gefängnisses bemerkte Cate, dass jemand hinten auf dem Angestelltenparkplatz bei den Wagen stand. Gleich darauf erkannte sie verdutzt, dass es Emma Hatcher war, die offenbar auf sie wartete. *Das schaffe ich nicht*, dachte sie nervös. *Ich weiß nicht, wie ich sie trösten soll. Ich kann ihren Kummer nicht lindern und ihr nicht helfen, falls Rose tatsächlich freikommen sollte.*

Es sah aus, als hätte Emma schon seit einer Weile auf dem Parkplatz gewartet, denn sie lehnte mit gesenktem Kopf an dem Wagen, die Hände in die Taschen ihres Sweatshirts gesteckt. Auf Cate wirkte sie wie ein kleines Mädchen und eine alte Frau zugleich.

»Hallo, Emma. Warten Sie auf mich?«, fragte sie beklommen.

Die Angesprochene schaute auf. Die Haare fielen ihr ins Gesicht, das bleich wie das einer Porzellanpuppe war. Ihr Blick glitt über Cate hinweg zu den düsteren Gefängnismauern. »Irgendwo da drinnen ist Rose«, stellte sie fest. »Wie geht es ihr?« Die Frage klang besorgt.

Cate versuchte ihre Überraschung zu verbergen. »Weder gut noch schlecht. Sie hat sich angepasst. Man hält sie für vertrauenswürdig.«

»Ich habe ihr auch vertraut«, antwortete Emma bitter.

Cate erkannte den Schmerz in ihrer Stimme und wünschte, sie könnte etwas tun, um es dieser Frau leichter zu machen. »Das hätte jeder an Ihrer Stelle getan. Immerhin hat Rose vorgegeben, Ihre Freundin zu sein, wie hätten Sie da ihre wahren Motive erkennen können? Niemand hätte Verdacht geschöpft.«

Alles hohle Worte, dachte Cate, von denen nicht eines die Schuldgefühle dieser Frau verringern konnte. Denn Emma war diejenige gewesen, die Rose in ihr Leben, in ihr Haus gelassen hatte. Die ihr den eigenen Sohn anvertraut hatte. Wie musste es in Emma aussehen, wenn sie, Cate, sich schon schuldig fühlte, weil Amelia vom Klettergerüst gefallen war und sich den Knöchel angeknackst hatte, was im Vergleich zu Lukes Tod lediglich eine Bagatelle war? Anscheinend gehören Schuldgefühle zum Leben von Müttern, die sich, sobald sich ihr Kind verletzt oder krank ist, sofort vorwerfen, sie hätten irgendetwas falsch gemacht.

Stumm betrachtete Emma das Gefängnisgebäude. Cate suchte nach Worten, aber weder ihre Ausbildung noch ihre Erfahrung hatten sie auf eine Situation wie diese vorbereitet.

Schließlich unterbrach Emma die Stille. »Ich wollte Sie um einen Gefallen bitten.«

Cate ahnte, dass es um Roses Freilassung und um ihr Gutachten ging. »Welchen?« Sie wappnete sich, denn sie wusste, was jetzt kommen würde.

»Ich möchte, dass Sie ihre Freilassung befürworten.«

Fassungslos sah Cate Emma an und glaubte, nicht richtig gehört zu haben. »Ihre Freilassung? Sie möchten, dass Rose freikommt?«

»Ja, aber bitte sagen Sie meinem Mann nichts davon.«

»Der ist natürlich anderer Meinung. Aber sind Sie sich wirklich sicher? Haben Sie mir nicht bei unserem Gespräch gesagt, dass Rose Sie berührt hat, während Sie schliefen? Und Ihr Hochzeitskleid in Fetzen gerissen hat? Von dem Brand einmal ganz abgesehen.«

»Doch, aber sie hat genug gebüßt.«

»Ich bewundere Sie für dieses ungewöhnliche Maß an Mitgefühl, Emma. Das spricht von großer innerer Stärke.«

Emma zuckte die Achseln. »Werden Sie mir den Gefallen tun oder nicht?«

Nein, schrie es in Cate. Den werde ich dir nicht tun. Rose würde nicht freikommen. Nicht, nachdem ihretwegen ein Kind gestorben war. Wenn es nach ihr ginge, würde Rose bis ans Ende ihrer Tage dafür büßen. Und wie kam Emma überhaupt dazu, mit einem Mal so verdammt heilig zu sein? Cate riss sich zusammen, dachte an ihren Beruf und daran, dass sie hier nicht als Mutter stand.

»Sie haben mich mit Ihrer Bitte ein wenig überrumpelt«, gestand sie. »Auf den Gedanken, dass Sie sich für Rose einsetzen könnten, wäre ich nie gekommen.«

»Sie war meine Freundin«, sagte Emma, den Blick noch immer auf die grauen Mauern gerichtet.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Nachdem Emma und Luke Teil meines Lebens geworden waren, begann ich langsam, Joels Tod zu akzeptieren. Ich war imstande zu funktionieren, hatte eine Aufgabe gefunden, die Sinn ergab, ganz als hätte ich ein fehlendes Puzzleteil entdeckt. Luke wurde zum Ersatz für Joel, und darüber hinaus konnte ich Emma im Visier behalten. Aber eigentlich war es meine Liebe zu dir, Jason, die dazu führte, dass ich mich nach den beiden sehnte.

Dich zu lieben war, wie auf einem Floß übers Meer zu fahren, sich bei Stürmen an die Planken zu klammern und um Windstille zu beten. Darauf zu hoffen, dass irgendwo ein sicherer Hafen wartete, ein Licht in der Ferne, voller Furcht, die nächste Woge

könnte mich verschlingen. Ich wusste, dass du mich nicht liebtest und dich immer weiter von mir entferntest. Vielleicht lag die Schuld daran bei mir, denn ich war zornig und eifersüchtig. Ein ums andere Mal betrachtete ich das Haar, das ich in Emmas Bett gefunden hatte, denn ich hatte es in meiner Schmuckschatulle auf ein Stück schwarzen Samt gelegt. Es war von dir, dessen war ich mir sicher, ich brauchte es nicht einmal mit deinen Haaren zu vergleichen. Abgesehen davon war da ja auch noch deine SMS.

In einem offenen Kampf hätte ich gegen Emma zweifellos verloren. So hatte ich bloß die Gewissheit, dass sie Dominic nicht verlassen würde. Dich benutzte sie nur, um ihr Ego zu stärken, und fürs Bett, womöglich auch, um ein zweites Kind mit dir zu zeugen.

Deshalb musste ich dir mehr bieten und beschloss, dir eine Familie zu schenken.

Im Auberge liefen die Geschäfte mittlerweile besser, und du bekamst wieder eine

volle Stelle. Wenn deine Schicht beendet war, holte ich dich ab, und solange ich nett gekleidet war, hattest du nichts dagegen. Manchmal sah ich durch die Fenster zu, wie du dich an den Tischen vorbeischlängeltest oder stehen bliebst, um den hässlichen, reichen Geschäftsleuten den ältesten Whisky und den feinsten Champagner anzubieten. Du wusstest, wie man mit ihnen umgehen musste, wie man sie dazu brachte, nur das Beste zu wollen.

Dir Luke erstmalig zu zeigen war riskant, denn ich wusste nicht, wie du reagieren, ob du in seinem Gesicht dasselbe wie ich erkennen würdest. Und ob dann deine Liebe zu Emma wieder aufflammen würde. Doch wenn wir eine Familie werden sollten, musste ich es wagen.

Emma war beim Friseur, um sich Strähnen machen zu lassen, deshalb wusste ich, dass ich genügend Zeit hatte. Es war eines Spätnachmittags, zu der Stunde, in der im

Auberge nur wenig zu tun war. Natürlich würdest du dich über mein Erscheinen wundern, denn ich hatte dir gesagt, dass ich bei meiner Freundin aus dem Krankenhaus sei, aber ich fand, allmählich solltest du erfahren, wer diese Freundin tatsächlich war.

Holpernd und polternd bugsierte ich Joels Kinderwagen die breiten Eingangsstufen hoch und hoffte, du würdest nicht sehen, wie ungeschickt ich mich dabei anstellte. Doch ein eleganter Herr in einem blauen Blazer mit Messingknöpfen überholte mich, half mir und hielt mir die Tür auf. Im Eingangsbereich richtete ich mein Haar im Spiegel und glättete mein Oberteil, das einem von Emmas Tops zum Verwechseln ähnlich sah. Luke schaute sich interessiert um, zog seinen weißen Plüschhasen an den Ohren und saugte verbissen an seinem Schnuller. Ich küsste ihn auf die rosige Wange und zupfte das Mützchen zurecht, auf dem Emma bestand.

In der Bar war es ruhig. Du standest mit dem Rücken zu mir an einem Ecktisch und sprachst mit einem elegant gekleideten Gast, lachtest mit ihm über einen Witz und schenkest ihm Wein nach. Mit einer Geste lud er dich ein, ebenfalls ein Glas zu trinken, aber du verneintest mit einem leichten Kopfschütteln. Daraufhin steckte er dir einen zusammengefalteten Schein zu. Deine Trinkgelder waren immer höher als dein Lohn, und du sagtest, es käme dir jedes Mal vor, als würde dir ein Kind Süßigkeiten schenken.

Dann sahst du mich am Eingang sitzen. Ich hatte eine Hand auf dem Griff des Kinderwagens und bewegte ihn sacht vor und zurück.

»Rose«, sagtest du, als du bei mir warst, »mit dir hatte ich heute nicht gerechnet.« Dein Tonfall war förmlich, dienstlich.

»Wir wollten dich überraschen. Das hier ist Luke.«

Du warfst einen kurzen Blick auf den Kinderwagen, und ich fragte mich, ob du ihn erkanntest und wusstest, dass er Joel gehörte.

»Fährst du das Kind deiner Freundin spazieren?«

»Ja, von Emma.«

Der Name drang nicht bis zu dir durch, denn du behieltest die Gäste im Auge, wolltest sehen, wer bedient werden wollte und ob du vielleicht irgendwo ein Trinkgeld abstauben könntest. Doch du wurdest nicht gebraucht und ließest dich neben mir nieder. Ein Sonnenstrahl fiel auf das goldene Namensschild an deiner Weste und ließ es aufblitzen.

»Soll ich dir mehr über Emma erzählen?«

Du warst noch immer abgelenkt, zupftest an deiner Weste und strichst sie glatt.

»Aber eigentlich kennst du sie ja schon.«
Ich wartete auf deine Reaktion, doch es passierte nichts. Also musste ich noch

deutlicher werden. Ich ließ den Kinderwagen los. »Sie ist nämlich deine Emma.«

»Meine Emma?«

Ich glaube, in dem Moment nahmst du mich erst richtig wahr. Ich nickte wie ein Esel und hatte plötzlich Angst, dass ich zu weit gegangen war und ihr Name deine Wunden wieder aufreißen könnte. Nervös umfasste ich den Griff des Kinderwagens und ließ ihn wippen.

»Anfangs wusste ich es gar nicht, Jason«, plapperte ich drauflos. »Bitte, glaub mir das. Erst als sie anfang, über ihren ersten Ehemann zu sprechen, habe ich eins und eins zusammengezählt. Und eines Tages habe ich das hier bei ihr gefunden.«

Ich holte das Foto aus meiner Handtasche und hielt es dir hin.

Du schnapptest dir die Aufnahme und stiertest auf das entzückende Brautpaar.

»Emma weiß von nichts. Ich habe ihr nie etwas gesagt.«

Wortlos sahst du erst mich an und dann wieder das Foto.

»Und das da ist Luke. Ihr Sohn.«

Dein Blick wanderte über den Kinderwagen, die blaue Wolldecke und schließlich zu Luke. Du stutztest, beugtest dich vor und studiertest sein Gesicht. Die Kinnlade fiel dir herab, und deine Hand schloss sich um das Foto. Ich wollte dich bitten, es nicht zu knicken, aber das wagte ich nicht.

»Ein hübsches Kind, nicht wahr?« Ich streifte Luke die Mütze ab und enthüllte seine rotgoldenen Locken.

Du strichst ihm über die Wange und berührtest sein Haar, mit einem Ausdruck, der verwundert und schmerzerfüllt zugleich war.

»Emma erwartet uns erst in einigen Stunden zurück. Sie hat mir ihre Mitgliedskarte für den feinen Tennisklub in der Stadt geliehen. Wir könnten dort ein Glas trinken und Luke etwas zum Spielen geben.«

Deine Kinnlade versteifte sich, dein Blick haftete auf dem Jungen. Es dauerte eine Weile, ehe du dich von seinem Anblick lösen konntest. »Nein«, sagtest du kalt. »Dazu habe ich hier zu viel zu tun. Bitte bring ihn nie wieder her, das Auberger ist kein Ort für Kinder.«

Abrupt standest du auf und kehrtest zurück zu deiner Arbeit. Erst als ich auf der Straße stand, merkte ich, dass ich vergessen hatte, das Foto wieder an mich zu nehmen.

An den nächsten beiden Abenden hattest du angeblich bis spätnachts zu tun, kamst erst in den Morgenstunden nach Hause und schliefst bis zur Mittagszeit. Wenn wir miteinander redeten, glichen wir Menschen, die sich auf der Straße begegnen und höfliche Floskeln austauschen. Ich stellte mir deine Gespräche mit Emma vor, sah im Geist, wie sich eure Körper vereinten, und wurde halb verrückt vor Eifersucht. Ich fragte mich, ob du ihr gesagt hattest, du wüsstest jetzt, dass Luke dein Sohn ist. Aber vielleicht wusstest du das ja schon vorher, von Anfang an. Es gab so viele Fragen, auf die ich die Antworten nie erfahren würde, sodass ich zu guter Letzt wünschte, mein Herz würde zu Stein.

Drei Tage nach meinem Besuch im Auberge startete ich den nächsten Versuch.

Wieder war ich mit Luke allein. Um ihre Kenntnisse als Ballettlehrerin aufzufrischen, nahm Emma an einem Kurs teil und würde erst gegen fünf Uhr nachmittags zurückkommen. Ich begriff nicht, warum sie wieder arbeiten wollte, da sie doch nun ein kleines Kind hatte, um das sie sich kümmern musste, und es keineswegs so war, als brauchte sie das Geld. Sie erklärte mir, es habe etwas mit ihrer Rolle als Frau oder ihrer Identität zu tun, irgend so was in der Art, was für mich wie blanker Unsinn klang.

Ich nahm Luke mit in unsere Wohnung und erzählte dir, ich wolle mit ihm in den Tennisklub fahren, denn da war ich sehr gern. Dort gab es eine ruhige Nische mit bequemen Sofas, Beistelltischchen, auf denen Zeitschriften lagen, und eine Spielecke für Krabbelkinder. Während Luke die Spielsachen erkundete, trank ich Tee oder Kaffee und konnte dabei durch die große Glasscheibe ein Tennismatch in der Halle

verfolgen. Es war ein exklusiver Klub, für den der monatliche Mitgliedsbeitrag so hoch war wie unsere Miete. Dominic zahlte jedoch keinen Penny, denn er hatte die Mitgliedschaft zu Weihnachten von den Eltern eines Schülers geschenkt bekommen. Mir gefiel es, den tiefgebräunten Männern und Frauen in weißen Shorts oder Tennisröckchen zuzusehen, auch wenn ich mich fragte, was für einen Beruf jemand haben musste, wenn er am helllichten Tag Tennis spielen konnte.

Ich fühlte mich dort fehl am Platz, wohingegen du ja von jeher wie ein Chamäleon warst und dich jeder Umgebung anpassen konntest. Abgesehen davon wusste ich, dass dich der Besuch dieses Klubs reizen würde, erst recht als ich dir sagte, Emma habe mir Geld für Essen und Getränke mitgegeben. Zwar war ich mir nicht sicher, ob du mit Luke für längere Zeit zusammen sein wolltest, aber ich lockte dich, indem ich dir die schnittigen Sportwagen und die Bar

beschrieb. Natürlich wolltest du auch herausfinden, was Dominic Emma zu bieten hatte und welches Leben sie ohne dich führte.

Zudem war es dein freier Tag, an dem du nicht wusstest, was du mit dir anfangen solltest, deshalb gabst du dich geschlagen und tauschtest deine Jeans und das schlabbrige T-Shirt gegen eine helle Sporthose und ein weißes Polohemd. Als wir im Tennisklub eintrafen, benahmst du dich wie ein Mitglied, mit selbstsicherem Lächeln und federndem Schritt. Dir fehlte nur noch ein Tennisschläger.

Wir gingen zu der Sofaecke. Ich hob Luke aus dem Kinderwagen, zog ihm die Mütze aus und beobachtete dich von der Seite. Aber du hattest nur Augen für die Umgebung. »Ich hol uns was zu trinken«, sagtest du, nahmst Geld aus meinem Portemonnaie und liefst die Treppe hoch zur Bar, ehe ich dir

sagen konnte, dass ich nur eine Tasse Tee wollte.

Ich blieb unten sitzen. Später, als es für mich allmählich Zeit zum Aufbrechen wurde, trug ich Luke die Treppe hoch. Du saßest auf einem Barhocker und redetest mit einem schlanken Mann in zitronengelbem Outfit. Auf der Theke stand eine Flasche Cognac. Du ließest den Cognac im Glas kreisen, in der anderen Hand hieltest du einen Zigarillo. Du sahst großartig aus, als wärest du dazu geboren, in einem Herrenhaus zu wohnen. Ich konnte dich nicht stören, das wäre für uns beide peinlich gewesen. Deshalb kehrte ich mit Luke wieder zurück, setzte mich unten aufs Sofa und wartete geduldig.

Es machte mir nichts aus, auf dich zu warten, denn ich hatte mein Ziel erreicht. Du hattest deinen Sohn zum zweiten Mal getroffen.

Wir waren eine Familie.

Janie bückte sich nach dem Papierkorb und warf einen raschen Blick hinein. Beim Anblick der leeren Bonbontüten und der zusammengeknüllten Verpackung einer Tafel Milkschokolade lief ihr das Wasser im Mund zusammen. Ms Austin stand auf, um ihr Platz zu machen, sodass sie wie zwei unbeholfene Tänzerinnen wirkten, eine presste sich an die Wand, die andere trippelte seitlich zur Tür. Sehnsüchtig beäugte Janie die Süßigkeiten auf dem Schreibtisch.

»Möchten Sie etwas davon?« Ms Austin reichte ihr einen Schokoriegel.

Janie bedankte sich, schälte ihn aus der Hülle und betrachtete den chaotischen Schreibtisch: Papierknäuel, Stifte ohne Kappen, die Tastatur des Computers ebenso verschmiert wie die Maus. »Soll ich da mal Ordnung schaffen?«

»Nein, lassen Sie nur. Tut mir leid, dass es hier aussieht wie im Schweinestall.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, das ist doch mein Job.« Janie war es schleierhaft, warum es einigen der Zivilen peinlich war, sie in ihren Büros aufräumen zu lassen. Wahrscheinlich taten sie deshalb immer so, als wäre sie gar nicht da. Andere wiederum schikanierten sie regelrecht und verlangten, dass sie sogar die Silberrahmen ihrer Familienfotos putzte.

Am schlimmsten war der Gefängnisdirektor, der bestand nämlich darauf, dass sie seinen Schreibtisch mit echtem Bienenwachs polierte, denn er hasste alles, was aus einer Sprühdose kam. Hinterher musste sie das Foto seiner Frau wieder genauso platzieren wie zuvor, oben an die rechte Ecke seiner lederen Schreibunterlage. So was machte sie wahnsinnig.

Aber Ms Austin stellte keine Forderungen, obwohl Janie es gerade ihr gern recht

gemacht hätte. Ms Austin war in Ordnung, fragte nach, wie es ihr gehe, und behandelte sie nie wie Luft.

Janie rieb die Tastatur sauber, sammelte den Müll ein und wischte über die Schreibischplatte. Ihr Blick fiel auf einen Stapel Unterlagen und dann auf den Korb mit der Ausgangspost, in dem ein Dokument lag. Mühsam las sie, was darauf stand. Es war der Name ihrer Freundin und noch etwas, das sie erst langsam buchstabieren musste.

Rose Wilks. Bewährungsgutachten.

Janie würgte und umklammerte ihre Kehle. »Der Schokoriegel«, keuchte sie.

Ms Austin klopfte ihr auf den Rücken.

Janie röchelte und rang nach Luft.

»Wasser.«

»Ich hole Ihnen etwas zu trinken.« Eilig verließ Ms Austin das Büro und lief zum nächsten Getränkeautomaten. Janie hörte, wie sie draußen die Tür aufschloss.

Sie beugte sich über das Gutachten, entzifferte die Wörter und sagte sie sich leise vor. Schließlich kam sie zur letzten Zeile, stockte und las sie Wort für Wort noch einmal.

Sie hatte sich nicht geirrt. Ms Austin war dagegen, dass Rose auf Bewährung freigelassen wurde.

49.

Zwischen Dominic und Emma gab es Unstimmigkeiten, und mich befielen düstere Gedanken, denn eine innere Stimme flüsterte mir zu, dass du der Grund für ihre Spannungen warst. Seit ich deine SMS in Emmas Handy entdeckt hatte, war ich mir sicher, dass ihr wieder ein Liebespaar wart. Wie hatte Emma es noch ausgedrückt? *Wir sind uns ein paarmal über den Weg gelaufen.* Vor Monaten hatte sie mir gestanden, dass sie und Dominic versuchten, ein zweites Baby zu bekommen, doch bislang war nichts passiert. Vielleicht hatte sie ja beschlossen, sich das Kind wieder von dir machen zu lassen? Ich dachte an das rot-blonde Haar in ihrem Bett, das du dort verloren hattest.

In Dominics Internat fanden Abschlussprüfungen statt, deshalb arbeitete er

oft bis spätabends, und ich sah ihn nur noch selten. Falls ich bei seiner Rückkehr noch im Haus war, brach ich sofort auf, und wenn ich seinen Wagen am Wochenende in der Einfahrt entdeckte, machte ich kehrt.

Einmal sagte er: »Immer noch hier, Rose? Langsam sollte ich Sie bitten, Miete zu zahlen.«

Er betrachtete Emma mit sehnsüchtigem Blick, den sie gleichgültig erwiderte. Aber ich verstand seine Gefühle, die besitzergreifende Liebe, die er für sie empfand, selbst seine Eifersucht auf Luke konnte ich nachvollziehen, den Wunsch, seine Frau für sich zu haben und ohne Luke mit ihr auszugehen. Auch Emma wollte am liebsten ohne Luke ausgehen, sie wollte kein schreiendes, schlecht riechendes Baby mitschleppen, das ihr mit seinen Ansprüchen den Spaß verdarb. Sie schenkte ihrem Mann ein Lächeln, wenn er mit Theaterkarten nach Hause kam oder vorschlug, ein

neues Restaurant in der Stadt auszuprobieren. Ich war jedes Mal überglücklich, wenn sie mich als Babysitterin engagierten. Ich lebte für die Zeiten, in denen ich mich um Luke kümmern durfte, und dachte, für mich könnten Dominic und Emma sich nicht weit genug entfernen.

Das waren die Stunden, in denen ich Luke für mich allein hatte und selig war. Alles lief, wie ich es wollte, doch das machte mich nachlässig, und das führte schließlich zu meinem Untergang.

Es war ein regnerischer Tag, dennoch war Dominic mit Emma nach Southwold gefahren, einem Ort an der Küste. Anders als Felixstowe oder Lowestoft war Southwold nobel, es gab dort Galerien und schicke Cafés. Mein Geschmack war das nicht, und für Kinder war der Ort auch nichts, denn dort konnte man weder auf Eseln reiten, noch gab es irgendwo Eisbuden.

Wie üblich holte ich Joels Kinderwagen aus dem Kofferraum und setzte Luke hinein. Zudem hatte ich ihm ein paar Spielsachen mitgebracht, bei deren Anblick er vor Freude in die Hände klatschte. Ich fuhr mit ihm ins Zentrum von Ipswich, denn inzwischen war ich mutiger geworden und hatte begonnen, meine Ausflüge mit ihm auszudehnen. Abgesehen davon kannte ich kaum jemanden, denn selbst in der langen Zeit im Grand Hotel hatte ich keine Freundschaften geschlossen. Nachdem ich dich kennengelernt hatte, brauchte ich sonst niemanden mehr. Auch unsere Nachbarn waren mir fremd geblieben, und selbst diejenigen unter ihnen, die anfangs freundlich gewesen waren, wurden scheu und zurückhaltend, nachdem sie von Joels Tod erfahren hatten. Demzufolge machte ich mir keine Sorgen und sagte mir, falls jemand mich erkennen sollte, brauchte ich nur zu sagen, ich ginge mit dem Kind einer Freundin spazieren.

Wie immer genoss ich das Gefühl, wieder Mutter zu sein, Luke durch die Gegend zu fahren und mit ihm zu reden. Dann und wann hob ich ihn aus dem Kinderwagen, betrat ein Geschäft, zeigte ihm ein Spielzeug oder hielt ihm kleine Kleidungsstücke vor, wie um zu sehen, ob sie ihm passten. Wenn ich etwas kaufte, zahlte ich dafür in bar, denn ich wollte nicht, dass der Name eines Kindergeschäfts auf unseren Kontoauszügen auftauchte und dich misstrauisch machte. Nachdem ich einmal zwei Still-BHs erstanden hatte, war ich klüger geworden.

»Wofür hast du bei Mothercare fünfzig Pfund ausgegeben?«, wolltest du eines Abends wissen.

Ich wandte das Gesicht ab. »Das muss das Geschenk für Lukes Taufe gewesen sein«, antwortete ich beiläufig.

Du sagtest, das sei eine Menge Geld für ein Geschenk, schließlich fehle uns noch immer mein Lohn, doch dabei sahst du weiter fern.

Ich war noch einmal davongekommen, beschloss jedoch, künftig vorsichtiger zu sein. Die Dinge, die ich kaufte, brachte ich im Kinderzimmer unter, denn das war der Raum, den du angefangen hattest zu meiden.

An dem Tag, an dem ich mit Luke in der Stadt war, machten wir uns ein paar vergnügte Stunden. Doch dann fing es an zu regnen, ein heftiger Sommerschauer, und wir flüchteten in ein Café. Luke wurde unruhig, denn allmählich wurde er hungrig. Ich bestellte mir etwas zu trinken und setzte mich mit ihm in eine ruhige Ecke, denn ich wollte nicht gesehen werden, wenn ich ihn stillte. Voller Mutterstolz küsste ich seinen Schädel und breitete ein Tuch über Schulter und Brust.

Ich war glücklich. Obwohl ich Joel verloren hatte und mich einsam fühlte und obwohl ich Angst hatte, dass du wieder dabei warst, mich zu betrügen, war ich in diesem Augenblick glücklich. Luke gehörte mir. Eine

Zeit lang erging ich mich in Phantasien, malte mir aus, wie es wäre, wenn Emma und Dominic einen Unfall hätten und einen tragischen Tod erlitten, den ich mir gnädigerweise kurz und schmerzlos vorstellte, sodass Luke für immer mein sein konnte. Dann wären wir tatsächlich eine Familie, denn ein Junge braucht schließlich einen Vater.

Die Kellnerin, eine muntere kleine Person mit rosa Stirnband und gebleichtem Haar, kam herbei und betrachtete Luke entzückt. »Oh, ist der süß.« Sie steckte ihren Stift hinter ein Ohr und kitzelte den Jungen am Kinn. »Wie heißt er denn?«

»Joel.«

»Ist das ein niedlicher Kerl. Hallo, Joel.«

Luke starrte sie an und fing an zu weinen. Ich entblöbte eine Brust.

Die Kellnerin verfolgte alles andächtig. »Es geht doch nichts über Muttermilch«, flüsterte sie. »Was darf ich Ihnen denn bringen?«

Gleich darauf kehrte sie mit meinem Tee zurück und gab noch einige bewundernde Laute von sich, ehe sie zu den anderen Gästen zurückkehrte.

Wenn das Leben mich eins gelehrt hatte, dann dass jedes Glück flüchtig ist und man besser den Atem anhalten sollte, solange es währt.

Im ersten Moment erkannte ich sie nicht, denn das Krankenhaus war so wenig Teil meiner Gedanken, dass ich vergessen hatte, wie nah es bei diesem Café lag. Ich hörte lediglich die Glocke über der Eingangstür und sah jemanden eintreten. Dass dieser Jemand Nurse Hall war, erfasste ich erst, als ich hörte, wie sie sich etwas zu essen bestellte. Sie trug ihre Schwestertracht, setzte sich an einen Tisch, schlug eine Zeitschrift auf und begann zu lesen. Ihr Haar war kürzer als zuvor und mittlerweile rot gefärbt, doch der glitzernde Lidstrich war noch immer der gleiche. Mir fiel wieder ein, wie sie mir Joels

Zustand erklärt und uns bei jenem letzten Gang zu unserem toten Kind begleitet hatte. Nurse Hall war sehr fürsorglich gewesen, und als Joel gestorben war, hatte sie mich festgehalten.

»Na, da hat aber jemand Hunger!« Die Kellnerin stand wieder an meinem Tisch und betrachtete Luke schmunzelnd. »Möchten Sie noch etwas?«

Warum musste diese elende Person diesmal so laut sprechen und meine Tasse abräumen, kaum dass ich sie leer getrunken hatte? Ich schüttelte den Kopf, denn ich wollte nicht, dass Nurse Hall mich an der Stimme erkannte.

»Soll ich Ihnen die Rechnung bringen?«

Es war Mittagszeit, und alle Tische waren besetzt. Trotzdem kamen von draußen noch Menschen herein, um sich vor dem Regen zu schützen, andere blieben im Eingang stehen und schauten ungeduldig zum Himmel. Dann entdeckten einige von ihnen, dass ich

allein am Tisch saß und bezahlen wollte. Sie musterten mich erwartungsvoll. Ich überlegte, ob ich mich unerkant an Nurse Hall vorbeimogeln könnte. Luke trank noch immer. Als ich ihm meine Brustwarze entzog, fing er empört zu schreien an.

Nurse Hall, die darin geübt war, auf das Weinen von Kindern zu reagieren, schaute von ihrer Zeitschrift auf. Als sie mich entdeckte, erkannte sie mich sofort. Krankheit und Tod waren in ihrem Beruf nichts Ungewöhnliches, dennoch hatte sie mich nicht vergessen. Sie stand auf und kam zu mir.

»Rose!«

Um ihn zu beschwichtigen, steckte ich Luke einen Schnuller in den Mund und zog mein T-Shirt herunter.

»Wie schön, Sie wiederzusehen. Wie geht es Ihnen?«

Sie berührte mich an der Schulter und betrachtete mich forschend. Doch sie hatte so

aufrichtig besorgt geklungen, dass meine Kehle eng wurde.

»Ganz gut, danke«, erwiderte ich knapp, denn ich wollte jedes Geplauder, jeden weiteren Kontakt unterbinden und so schnell wie möglich hier raus.

»Sie sehen auch gut aus.« Ihr Blick fiel auf Luke. »Hallo, kleiner Mann. Es ist doch ein Junge, oder?«

Ich nickte. »Seine Mutter erwartet uns, deshalb müssen wir leider schon los.« Eilig legte ich Luke wieder in den Wagen und ließ einen Zehnpfundschein auf dem Tisch liegen, mein letztes Geld. Luke fiel der Schnuller aus dem Mund, und er begann zu weinen. »Pscht, schön brav sein«, sagte ich und richtete seine Mütze, die in der Hast verrutschte. Ein paar rotgoldene Löckchen quollen darunter hervor.

Nurse Hall stutzte, ihre Augen weiteten sich. Dann fiel bei ihr der Groschen. »Ist das nicht der Sohn von Emma Hatcher?«

Die Frage musste ich wohl oder übel bejahen.

Nurse Hall beugte sich vor und begutachtete das Baby, dessen Geburt sie miterlebt hatte. »Der hat sich aber gut gemacht. Darf ich ihn mal halten?«

Behutsam hob sie Luke aus dem Wagen und studierte sein Gesicht. Wie zu sich selbst sagte sie: »Wie groß er geworden ist. Ihm geht es richtig gut, nicht wahr? Was für ein kleines Schätzchen und was für ein süßes Lächeln.« Luke stieß auf. Ein dünner bläulicher Milchfaden rann ihm übers Kinn und tropfte auf Nurse Halls weiße Bluse. Lachend griff sie nach einer Papierserviette und tupfte Lukes Kinn ab.

Ich war ganz kribbelig vor Nervosität. »Wir sind ein bisschen spät dran«, stammelte ich. »War schön, Sie wiederzusehen, aber Emma wartet wahrscheinlich schon auf uns.«

Sie legte Luke zurück. »Ich bin froh, dass es Ihnen gut geht, Rose, und dass Sie sich mit Emma angefreundet haben. Bitte grüßen Sie sie von mir.«

So schnell wie möglich versuchte ich, die Tür zu erreichen, aber der Kinderwagen war zu breit, und immer wieder mussten die Leute für mich ihre Stühle zur Seite rücken. Dann lief auch noch die Kellnerin hinter mir her und sagte: »Warten Sie, Sie bekommen noch Wechselgeld.«

»Nein, nein, stimmt so«, murmelte ich.

Sie tätschelte Luke die Wange. »Na, hat dir Mamis Milch geschmeckt?« Ich schob den Wagen weiter. »Auf Wiedersehen, Joel!«, rief sie uns hinterher.

Mir wurde so schwindelig, dass ich durch die Tür stolperte. Draußen goss es wie aus Eimern, aber ich war viel zu konfus, um mir einen Unterstand zu suchen. Wie eine Irre hetzte ich mit dem Wagen durch den Regen und versuchte mich zu beruhigen und mir

Ausreden zurechtzulegen. Ich hatte mit Luke eine kleine Spazierfahrt gemacht, weiter nichts. Und im Grunde war ja auch gar nichts passiert. Nurse Hall hatte keinen Verdacht geschöpft, warum auch? Wahrscheinlich hatte sie die Worte der Kellnerin nicht einmal gehört.

Trotzdem war es nicht mein Tag, denn als ich Emmas Haus erreichte, stand Dominics Auto in der Einfahrt, und mich befiel lähmendes Entsetzen. Die beiden waren längst zurück. Emma fragte sich sicher schon, wo ich war. Wo Luke war, dessen Kinderwagen noch im Flur stand, ebenso wie der Kindersitz, den er im Wagen brauchte. Und was war mit der vollen Milchflasche, die Emma vor fünf Stunden in den Kühlschrank gestellt hatte? Wie sollte ich ihr das alles erklären?

Schon an der Haustür vernahm ich Dominics zornige Stimme. Er stritt sich mit Emma, wahrscheinlich meinetwegen. Mit Sicherheit hatten sie den Kinderwagen im Flur entdeckt und die volle Flasche Milch im Kühlschrank.

Joels Wagen hatte ich wieder im Kofferraum verstaut. Mit Luke auf dem Arm zwang ich mich, an die Haustür zu klopfen, denn am liebsten wäre ich einfach davongelaufen.

Dominic öffnete die Tür. »Wo zum Teufel waren Sie?« Seine Stimme dröhnte, und sein Gesicht war gerötet.

Mein Herz flatterte in meiner zugeschnürten Brust. Ich trug Luke in den Flur und brachte keinen Ton hervor. Unbeholfen versuchte ich, meine Jacke abzulegen.

»Luke war unruhig«, verteidigte ich mich schließlich. »Wir haben einen kleinen Spaziergang gemacht.«

Dominic hob die Brauen und schaute auf den Kinderwagen.

»Ich habe ihn getragen, wir sind nicht weit gegangen. Das war doch in Ordnung, oder? Aber jetzt braucht er dringend eine frische Windel.«

Ich wollte Dominics bohrendem Blick entkommen und wandte mich der Treppe zu. Doch er riss mir den Jungen aus den Armen und trug ihn selbst nach oben. Ich blieb unten stehen und fragte mich, wo Emma war.

Aber als Erstes musste ich in die Küche und die Flasche Milch ausschütten, sonst wunderten die beiden sich noch, dass Luke nicht vor Hunger schrie. Von oben hörte ich Dominic, der sich um eine Art Kindersprache bemühte, und dann die Spülung der Toilette hinten im Flur.

Gleich darauf kam Emma heraus, mit verweinten Augen.

»Rose! Wo warst du? Wo ist Luke?«

Von oben brüllte Dominic. »Ich wechsele ihm gerade die Windeln!«

Emma lief die Treppe hoch. »Lass mich das machen«, verlangte sie gereizt.

»Gut, aber ... Herrgott, Emma, musst du ihn so grob behandeln?« Ich hörte seinen gedämpften Fluch.

»Halt den Mund«, sagte Emma. »Siehst du nicht, dass du Luke aufregst?«

»Ich werde doch wohl noch sagen dürfen, was ich denke, oder?«

Mit hämmerndem Herzschlag schlich ich mich in die Küche, holte die Milch aus dem Kühlschrank, kippte sie in den Ausguss, spülte die Flasche aus und stellte sie in den Geschirrspüler.

Wieder ertönte Emmas Stimme, diesmal noch lauter und aufgebracht. »Du leidest doch an Hirngespinsten.«

Luke fing an zu weinen.

»An Hirngespinsten?«, rief Dominic.
»Nein, Emma, ich glaube, dass ich allen Grund habe ...«

»Du hast überhaupt keinen Grund«, fiel sie ihm ins Wort. »Nicht ein einziges Mal habe ich dich betrogen.«

Halt suchend griff ich nach der Türklinke. Darum ging es also. Sie stritten sich gar nicht meinetwegen. Auf dem Küchentresen stand eine angebrochene Flasche Rotwein. Ich schenkte mir ein Glas ein, trank es in einem Zug leer und füllte es wieder auf.

»Und von wem sind dann bitte schön die SMS auf deinem Handy? Hast du dafür eine Erklärung?«

»Mein Gott, er versucht eben mich zu erreichen. Was soll ich denn machen? Ich habe ihm deutlich gesagt, dass ich nicht interessiert bin, aber er scheint das nicht zu begreifen.«

Ich erstarrte. Die Rede war offenbar von dir. Leise trat ich hinaus in den Flur und verhielt mich ganz still.

»Was soll das denn?«, fragte Emma.

»Warum packst du? Jetzt geh doch nicht einfach weg. Dominic, bitte ...«

Auf dem oberen Flur wurden Schritte laut. »Ich werde für ein paar Tage im Internat wohnen«, erklärte Dominic mit wuterstickter Stimme.

»Aber warum denn?«, rief Emma schrill über Lukes Weinen hinweg. »Ich habe nichts Schlimmes getan. Bitte, Dominic, ich würde dich doch nie im Leben hintergehen.«

Wie leicht ihr die Lüge über die Lippen kam. Um nicht laut aufzuschreien, presste ich mir eine Hand auf den Mund.

»Ich bin doch kein Idiot!«, schrie Dominic. »Meinst du, ich merke nicht, was hier abläuft? Er schickt dir SMS, du riechst ständig nach Zigaretten, und wenn ich

nachts nach Hause komme, spüre ich genau, dass jemand im Haus war.«

Mir fiel das Glas aus der Hand. Der Wein verspritzte auf dem Boden und hinterließ auf dem hellen Läufer dunkelrote Flecken.

»Rose?«, rief Dominic. »Wieso sind Sie denn immer noch hier?«

Kurz darauf kam er mit einer kleinen Reisetasche die Treppe herunter, stürzte zur Haustür und knallte sie hinter sich zu.

Ich ging nach oben.

Mit Luke in den Armen hockte Emma auf dem Fußboden des Badezimmers. Beide weinten.

»Emma«, begann ich. »Was ist denn hier los?«

Sie versuchte, sich zu fassen, aber es gelang ihr nicht. Als ich ihr meinen Jungen abnahm, ließ sie es geschehen. Ich zupfte einen Streifen Toilettenpapier ab und reichte ihn ihr. Sie trocknete ihre Tränen.

»Dominic bildet sich da was ein«, schniefte sie. »Er hat die verrückte Idee, ich würde mich heimlich mit jemandem treffen.«

»Wie kommt er denn darauf?«

Emmas Lippen bebten. »Er hat ein paar SMS auf meinem Handy gelesen, wozu er überhaupt kein Recht hatte. Und jetzt glaubt er, nachts, wenn er im Internat Aufsicht hat, käme mich jemand besuchen. Angeblich fallen ihm irgendwelche Dinge auf.«

Es war wirklich erstaunlich, mit welchem Geschick sie ihre Rolle spielte.

»Er leidet an Wahnvorstellungen«, fuhr sie fort. »Ich werde ihn anrufen und mit ihm reden.« Mit leidender Miene rappelte sie sich auf.

»Mach dich erst mal ein bisschen frisch«, riet ich ihr. »Ich setze mich solange mit Luke ins Wohnzimmer.

Unten im Flur hörte ich Emmas Handy klingeln und dann ihre eiligen Schritte in

Richtung Schlafzimmer. Ich blieb stehen und spitzte die Ohren.

»Hallo? ... Ja, Emma Hatcher am Apparat ... Nurse Hall? ... Danke, und wie geht es Ihnen? ... Ja, Luke macht sich prächtig ...«

Ich tappte zur Haustür und zog sie leise auf. Oben wurde geschwiegen.

Dann sagte Emma: »Sicher, Rose hängt sehr an dem Jungen.«

Ich drückte Luke an mich, trat ins Freie und rannte los.

Cate stieg auf die Bremse. Vor ihr überquerte eine Gruppe Studenten die Straße, die plauderten und lachten, ohne nach links und rechts zu sehen. Wenig später entdeckte sie eine Parklücke und hielt darauf zu. Ihre Hände waren feucht vor Schweiß. Bei ihrem ersten Besuch hatte Jason wegen einer verschütteten Tasse Kaffee die Fassung verloren, bei ihrem zweiten hatte er ihr das Kinderzimmer gezeigt – an den Ausgang dieses dritten Besuchs mochte Cate gar nicht denken.

Um zehn Uhr, wenn die Bewährungskommission tagte, wollte sie zurück im Gefängnis sein, was bedeutete, für das Gespräch mit Jason blieb ihr bestenfalls eine knappe halbe Stunde. Sie drückte auf die Klingel. Gleich darauf stand Jason vor ihr, mit wirrem Haar

und verknittertem T-Shirt. Offenbar hatte er bis eben noch im Bett gelegen.

»Ich hoffe, ich bin nicht zu früh.«

»Kommen Sie einfach rein. Ich mache uns einen Kaffee.«

Diesmal war die Wohnung wieder un-
aufgeräumt. Auf dem Sofatisch lagen zusam-
mengeschrumpfte Bierdosen, der Aschenbecher
war randvoll mit Zigarettenstummeln.

Jason kam mit zwei Bechern Kaffee aus
der Küche, schob den Müll beiseite und stell-
te die Becher ab. »Heute fällt also die
Entscheidung«, sagte er im Hinsetzen.

Cates Magen verkrampfte sich. »Allerd-
ings.« Sie bemühte sich um eine profession-
elle Miene. »Die Kommission tagt um zehn.
Alle Unterlagen sind vollständig.«

»Ich dachte, allein Ihr Gutachten sei
ausschlaggebend.«

Cate setzte sich hin. »Nicht nur. Aber dass
jemand bei einem negativen Bewährungs-
gutachten freigelassen wird, ist eher selten.«

»Also dann.« Jason trank einen Schluck Kaffee. »Raus mit der Sprache.«

Cate holte tief Luft. »Ich habe mich dagegen ausgesprochen und empfohlen, dass Rose in Haft bleibt.«

»Wie bitte?« Jason knallte seinen Becher auf den Tisch. Der Kaffee schwappte über.

»Ich weiß, dass Sie mit etwas anderem gerechnet haben.«

»Ja aber ... warum? Wieso kommt sie nicht frei?«

Cate rückte von ihm ab. »Weil ich nicht glaube, dass Rose Lukes Tod bereut. Die Rolle, die sie dabei gespielt hat, hat sie noch immer nicht akzeptiert.«

»Weil sie nichts getan hat«, brach es aus ihm hervor. »Rose hat das Feuer nicht gelegt. Wie oft muss ich Ihnen das denn noch sagen?«

»Es wurde von ihrer Zigarette ausgelöst.«

»Wie können Sie das einfach so behaupten? Rose ist unschuldig, sie hat vier

Jahre lang wegen nichts im Gefängnis
gesessen.«

»Wegen nichts? Rose hat eine Frau verfolgt und einen Brand verursacht, in dem ein Kind umgekommen ist. Ich würde das nicht als ›nichts‹ bezeichnen.«

»Sie irren sich, aber was ich sage, scheint ja nicht zu zählen.« Mit zitternder Hand griff er nach dem Kaffeebecher.

Cate nahm ihre Aktentasche auf. »Die letzte Entscheidung fällt die Bewährungskommission. Ich wollte Ihnen lediglich mitteilen, wie ich den Fall beurteilt habe.«

»Ich möchte, dass Sie jetzt gehen.«

»Jason, ich ...«

»Ich habe gesagt, Sie sollen
verschwinden.«

Cate stand auf. An der Tür drehte sie sich noch einmal um. Jason hielt das gerahmte Foto seines Sohns in der Hand und sah Cate mit tränenblinden Augen an.

»Sie wissen nicht, was Sie da getan haben«, flüsterte er.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Es ist zehn Uhr morgens. Die Bewährungskommission tagt. Vor den Mitgliedern liegen die Berichte über mich. Sie sind dabei, meinen Fall zu besprechen. Ich habe gelesen, was Officer Callahan über mich geschrieben hat. Aber wie Cates Gutachten ausgefallen ist, weiß ich nicht.

Ich stehe am Fenster und sehe den Möwen zu. Ich wüsste gern, wo sie ihre Nester bauen. Ich möchte beobachten, wie sie für ihre Jungen sorgen. Am liebsten hätte ich selbst ein Vogelküken. Oder wieder ein Baby. Diesmal ein Mädchen, eines, das in einer rosa Babywippe mit gelben Sternen sitzt.

Ich halte das Amselnest in den Händen. Mein kostbares Amselnest. Die Zweige sind inzwischen alt und brüchig geworden, aber

sie sind noch immer zu einem perfekten kleinen Zuhause verflochten.

Rita und Mum suchen mich jetzt häufig auf. Sie erzählen mir von dem neuen Baby, dem kleinen Mädchen. Ich weiß, dass es von dir ist, Jason, aber bald wird es mir gehören, denn wie eine Elster stehle ich die Küken aus fremden Nestern. Ich habe schreckliche Kopfschmerzen. Sie kommen vom Warten und Auf-die-Uhr-Sehen.

Ich muss unbedingt freigelassen werden. Denn dann werde ich losfliegen und ein kleines Nest für mich suchen.

Vor einer Weile hat Nathalie Reynolds mir eine selbst gebastelte Karte unter der Zellentür durchgeschoben. »Alles Gute« stand über einer schwarzen Katze, die sie aus Strass und Pfeifenreinigern gebastelt hat. Seltsam, dass schwarze Katzen als Glücksbringer gelten. Warum ausgerechnet diese raffinierten, unnahbaren Tiere? Es gab eine Zeit, in der ich auch wie eine Katze war und

schwarz gekleidet durch Emmas Haus strich. Katzen können mehr als ein Zuhause haben. Überall lassen sie sich füttern, und jeder denkt, die Katze gehöre ihm, obwohl jeder in Wahrheit der Katze gehört.

Ich liege auf meiner Pritsche, starre an die Decke und versuche, Formen zu erkennen, so wie freie Menschen versuchen, Wolkenbilder zu entdecken. Alle Mauern haben Flecke, Ritzen und Löcher. Wenn man die Augen ein wenig zusammenkneift, werden daraus die hübschesten Dinge. Inzwischen ist die Mittagszeit vorbei, und ich werde schläfrig. Ich möchte die Zeit verträumen, ehe ich die Nachricht bekomme.

Draußen nähern sich schwere Stiefelschritte und halten vor meiner Zelle inne. Der Schlüssel dreht sich im Schloss. Ich bekomme Besuch.

Die Tür schwingt auf. Officer Burgess steht vor mir und schaut mich an. Auf seinem bleichen Gesicht treten die Pickel deutlich

hervor, außerdem hat er Ringe unter den Augen. Dabei ist er noch viel zu jung, um so angegriffen – so besiegt – auszusehen. Aber wie kommt so ein Milchbubi auch dazu, in einem Gefängnis zu arbeiten?

»Na dann, Wilks.«

Er schaut mir nie in die Augen. Ich mache ihn nervös. Auch meine Zellentür würde er nie ohne Grund aufschließen.

»Zieh dir Schuhe an. Wir machen einen Spaziergang.«

»Wohin?«

»Zu Governor Wright.«

Nach diesem Moment habe ich mich gesehnt und mich gleichzeitig davor gefürchtet. Ich schließe kurz die Augen, falte die Hände wie zum Gebet und hoffe auf meine Freiheit.

Ich folge Burgess über die Flure zum Verwaltungsbereich und versuche ruhig zu atmen, denn ich weiß, gleich werde ich über mein Schicksal informiert.

Das Büro des Direktors ist riesig und wird von einem schweren Schreibtisch beherrscht. Auf dem Tisch liegt eine lederne Schreibunterlage, daneben stehen ein Holzbecher mit Stiften und das Foto einer lächelnden Frau mit dunkelrot geschminkten Lippen. Hinter dem Schreibtisch thront auf einem Sessel die massige Gestalt des Direktors – ein König, der seine Lakaien empfängt. In meiner Magengrube breitet sich ein ängstliches Kribbeln aus, und er allein hat die Macht, es abzustellen.

Burgess schluckt nervös und sagt: »Ich bringe Ihnen die Gefangene Wilks, Sir.«

Er versetzt mir einen Stoß. Mit gesenktem Kopf trete ich an den Schreibtisch.

»Danke, Burgess. Sind Sie ihr Betreuer?«

»Nein, Sir, das ist Officer Callahan. Er hat in dieser Woche aber Spätschicht, Sir.«

Governor Wright mustert mich von Kopf bis Fuß und ist sichtlich gelangweilt. »Wissen Sie, warum Sie hier sind, Wilks?«

»Es geht um den Beschluss der Bewährungskommission.«

»Richtig.« Er greift nach einem Dokument.

Ich recke den Hals, aber es ist zu weit entfernt, als dass ich die Zeilen lesen könnte. Wright betrachtet das Stück Papier, als sähe er es zum ersten Mal. Dann beginnt er zu lesen, langsam, als hätte er alle Zeit der Welt. Als er den Kopf hebt, umspielt ein Lächeln seine Lippen.

»Tja, Wilks, Pech gehabt. Die Kommission hat gegen Sie entschieden.«

Wie war das noch? Das kann nicht sein, da muss irgendein Irrtum vorliegen.

»Was sagen Sie da?«

»Haben Sie mich nicht verstanden?«

»Doch ... aber das kann nicht sein. Ich habe Ms Austin doch alles genau geschildert ...« Ich bin total verwirrt, denn ich habe ihr immer wieder erklärt, dass ich Luke nie hätte Schaden zufügen wollen.

»Hat sie denn nicht ...«

»Ms Austins Gutachten war eindeutig«, fällt der Direktor ein. »Sie hat sich gegen Ihre Freilassung ausgesprochen. Die Kommission hat sich der Entscheidung angeschlossen.«

Mein Kopf fühlt sich an, als würde er gleich zerspringen, doch dann gibt irgendetwas nach, und ich zerfalle, löse mich auf. Wie lange habe ich gehofft und gebetet, und alles war vergebens. Ich habe es nicht geschafft.

»Sie können jetzt gehen«, sagt Governor Wright.

Er und Burgess schauen mich an. All die vielen Stunden des Wartens. All die vergeudeteten Worte.

Meine Knie geben nach. Ich sinke zu Boden und beginne zu weinen. Zum ersten Mal seit vier Jahren weine ich aus tiefstem Herzen und schmecke salzige Tränen.

Eintrag in mein schwarzes Buch

Ich saß in der Nische mit den Sofas, atmete tief aus und ein und wartete.

Schließlich flog die Tür auf, und Emma kam hereingestürzt. »Wo ist er? Was hast du mit meinem Jungen gemacht?«

Sie stand dicht vor mir, so dicht, dass ich sie am liebsten geschlagen hätte. Aber auch sie war bereit, wie ein Hund über mich herzufallen, das erkannte ich an ihrem Blick und ihrem wutverzerrten Gesicht. Ich wandte mich ab und schaute durch die Glasscheibe in die nahezu leere Tennishalle.

Zuvor hatte ich dich angerufen, und du warst sofort gekommen. Jetzt liefst du mit Luke auf dem Arm am äußeren Rand der Halle entlang. Hast du gedacht, ich wäre dämlich, Jason? Meinst du, ich hätte nicht

gewusst, dass du wieder zu ihr zurückgekehrt warst? Ich fand, es war höchste Zeit, dass wir aufhörten, uns etwas vorzumachen.

Ich deutete auf die Glasscheibe. »Luke ist da drüben.« Emma fuhr herum. »Bei Jason.«

»O nein«, flüsterte sie und schien ihre Wut auf mich zu vergessen. »Wie konnte das passieren?«

»Ich will, dass es aufhört, Emma.«

Sie drehte sich zu mir um und kniff die Augen zusammen. »Was ist das hier für ein Spiel, Rose?«

»Jason gehört mir. Du hattest ihn und hast ihn verlassen. Jetzt ist er mein.«

Sie schaute durch das Glas und dann wieder zu mir. »Wer bist du, Rose? Und was fällt dir überhaupt ein? Ich habe erfahren, dass du Luke gestillt hast. Weißt du eigentlich, wie krank du bist?«

Mit einem Mal schien sie das Monster in mir zu erkennen und trat einen Schritt

zurück. Ich packte sie am Arm, und in ihren Augen flackerte Angst auf. Ich zog sie näher zu mir heran.

Dann sagte ich leise und betont: »Ich will, dass du aufhörst, Jason zu ficken. Wenn nicht, erzähle ich Dominic, wer Lukes Vater ist.«

Emmas Miene zerfiel.

»Dachtest du, ich wüsste das nicht? Nur dein idiotischer Mann merkt nicht, wie ähnlich die beiden sich sind. Aber wenn er es wüsste, würde er dich zum Teufel jagen. Wenn er erfährt, dass dein Exmann dein Geliebter ist. Also tu, was ich dir sage, oder er hört es von mir.« Ich ließ ihren Arm los.

Stumm spähte Emma wieder zu dir herüber. Du liefst mit Luke auf und ab, ohne zu ahnen, was sich nur wenige Meter von euch entfernt abspielte. Du wusstest nicht einmal, dass ich hinter euer Geheimnis gestiegen war.

»Du bist wahnsinnig«, sagte Emma leise.
»Luke ist Dominics Sohn.«

»Lüg mich nicht an, Emma, und halt mich bloß nicht für dumm.«

»Du bist völlig verrückt«, murmelte sie.

»Ich kann auch schweigen«, fuhr ich fort.
»Dann bleibt es unter uns.« Ich stand auf und näherte meinen Mund ihrem Ohr. »Der Preis dafür ist, dass du Jason in Ruhe lässt.«

Emma stieß mich fort. »Ich will meinen Sohn ... sofort!«

»Gut, dann werde ich ihn holen.«

Ich betrat die Tennishalle. Du warst gerade dabei, Luke die Tennisregeln zu erklären. Wie gebannt sah er dich an.

Ich nehme an, du wolltest Emma nicht begegnen. Nicht in meinem Beisein. Du hieltest mich für ahnungslos. Als ich vor dir stand, drücktest du Luke kurz an dich, ehe du ihn mir gabst. Dann fuhrst du ihm über die Wange und sagtest: »Bis bald, Kleiner.«

Von dem Wortwechsel mit Emma erzählte ich dir nichts, sondern sagte nur: »Bis später.« Ich versuchte zu lächeln, und du gabst mir einen Kuss. Deine trockenen Lippen auf meiner Wange.

Ich kehrte zu Emma zurück und überreichte ihr Luke. Sie drückte ihn an sich und wick zurück, als wäre ihr Sohn vor mir in Gefahr.

In der Zwischenzeit hatte sie sich entschieden.

»Na schön«, sagte sie mit fester Stimme. »Ich werde Jason nie wiedersehen. Das verspreche ich dir.«

Meine Erleichterung war unbeschreiblich, als wäre mein Herz plötzlich leicht wie eine Feder. »Danke.«

»Dafür wirst du Luke und mich nie mehr wiedersehen. Hast du verstanden, Rose?«

O ja, ich hatte verstanden. Jedes Wort. Es war vorbei. Emma würde auf dich

verzichten, und dafür würde ich Luke verlieren. Ich willigte ein.

Emma machte kehrt und verschwand.

Als ich kurz darauf den Wagen startete, zitterten meine Hände. Ich hatte Luke verloren. Zum zweiten Mal in meinem Leben war mir ein Baby genommen worden.

Mein Schmerz wegen Joels Tod und Lukes Verlust verschmolzen zu einem einzigen Gefühl großen Leids, sodass ich im Nachhinein kaum weiß, wie ich es damals schaffte, den Wagen zu lenken. Mir fiel nur ein einziger Ort ein, zu dem ich fahren konnte, der einzige Ort, der noch Bedeutung für mich hatte – Joels Grab.

Inzwischen waren auch die letzten Blumen vertrocknet, und ich zupfte die welken Blüten ab. Seit jenem Tag mit Emma hatte ich das Grab nicht mehr besucht. So sehr hatten mich die Gedanken an deine Untreue und meine Liebe zu deinem noch lebenden Sohn beschäftigt, dass ich vergessen hatte,

mich um meinen toten Jungen zu kümmern. Aber Joel konnte ja auch nichts mehr zustoßen, und wegnehmen konnte man ihn mir auch nicht mehr.

Ein wenig getröstet kniete ich mich nieder, küsste den Namen auf dem Grabstein und fuhr mit einem Finger den Schriftzug entlang. »O Joel, mein geliebter Junge.«

Ich sprach leise, als würde er nur schlafen, und wurde sofort ruhiger. Das Schlimmste war bereits geschehen. Jetzt konnte mich nichts mehr berühren. Ganz gleich, was noch passierte, ich würde es überleben. Ich stand auf, steckte eine Hand in die Jackentasche und umfasste den Schlüssel zu Emmas Hintertür.

Ich nahm ihn heraus und drückte ihn an meine Wange, wo er sich kühl anfühlte. In Emmas Haus war ich nicht mehr willkommen, aber der Schlüssel war mir geblieben.

Doch dann wurde mir bewusst, dass die nächtlichen Besuche nicht das Wichtigste

waren, denn ich wollte ja auch tagsüber bei Luke sein und nicht nur nachts still und heimlich an seinem Bettchen sitzen, um zuzusehen, wie er schlief. Künftig würde ich ihn nie mehr im Kinderwagen durch die Straßen fahren, nie mehr mit ihm Ausflüge machen, im Park mit ihm spielen, ihm in einem Kindergeschäft Spielzeug zeigen oder später im Dezember mit ihm auf den Straßen nach dem Weihnachtsmann Ausschau halten.

Die Vorstellung war mir unerträglich. Denn nur aus der Ferne Mutter sein zu können war schlimmer, als gar kein Kind zu haben.

Ich durfte nicht daran denken, dass Luke ohne mich aufwachsen würde, aber ich wusste, dass ich keine Wahl hatte.

Ich würde Luke nie mehr wiedersehen, aber dafür hatte ich dich behalten.

Janie drückte das Geschenk an sich, das Rose ihr gegeben hatte. Sie liebte alle Geschenke, aber die von Rose waren die schönsten. Diesmal hatte sie etwas ganz Besonderes bekommen, denn es lag in einem Karton und war in gelbes Seidenpapier eingeschlagen. Janie schob das Papier zur Seite und zog ein Kleid hervor, das sie auf ihrer Matratze entfaltete und andächtig glattstrich.

Es war ein wundervolles Kleid, rosa, mit winzigen weißen Blüten um den Saum. Ärmellos war es auch und damit genau richtig für diesen heißen Sommer. Hinten war ein Reißverschluss, bei dem Rose ihr helfen musste, später, wenn sie sich wieder gefasst hatte. Arme Rose. Sie hatte so fest mit ihrer Freilassung gerechnet.

Janie streifte die Leggings und das T-Shirt ab und begutachtete ihre ausgebleichte Unterhose. Büstenhalter trug sie nie, brauchte sie auch nicht, denn sie war flach wie ein Pfannkuchen, wie ihr Vater immer gesagt hatte. Sie zog das Kleid über. Es war ein bisschen zu weit, aber so leicht und hübsch, dass es ihr trotzdem gefiel. Sie reckte sich auf die Zehenspitzen, um in dem kleinen Spiegel über dem Waschbecken so viel wie möglich davon sehen zu können.

Rose hatte das Kleid aus einem Katalog bestellt und Janie den Karton überreicht, ehe sie die schlechte Nachricht erfahren hatte. Rose mochte es immer gern, wenn Janie sich hübsch machte, aber dieses Kleid hatte Janie fürs Herumschnüffeln bekommen. Und dafür, dass sie eine Kleinigkeit gestohlen hatte. Es war ganz einfach gewesen und kaum der Rede wert, nur ein Schlüssel aus dem feinen Haus im Clifton Drive. Jenem

Haus, in dem der rosa Babystuhl mit den gelben Sternen stand.

Anfangs hatte Janie geglaubt, es sei das Haus von Cate Austin, aber Rose hatte ihr gesagt, dass jemand anders darin wohne. Bei späteren Besuchen hatte Janie dann selbst gesehen, dass dort eine fremde Frau lebte, eine hübsche, blasse, mit einem kleinen Mädchen, das die niedlichsten rotgoldenen Löckchen hatte.

Officer Burgess hatte Janie gesagt, dass Rose keine Bewährung bekommen hatte, und ihr sogar erlaubt, mit Rose durch die Luke in ihrer Zellentür zu sprechen.

»Aber nur ein paar Minuten. Sie ist ziemlich von der Rolle.«

Wenigstens hatte er sie allein gelassen und sich in das Büro am Ende des Flurs gesetzt.

»Wenn ich draußen bin, komme ich dich besuchen«, versprach Janie.

Rose sah nicht einmal auf. »Das wird man dir nicht erlauben«, murmelte sie.

»Dann schreibe ich dir, das kann ich inzwischen ganz gut. Draußen warte ich dann auf dich, bis du freigelassen wirst. Ich suche uns eine schöne Wohnung in Ipswich.«

»Wozu soll die noch gut sein?«

»Bitte, sag so was nicht, Rose, sonst habe ich Angst, du tust dir was an.«

Officer Burgess rief Janies Namen. Als sie zu ihm hinüberschaute, tippte er auf seine Uhr.

»Ich wünschte, es hätte dir geholfen«, flüsterte Janie. »Dass ich bei dem Haus war, meine ich.«

»Es war alles umsonst.« Rose fing an zu weinen. »Ich werde meine Vergangenheit nie mehr los.«

»Wer war denn die Frau in dem schönen großen Haus?«

»Früher war sie mal meine Freundin. Meine beste Freundin. Aber jetzt werde ich sie nie wiedersehen.«

Officer Burgess kam auf sie zu und klimperte mit seinem Schlüsselbund.

»Kann ich noch was für dich tun?«, flüsterte Janie rasch. »Soll ich vielleicht mal *in* das Haus gehen. Ich mache, was du willst.«

Officer Burgess schob die Klappe vor die Luke und scheuchte Janie zurück in ihre Zelle.

Cates Telefon klingelte. Sie meldete sich sofort.

»Callahan hier. Ich möchte mit Ihnen reden.«

»Hallo, Dave.«

»Mir ist zu Ohren gekommen, dass Wilks doch nicht freigelassen wird.«

Cate lehnte sich zurück. »Wie geht es ihr?«

»Beschissen. Deshalb wüsste ich auch gern, wie es dazu gekommen ist. Ich habe ihr ein tadelloses Führungszeugnis ausgestellt.«

Die Bewährungshelferin atmete tief durch. Der sonst so joviale Callahan klang extrem aufgebracht. »Ich habe mich gegen die Bewährung ausgesprochen.«

»Darf ich fragen, warum?«

»Weil ich nicht glaube, dass Rose schon so weit ist.«

»Na, das ist ja lustig. Ich erlebe diese Frau hier täglich, nicht wie Sie nur für ein paar Stunden, und da kommen Sie und behaupten, sie wäre noch nicht so weit? Sie haben ja mal überhaupt keine Ahnung.«

»Die Bewährungskommission war da anderer Ansicht.«

»Sie und die Bewährungskommission können mich mal.«

»Dave!« Cate setzte sich auf. »Können wir bitte sachlich und professionell bleiben. Wir beide haben unsere ...«

»Sachlich? Professionell? Waren Sie das, als Sie die Beine für Mark Burgess breitmacht haben?«

Cate schnappte nach Luft. »Dazu ist es nie gekommen.«

»Das sagen Sie. Burgess behauptet das Gegenteil.«

»Weil er noch ein kleiner Junge ist.«

Schweigen. Durch die Leitung hörte Cate Stimmengemurmel und dann wieder Callahan.

»Hast du gehört, Burgess? Sie sagt, dein Schwanz sei zu klein gewesen.«

»Callahan, was soll das?«, zischte Cate.

Aus dem Hörer brandeten ihr dröhnende Lachsalven entgegen. Wütend legte Cate auf und stützte den Kopf in die Hände. Callahan war niederträchtig. Es war ihm gar nicht um Rose gegangen, da war sie sich völlig sicher. Er hatte sie lediglich vorführen wollen.

56.

Im D-Flügel war alles ruhig. Die Gefangenen arbeiteten oder nahmen an Kursen teil. Mark Burgess saß mit geschlossenen Augen im Büro, die Füße auf dem Schreibtisch. Cate schlich an ihm vorüber zum anderen Ende des Flurs. Vor Roses Zellentür blieb sie stehen.

Sie wusste, dass Governor Wright die Gefangene bereits informiert hatte, und nahm an, dass Rose noch immer außer sich war. Sie schob die Klappe zurück. Rose lag auf ihrer Pritsche und hatte sich eine Wolldecke übergezogen. Cate suchte den passenden Schlüssel hervor, schloss die Tür auf und betrat die Zelle.

Rose regte sich nicht.

Besorgt tippte Cate ihr auf die Schulter.

»Rose?«

Die Insassin schlug die Decke zurück. Ihr Gesicht war verquollen, der Blick ihrer geröteten Augen zornig. »Ich will Sie nicht sehen.«

»Ich weiß, dass Sie aufgebracht und wütend auf mich sind.«

Rose zerrte sich die Decke über den Kopf, drehte sich auf die Seite und zog die Beine an sich. Cate hörte einen erstickten Laut.

»Rose, bitte.«

Vorsichtig hob sie die Decke an. Rose krümmte sich um einen Gegenstand in ihren Händen. Etwas, das aussah wie ein Bündel Zweige. »Bitte sagen Sie mir, wie Sie sich fühlen.«

»Ich hasse Feuer«, flüsterte Rose. »Es macht mir Angst.«

»Das kann ich verstehen.« Cate setzte sich und strich ihr über die Schulter.

»Das war schon immer so. Einmal haben ich und ein paar andere Kinder eine alte Strandhütte in Brand gesetzt. Die anderen

sind weggerannt, aber ich konnte mich nicht von der Stelle rühren, war wie gelähmt von den lodernden Flammen.«

Wie weggetreten starrte Rose ins Leere. Cate überlegte, ob sie Mark bitten solle, einen Kollegen aus der Krankenabteilung zu rufen.

»Trotzdem habe ich geraucht. Sogar als ich schwanger war. Der Geruch hat mich beruhigt. Manchmal hat es schon gereicht, nur die weiße Packung in der Hand zu halten.«

Was für eine weiße Packung?, überlegte Cate, doch dann fiel ihr ein, dass Silk Cuts so aussahen ... Hatte nicht eine dieser Zigaretten den Brand im Haus der Hatchers ausgelöst? War Rose etwa kurz davor, ihre Schuld einzugestehen?

Die Gefangene hielt ihren Oberkörper umschlungen und begann sich vor und zurück zu wiegen. Cate streichelte ihren Rücken.

»Luke hat ganz ruhig in meinen Armen gelegen, den Kopf an meiner Brust. Da habe ich sie gehört.«

»Wen? Emma?«

»Emma, die Sex hatte.«

Cate dachte an die Aussage von Mrs Hatcher zurück. »Aber in jener Nacht war sie doch allein.«

Rose drückte ihr Gesicht in das Kissen. »Luke«, stöhnte sie. »Dein süßer Junge. O Jason ...«

»Was ist dann geschehen, Rose? Bitte erzählen Sie es mir.«

»Ich ging mit Luke hinaus auf den Flur und hörte die Geräusche aus Emmas Schlafzimmer. Sie war laut ... und dann hörte ich ihn.«

»Dominic?«

»Nein, Jason. Meinen Jason. Ich hörte, wie er ihren Namen sagte.«

Cate erstarrte. »Jason war in der Nacht bei Emma?«

»Ich stand da und hörte den beiden zu. Sie hatte mir fest versprochen, ihn in Ruhe zu lassen. Der Preis dafür war, dass ich Luke nie wiedersehen durfte. In der Nacht wollte ich mich von ihm verabschieden, aber sie hatte gelogen. Jason war bei ihr.«

»Deshalb haben Sie das Feuer gelegt?«

»Luke«, murmelte Rose. »Wie schön es sein muss, nie mehr aufzuwachen. Keine Schmerzen mehr, keinen Kummer, kein Leid.«

»Rose, wovon sprechen Sie?«

»Ich legte Luke zurück und verließ das Haus. Ich hätte es gern in Brand gesteckt, aber ich habe es nicht getan.«

»Soll das heißen, das Feuer ist danach ausgebrochen? Dass entweder Emma oder Jason eine Zigarette fallen gelassen hat? Warum haben Sie das der Polizei nicht erzählt?«

Rose schwieg.

Erschüttert betrachtete Cate die Frau, die sich auf dem schmalen Lager umschlungen hielt, und versuchte das Gehörte zu verdauen. Sie hatte sich geirrt. Ihre ganze Einschätzung war falsch gewesen. Rose hatte sich nicht geweigert, die Verantwortung für ihre Tat zu übernehmen. Sie war unschuldig. Der Brand war von Emma oder Jason ausgelöst worden ... Aber konnte das tatsächlich sein? Hatten die beiden kaltblütig zugelassen, dass Rose für etwas, das sie nicht getan hatte, ins Gefängnis kam?

Cate erinnerte sich an Jasons Wutausbrüche, an seine Tränen. *Sie wissen nicht, was Sie getan haben.* Hatte er das nicht zum Abschied zu ihr gesagt? Und Emma, die auf sie gewartet und gefordert hatte: *Ich möchte, dass Sie ihre Freilassung befürworten.*

Rose begann zu wimmern. »Er war so friedlich. Aber jetzt ist er dort, wo Joel auch ist. Meine beiden Jungen sind vereint. Bei

meiner Mum und Rita. Sie sind in Sicherheit. Und ich kann einfach nicht mehr.«

Sie hat vor, sich umzubringen, dachte Cate, strich Rose noch einmal über die Haare und verließ die Zelle, um Hilfe zu holen.

In dem Büro döste Mark vor sich hin. Cate stürmte herein und fegte seine Füße vom Schreibtisch.

»Cate! Was ...«

»Rose Wilks hat einen Zusammenbruch. Sie braucht dringend einen Arzt.«

Mark schien ihr gar nicht zuzuhören. Stattdessen starrte er sie giftig an. »Sie haben mich vor allen lächerlich gemacht.«

»Dafür ist jetzt keine Zeit. Rose braucht dringend Hilfe.«

»Alle reißen Witze über mich.«

»Mark! Der Gefangenen geht es nicht gut. Können wir über alles andere bitte später reden?«

»Können Sie sich vorstellen, wie ich mich jetzt fühle?«

»Es tut mir leid, aber es gibt momentan wirklich größere Probleme. Versuchen Sie darüber hinwegzukommen, schließlich müssen wir noch für eine ganze Weile zusammenarbeiten.«

»Klar, Ihnen ist das egal. Sie werden ja auch nicht von Holley und Callahan gehänselt.«

»Himmel noch mal, jetzt reißen Sie sich endlich zusammen. Sie sind doch kein Idiot.«

»Nein?« Er warf ihr einen scheuen, hoffnungsvollen Blick zu.

Er ist wirklich noch ein Kind, dachte Cate.
»Wie wär's, wenn wir versuchen, einfach Freunde zu sein? Einander unterstützen. So wie jetzt, denn Rose und ich brauchen Sie.«

Mark setzte sich auf.

»Bitte, rufen Sie Officer Todd an. Sie soll Rose abholen und zur Krankenstation bringen.«

»Wilks war schon immer ein bisschen komisch, vielleicht hat ihr das jetzt den Rest gegeben. Dass sie keine Bewährung bekommen hat, meine ich.«

»Mag sein, aber nun ist Eile geboten. Ich habe Angst, dass Rose sonst eine Dummheit begeht.«

Mark griff zum Telefon, woraufhin Cate zu Rose zurückkehrte.

Die Gefangene lag auf dem Rücken und starrte an die Decke, so gebannt, als würde sie dort irgendetwas erkennen.

»Joel«, murmelte sie. »Bitte, vergib mir. Du warst der Einzige, den ich wollte. Wenn ich dich doch nur hätte behalten können ...«

Cate setzte sich zu ihr. »Ich habe Officer Burgess gebeten, Hilfe zu holen. Sie brauchen einen Arzt, Rose.«

»Tränen und dann diese Hitze. Der tote Junge in meinen Armen.«

Cate umschloss ihre Hand. »Was reden Sie denn da? Ich dachte, Sie waren längst aus dem Haus, als das Feuer ausbrach.«

»Hier.« Rose zog etwas unter ihrem Rücken hervor. Ein kleines schwarzes Buch, das sie Cate in die Hand drückte. »Lesen Sie das. Ich brauche es nicht mehr.«

Mark und Officer Todd erschienen an der Tür. Mark nickte Cate zu.

»Kommen Sie, Rose«, sagte er freundlich. »Officer Todd wird sich um Sie kümmern.«

Cate schlug das kleine Buch auf, blätterte die beschriebenen Seiten durch und verharrte bei dem letzten Eintrag.

Lieber Jason, hast du dich nie gefragt, warum ich die Schuld für dein Verbrechen auf mich genommen habe?

Wir sind jetzt am Schluss angelangt, und du wirst etwas erfahren, das dir das Herz brechen wird – so wie es mir das Herz gebrochen hat.

Du hast die ganze Zeit über geschwiegen, all die Jahre hast du zugelassen, dass jeder-mann dachte, ich sei schuld an Lukes Tod. Aber ich habe euch gehört und die Zigaretten auf dem Küchentisch gesehen. Ich weiß nicht, wer von euch beiden geraucht hat, doch ich war es ganz sicher nicht. Aber ich habe die Strafe aus einem bestimmten

Grund auf mich genommen, denn ich wusste etwas. Wissen ist eine Last, die du ab jetzt tragen musst, denn ich kann dich nicht länger vor der Wahrheit beschützen.

Luke und Joel besuchen mich in meiner Zelle. In meinen Armen sind sie sicher, dort kann meinen Jungen nichts Böses widerfahren.

Die Amseln bauen ihre Nester. Es gibt keine Elster, die ihren Jungen etwas zuleide tut. Ich habe nur die Möwen, deren Nester ich nicht kenne. Es ist, als hätten sie kein Zuhause.

Als ich ihn zum ersten Mal aus der Nähe betrachtete, erkannte ich sofort, dass Luke dein Sohn war. Er hatte deine rotgoldenen Locken. Da wusste ich, dass du mich betrogen hattest, nicht nur einmal, sondern mehrfach. Ich war zornig und verletzt.

Du hast mich nie geliebt, aber du liebtest Joel – und ich wusste nicht, wohin mit meinem Zorn. Ich sah Joel in seinem

Brutkasten, so winzig und verletzlich, die dünnen Arme und Beine, das leicht bläuliche kleine Gesicht, das sich von dem weißen Kissen abhob, das übergroße Namensschild – »Baby Wilks«. Das Schild war da, um Irrtümer auszuschließen, sollte deutlich machen, dass der Junge mir gehörte und ihn keine andere Frau stehlen konnte. Aber als ich ihn in dem Brutkasten liegen sah, schien er sich trotzdem von mir zu entfernen. Ich hatte erfasst, wie sehr du ihn liebtest, wohingegen du mich nicht liebtest. Mich hattest du vielmehr betrogen.

Meine Liebe für Joel war tief. Ich hätte ihn immer geliebt, nicht wie andere Mütter, die solche Gefühle vergessen, wenn ihr Kind im Haus Schmutzspuren hinterlässt oder die Schule geschwänzt hat. Auch die Liebe meiner Mutter ging nicht sehr tief, denn sie war so krank und schwach, dass sie Peter und mich kaum bemerkte. Sie nahm sich das

Leben und ließ uns zurück. Das hätte ich meinem Kind niemals angetan.

Und dennoch – als ich Joel in seinem Brutkasten betrachtete, wusste ich plötzlich, dass mein armer Junge nie mehr so geliebt werden würde wie in diesem Moment. Nie wieder würde er dermaßen abhängig von mir sein. Es war ein Moment vollkommener Liebe und Hingabe. Wenn du die Wahl hättest, würdest du dein Leben nicht auch an einem Punkt beenden, an dem ein anderer dich so innig liebt, so ausnahmslos und unübertreffbar? Wäre das nicht der schönste Zeitpunkt, um zu sterben?

Welch ein Geschenk ich meinem kostbaren Jungen machte, als ich meine Hand auf seinen zarten, zerbrechlichen Körper legte. Ich streichelte ihn. Er schlug die Augen auf, sah mich und wusste alles. Es gab weder Tränen noch Schmerzen.

Aber dich gab es noch, Jason.

Meine Hand war größer als sein Gesicht. Ich legte sie ihm über den Mund und die Nase, bedeckte seine zarten Züge. Und drückte sein Licht aus, wie bei einer Kerze. So rasch, so friedlich. Als ich anfing zu weinen und zu schreien, kam die Schwester herbeigestürzt und schob mich zur Seite. Ich fing an zu zittern. *Das wird dir eine Lehre sein*, dachte ich. *Das war deine Schuld*.

Mit einem Mal waren mehrere Schwestern und Ärzte da. Sie stachen die Nadel einer Spritze in meinen kleinen Jungen, drückten ihm auf die Brust und legten ihm eine Sauerstoffmaske aufs Gesicht.

Ich verließ den Raum, denn ich wollte mich nur an seine Stille erinnern, nicht an die vergeblichen Versuche, ihn wiederzubeleben.

Nachher wurde es schwer für mich, und ich habe nie aufgehört, dich zu hassen. Für das, wozu du mich gezwungen hattest. Gleichzeitig liebte ich dich. Auch in diesem Punkt hatte

ich keine Wahl. Dann befielen mich wieder Zweifel, und das waren die schlimmsten Tage.

Als ich Luke im Supermarkt wiedersah, dachte ich, er könnte mich retten. Er gab mir die Möglichkeit, deinen Sohn zu lieben, um meinen Schmerz zu heilen.

Ich habe Joel getötet, um dir wehzutun, um die Macht zu haben, dir das Herz zu brechen.

Deshalb habe ich für ein Verbrechen gebüßt, von dem ich sicher bin, dass du es begangen hast.

Cate schaute aus dem Zellenfenster hinunter in den Hof, über den Mark Burgess und Officer Holley Rose gerade führten. Sie ging gebeugt wie eine Mutter, die ihr Kind verloren hat, oder wie jemand, der eine große Bürde trägt. Wenn sie Glück hatte, würde sie in zwei Jahren entlassen. Dann wäre sie sechs lange Jahre für etwas bestraft worden, das sie gar nicht getan hatte. Aber das

Verbrechen, das sie begangen hatte, würde sie für immer verfolgen.

Cate steckte das schwarze Buch in ihre Tasche. Beim Verlassen der Zelle trat sie auf etwas, das unter ihren Schuhen knackte. Sie bückte sich und bemerkte einige geknickte Zweige. Sie hob sie auf und stellte fest, dass es sich um ein kleines Vogelnest handelte. Das also hatte Rose vorhin in den Händen gehalten.

Behutsam strich sie die Zweige glatt, steckte sie zurück und machte das Nest heil, machte es wieder zu einem Zuhause.

